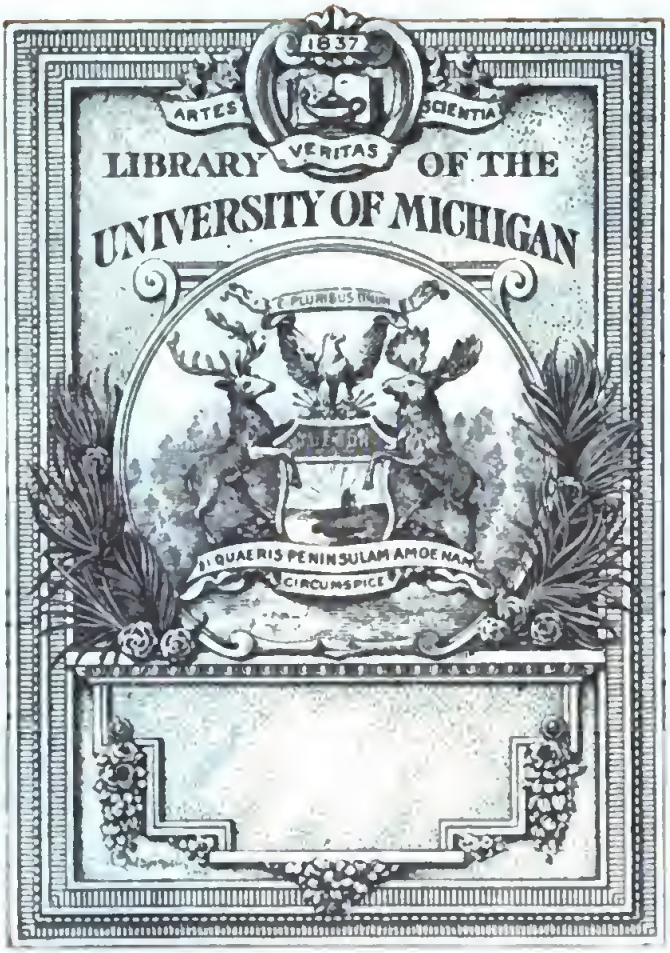
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

R. Knötel



THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz

810.6B58

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erschien:

Freund Allers.

Ein Künstlerleben

von

Dr. Alexander Olinda.

Mit über 400 Illustrationen von C. W. Allers.

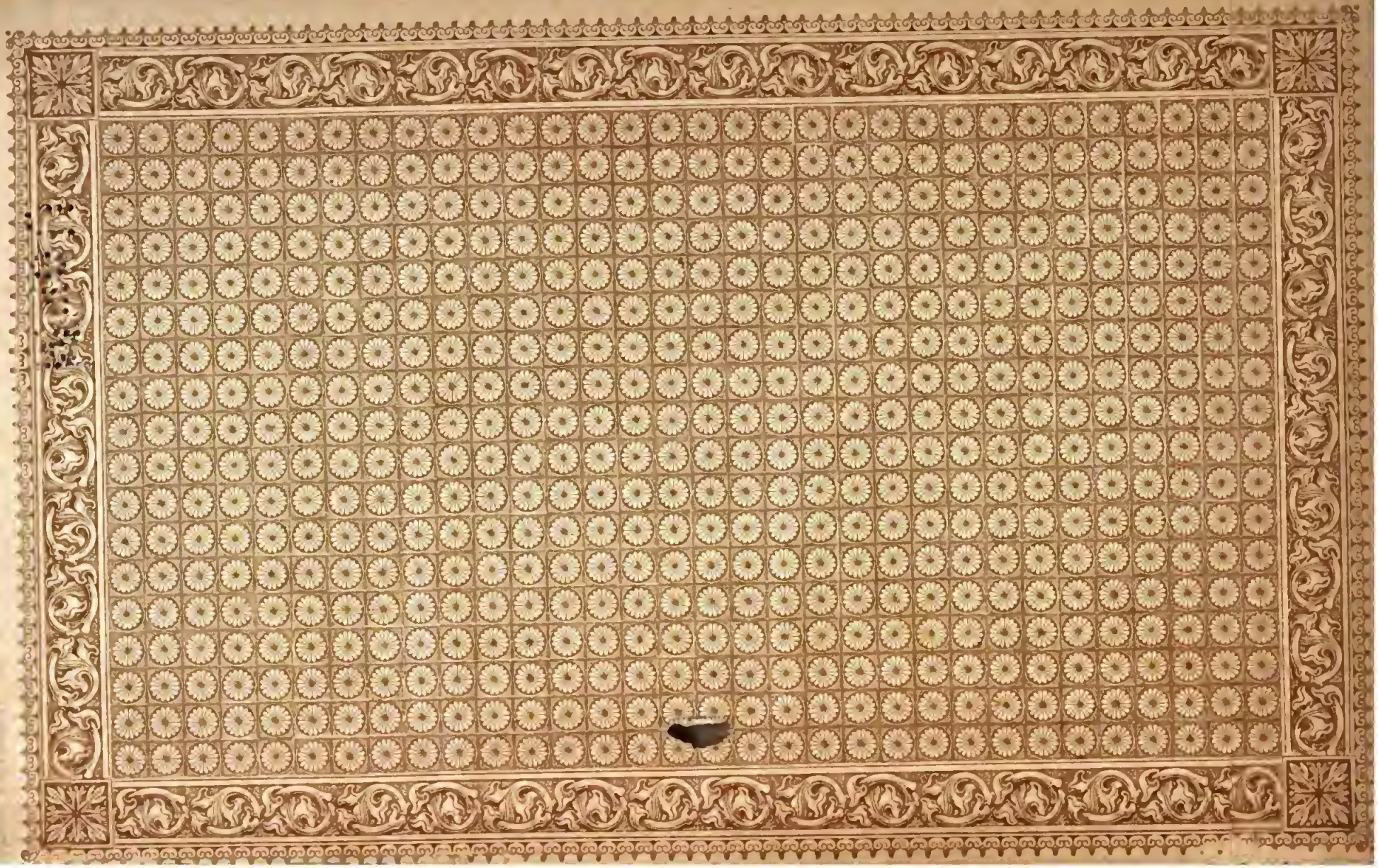
Elegant gebunden 20 Mark.

Wir dürfen obiges Buch als ein hochoriginelles kleines Prachtwerk, als eine der liebenswürdigsten Gaben deutschen Humors bezeichnen. — Allers — dessen eigene briefliche Darstellungen seiner sehr wechselvollen Lebensschicksale durch den verbindenden Text seines Freundes und mehrjährigen Lebensgefährten Dr. Alexander Olinda zu einer Biographie abgerundet sind — tritt uns hier zum erstenmale auch schriftstellerisch als Humorist entgegen.

Sein auch in den härtesten Lebenslagen zu Tage tretender, sich in seinen Briefen mit bezaubernder Natürlichkeit äußernder Humor muß auch das unempfänglichste Gemüt hinreißen. Das Buch hat außerdem eine bedeutsame Moral, die um so wirksamer ist, als sie sich als eine unbeabsichtigte erkennen läßt — es zeigt uns einen Künstler, der sich unter unsäglichen Schwierigkeiten vom Lithographenlehrling langsam emporarbeitet zu seltenster höchster Meisterschaft — unter den härtesten Lebensbedingungen, aber immer voller Mut, immer voller unbesieglich guter Laune.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

Digitized by Google



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Die vergessene Rose“ von Silvester Frey. (S. 122)
Originalzeichnung von R. Knötel.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.

Fünfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Welche von Beiden? Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) 7

Die vergessene Rose. Historische Erzählung von Silvester Frey 91

Mit Illustrationen von R. Knötel.

Onkel Trinius. Novelle von Wilhelm Berger . . . 123

Die „Söhne des Scheingefechts". Bilder aus dem chinesischen Theater. Von Hans Gerstner 151

Mit 12 Illustrationen.

Magenkrankheiten. Populär-medizinische Skizze von Dr. Fr. Parkner 170

Antike und moderne Faustkämpfer. Ein Kapitel aus der Geschichte des Sports. Von Signor Saltarino 183

Mit 2 Illustrationen.

Einschienige Eisenbahnen. Technische Streifzüge von W. Verdrow 199

Mit 8 Illustrationen.

Theorakel. Ethnographische Studie von Richard March 214

Mannigfaltiges:

Wie Napoleon nach Elba kam 226

Zu Lande und zu Wasser 229

Mit Illustration.

Seite

Wracks und Flaschenposten 230
Verfehlte Wahl 233
Feuerwehrpferde 234
Ein luftscheuer Staatsmann ꝛc. 235
Die Kost der alten Deutschen 236
Zwei Ringer 238
Warum bläut man Papier, Wäsche und Zucker? . . 238
Zuerst das Geschäft 240
Jugend hat keine Tugend 240

Welche von Beiden?

Roman

von

Balduin Möllhauſen.

(Fortſetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf dem äußerſten Rande des Ufers, ein wenig getrennt von dem hinter ihm emporragenden dichten Gebüſch, von wo aus er beide Richtungen der Schlucht eine Strecke weit zu überwachen vermochte, ſtand ein feindlicher Infanteriſt. Auf die Muskete gelehnt, ſtarrte er gedankenlos auf das ſprudelnde Waſſer hinab. Er ſchien aus deſſen eilfertigen Bewegungen die Zeit bis zur Ablöſung zu berechnen. Es ließ ſich alſo vorausſetzen, daß die Feldwache ihr Lager auf derſelben Seite in unmittelbarer Nähe der Schlucht aufgeſchlagen hatte. Wie weit ſtromaufwärts, entnahmen die beiden Kundſchafter dem Klange einzelner lauter Stimmen, die, durch dazwiſchen liegendes Geſträuch gedämpft, ihre Ohren erreichten.

„Weiter dürfen wir nicht," meinte Kinta-luhſa, indem ſie ſich behutſam zurückzogen; „der Mann da iſt uns im Wege. Wir müßten dort vorbei. Von ſelbſt gibt er nicht Raum."

Er kehrte ſich dem Weſten zu. Die flammende Röthe

verkündete, daß die hinter der Waldung versteckte Sonne sich der Linie des Horizontes näherte.

„Noch eine Stunde, und unter den Bäumen ist es so finster, daß ein gutes Auge dazu gehört, auf drei Schritte 'nen Mann von einem Sumachbusch zu unterscheiden," sprach er weiter, während sie langsam an dem Uferabhange hinschlichen, „bis dahin werden wir von den Burschen hören —" er brach ab und blieb stehen.

Ein von oben geworfenes Steinchen hatte ihn getroffen. Als Edward, der Richtung seiner Blicke mit den Augen folgend, hinauf sah, entdeckte er ein braunes Gesicht, das sich zwischen Kraut und Gestrüpp hervor über den Uferrand hinaus geschoben hatte und lebhaft zu Kintaluhsa sprach. Dieser hörte seine Mittheilungen anscheinend gleichmüthig. Nur einmal glitt es wie ein Schatten der Enttäuschung über sein ernstes Gesicht; dann beherrschte es wieder die ihm eigenthümliche ausdruckslose Ruhe.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," wendete er sich, sobald der braune junge Jäger sich in das Dickicht zurückgezogen hatte, an Edward, zugleich in einen schnelleren Schritt verfallend; „es ist die Stunde, in der die Patrouillen sich im Lager melden. Die beiden stromabwärts gegangenen Männer mögen bald kommen." Und weiter nach einer kurzen Pause: „Die Jungens sind echte Choctaws. Sie thun, als hätten sie ein halb Dutzend Leben zu verlieren. Der ältere ist als guter Freund in's Lager gegangen. Die Schurken mißtrauten ihm und legten ihn fest."

Sie waren vor der Uferhöhle eingetroffen, und den Baumstamm und dessen Geäst als Leiter benutzend, schlüpften sie hinein.

Mit der ersten Dämmerung war abendliche Stille eingetreten. Hier und da funkelte ein Stern auf. Dünste begannen dem Erdreich zu entsteigen und verhießen, zu

Nebel ſich zuſammenziehend, eine ſchwarze Nacht. Außer dem Plätſchern und Gurgeln des Flüßchens war kein Geräuſch vernehmbar. Höchſtens daß ein Ziegenmelker ſeine ſeltſam klagende Stimme erhob oder wieherndes Lachen von der Feldwache herüber ſchallte. Dann folgten die üblichen Anrufe, die das Ablöſen der einſamen Schildwache begleiteten, und dieſen ſchloß das Geräuſch der in dem Flußbett zurückkehrenden beiden Infanteriſten ſich an. Das Waten im Waſſer meidend, kletterten ſie über den niedergebrochenen Baumſtamm und gelangten dadurch ſo dicht an die beiden Kundſchafter heran, daß dieſe mit den ausgeſtreckten Armen ihre Bajonnette hätten packen können. Sorglos ſprachen ſie von allen möglichen Dingen; auch davon, daß ſie lieber verdammt ſein wollten, als auf ſolch verlorenem Poſten ausharren, wo jede neue Nacht ihre letzte ſein könne.

Sie waren kaum um den nächſten Vorſprung herumgebogen, als der zweimalige Ruf eines Ziegenmelkers von dorther ertönte.

„Der Weg iſt frei," erklärte Kinta-luhſa. Ungeſäumt verließen die beiden Gefährten ihr Verſteck und begaben ſich nach dem Vorſprung, von wo aus ſie zuvor die Schildwache beobachteten. Wie der abgelöste Mann, ſtand auch ſein Nachfolger, die Muskete als Stütze benützend. Vermöge ihrer niedrigeren Stellung zeichnete ſein Oberkörper ſich für ſie vor dem weſtlichen, matt orangefarbigen Hintergrunde wie eine aus Zinkblech geſchnittene Silhouette ſcharf aus. Ueber des Choctaws fernere Pläne war Edward im Unklaren. Unverſtändlich erſchien ihm vollends, daß er, anſtatt nunmehr den Uferabhang zu erſteigen, zumal in nächſter Zeit keine Ueberraſchung zu fürchten, und ſich im Walde zu verlieren, wie zweifelnd daſtand und keinen Blick von dem ſchattenähnlichen Wachtpoſten wendete.

Minute verrann auf Minute, und wie Kinta-luhſa,

verhielt auch Edward ſich regungslos. Plötzlich gewahrte er, daß Jener, um genauer zu ſehen, das Haupt weiter nach vorn neigte. Unwillkürlich folgte er mit den Augen der Richtung ſeiner Blicke und glaubte hinter der Schildwache eine unſcheinbare Bewegung zu entdecken. Ein dumpfer Schlag tönte herüber, und den Kopf voraus, glitt der Mann ſammt ſeiner Muskete den Abhang hinunter.

Edward erſchrak. Auf ſeine Frage erklärte Kinta-luhſa gelaſſen: „Ich ſagte es. Er war uns im Wege. Er mußte beſeitigt werden.“

„Der Burſche erſchlug ihn hinterrücks,“ verſetzte Edward ſchaudernd; denn ſo oft er während der drei Kriegsjahre im Schlachtengewühl über Leichen und Verſtümmelte hinweggeſchritten ſein mochte, hatte nie ein Ereigniß ihn ähnlich erſchüttert, wie das eben beobachtete.

„Hinterrücks,“ beſtätigte der Choctaw ausdruckslos; „hätte er ſich zuvor angemeldet, möchte er ſelber mit zerſchoſſenem Schädel hinunter geſtürzt ſein. Das hätte Lärm verurſacht. Jetzt bleiben wir zwei Stunden ungeſtört. Erſcheint die Ablöſung, glauben ſie, er ſei deſertirt. Bevor der Tag leuchtet, ſind wir weit.“

Edward ſchwieg und folgte ſeinem Führer nach der verhängnißvollen Stätte.

Der junge Choctaw war bereits anweſend. Bedachtſam überzeugte Kinta-luhſa ſich von dem Tode des Erſchlagenen, worauf er gemeinſchaftlich mit dem jungen Stammesgenoſſen die Leiche in tieferes Waſſer ſchleppte und die Muskete ebenfalls verſenkte. Dann begaben ſich alle Drei nach dem Ufer hinauf, wo auf deſſen Rande ein Pfad nach dem Lager führte. Dieſem folgten ſie ſo weit nach, bis ſie den Schein eines verſchwenderiſch genährten Feuers in den Baumwipfeln zu unterſcheiden vermochten. Dort ſich niederlegend, drangen ſie kriechend in den Wald ein, um im Bogen auf die Rückſeite der Feldwache zu gelangen.

Fuß um Fuß hintereinander ſich behutſam nach vorn ſchiebend und gedeckt durch üppig wuchernden Pflanzenwuchs und Wachholdergeſtrüpp, erreichten ſie endlich einen Punkt, von wo aus ſie zwiſchen Baumſtämmen und Strauchwerk hindurch einen nothdürftigen Ueberblick über das Lager gewannen. Eine kurze Strecke von dem Fluß war es im äußerſten Waldesſaum aufgeſchlagen worden, wo man des Schutzes der überdachenden Baumwipfel ſich erfreute, außerdem aber die Ausſicht über eine umfangreiche Wieſe den Wachtdienſt erleichterte. Anweſend waren zehn oder zwölf Mann. Die übrigen acht oder zehn thaten Dienſt als Schildwachen und Patrouillen.

Jeden Schatten auf dem mit Vegetation bewucherten Erdboden vorſichtig ausnützend, wobei ihnen namentlich die breit verzweigten Wachholderbüſche zu Statten kamen, und begünſtigt durch den flackernd beleuchteten Hintergrund, glitten die drei Kundſchafter vollſtändig geräuſchlos bis zur äußerſten Grenze vor. Zunächſt entdeckten ſie den gefangenen Choctawburſchen. Der Zufall fügte es, daß er ihnen den Rücken zukehrte. An einen hundertjährigen Baumſtamm gelehnt ſaß er, und weit genug von dem Feuer, um die ſich zeitweiſe um daſſelbe bewegenden Leute nicht zu hindern. Anſtatt ihm die Hände auf dem Rücken zuſammenzuſchnüren, wohl auch, um ihm das Eſſen zu ermöglichen, hatte man einen um die Knöchel geknoteten Strick von Hand zu Hand und um den Stamm herum gezogen, und zwar ſo, daß die Hände getrennt von einander blieben, und er nur eine zur Zeit zum Munde führen konnte. Dann achtete man des ſich gleichmüthig in ſeine Lage Schickenden kaum noch.

Das Feuer war eben geſchürt und mit dürren Aeſten überdeckt worden. Kniſternd ſandte es ſeine Lohe bis in die Wipfel hinauf und überſtrömte, ſo weit die Vegetation ihm Spielraum gewährte, die Umgebung mit grellem

Schein. Ohnehin durch die Flammen, im Gegensatz zu der das Lager umringenden Dunkelheit, geblendet, wurde der Gesichtskreis der dort Beschäftigten noch dadurch beschränkt, daß zwischen Baum und Strauch fortgesetzt bewegliche Schatten und Lichtreflexe wechselten. Nicht minder begünstigte die verwegenen Kundschafter, daß man sich vor dem Feuer in vollständige Sicherheit wiegte und am wenigsten an eine Störung durch Feinde dachte.

Eine kurze Strecke vor dem Lager hatten die Gefährten sich von einander getrennt, um Jeder seinen eigenen Weg zu wählen, je nachdem Wachholdersträuche und Ginsterbüsche eine geeignete Gelegenheit zum Verbergen boten.

Eine Weile hatten sie solcher Weise verbracht, als Kinta-luhsa, alle Vortheile scharfsinnig erwägend, ein Grasblatt zwischen die Lippen legte, das täuschend ähnliche Wispern einer Heuschrecke erzeugte und in bestimmten Pausen mehrfach wiederholte. Der Gefangene verharrte in seiner stumpfen Ruhe. Nicht das mißtrauischeste Auge hätte ihm das Bewußtsein angemerkt, daß seine Freunde, um ihn zu befreien, gewissermaßen mit dem Tode spielten. Auf die Soldaten übte das geheimnißvoll ertheilte Signal keine andere Wirkung aus, als das dumpfe Poltern der Flammen oder das Knistern des in Asche zerfallenden Holzes.

Nachdem Kinta-luhsa den jungen Stammesgenossen gewarnt und auf die kommenden Dinge vorbereitet hatte, wollte er eben seine Lage ändern, als von der Wiese her drei Männer in dem Feuerschein auftauchten. Der Befehlshaber der Wache war es, ein junger Offizier, der in Begleitung zweier Gemeinen von einem Patrouillengange zurückkehrte. Er sprach noch mit dem während seiner Abwesenheit die Mannschaft befehligenden Korporal, als schneller Hufschlag ertönte und in geringer Entfernung von dem Waldessaum verstummte.

Zwei Reiter waren daselbst abgestiegen und warfen den sie begleitenden Dragonern die Zügel zu. Wer ihnen den nächtlichen Besuch abstattete, errieth Jeder vor dem Feuer. Es ging daraus hervor, daß Alle aufsprangen und in dienstlicher Haltung sich den näher Schreitenden zukehrten. Diesen Zeitpunkt ersah Kinta-luhsa, mit unglaublicher Gewandtheit und Sicherheit in dem von dem Baumstamm geworfenen breiten Schatten einige Ellen nach vorn zu gleiten und den um denselben liegenden Strick zu durchschneiden. Mit einem zweiten Griff schob er das eigene Beil mit dem Schaft halb unter den Gefangenen hin. Nachdem er ihn derartig für unvorhergesehene Fälle bewaffnet hatte, verschwand er, rückwärts kriechend, wieder zwischen den Wachholdersträuchen.

Der Wachtkommandant war dem Offizier, dem Befehlshaber einer weiter zurückliegenden größeren Rekognoszirungsabtheilung, dem der Adjutant auf dem Fuße folgte, mit der Meldung entgegengetreten, daß Alles in Ordnung und die letzte Patrouille eben eingetroffen sei.

„Die ganze Nacht hindurch muß die Hälfte der Leute in Bewegung bleiben," versetzte der Kommandeur streng, „wir befinden uns den Korps am Red-River zu nahe, um nicht zu jeder Stunde eines Ueberfalls gewärtig sein zu müssen. Wir sind noch nicht stark genug. Beim ersten unerwarteten Angriff würden wir überrannt werden."

„Wenn General Price nur erst mit seinem Korps heran wäre," meinte der Lieutenant mißmuthig, „wie der letzte Kundschafter berichtete, schreitet das Abdämmen des Stromes schnell vorwärts. Es steht zu befürchten, daß die Flotte entschlüpft."

„Arbeiteten sie mit verzehnfachten Kräften drei Monate, würden sie das Werk nicht vollenden. Je fester sie sich in den Plan verbeißen, um so mehr Zeit gewinnt Price."

„Wann können wir seiner Ankunft entgegensehen?"

Digitized by Google

„Die Vorhut ſetzt ſich vorausſichtlich am vierten Tage, von heut gerechnet, in Bewegung und kann am fünften Abends hier ſein," erklärte der Kommandeur laut genug, um von Edward verſtanden zu werden. „Vierundzwanzig Stunden mehr gebraucht die Armee mindeſtens zum Aufmarſch. Dann beträgt die Entfernung bis an den Red-River noch zwei bis drei Tagesmärſche. Dreißigtauſend Mann ſind keine Zugvögel, die über alle Hinderniſſe hinwegfliegen."

Mit dem letzten Wort trat er hinter dem Feuer hervor, wodurch er Edward, der ſo lange angeſtrengt lauſchte, Gelegenheit gab, ihn aus der Entfernung von höchſtens acht Schritten zwiſchen den dichtbenadelten Zweigen hindurch genauer zu betrachten. Anfänglich überwog bei ihm der Gedanke an die Gefahr, ſammt den Gefährten aufgeſtört zu werden. Klang ihm aber die Stimme des Kommandeurs von Anbeginn bekannt, ſo war es jetzt, als hätten ſeine Augen ihre Höhlen verlaſſen wollen, um ſich mit ſeiner Erſcheinung vertraut zu machen.

Ein großer hagerer Mann war es, der auf ſeiner verſchliſſenen Uniform die Abzeichen eines Kolonels trug und ſich nachläſſig und ſehr wenig militäriſch einherbewegte. In ſeinem lederartig verwitterten Geſicht mit dem ſchwarzen Bart und den finſter blickenden dunklen Augen verrieth ſich dagegen eine an Fanatismus grenzende Härte, die Jedem gefährlich zu werden drohte, der ſein Mißfallen erregte. Plötzlich fühlte Edward ſeinen Pulsſchlag ſtocken. Ihm war, als hätte er unter den ihn beſtürmenden Empfindungen erſticken müſſen.

Trotz der im Laufe der Jahre in dem Aeußeren dieſes Mannes ſtattgefundenen Veränderung und des vollen Bartwuchſes hatte er keinen Anderen, als den früheren Gatten der unglücklichen Bianka Griffith, den unzweifelhaften Räuber ihres Kindes erkannt. Wenige Sekunden genüg-

ten, ihn von der Wirklichkeit zu überzeugen. Diese Entdeckung erschütterte ihn in einer Weise, daß er die eigene verhängnißvolle Lage vergaß. Die bisher sein ganzes Sinnen und Trachten erfüllende gefährliche Aufgabe wurde gleichsam überwuchert durch die Vergegenwärtigung des namenlosen Elends, welches der vor ihm Stehende auf die geliebte mütterliche Freundin herabbeschwor. Es raubte ihm der Haß die Berechnung für die eigenen Bewegungen, und ohne es selbst zu wissen, schob er, dem unwiderstehlichen Drange, eine freiere Aussicht zu gewinnen, nachgebend, den Kopf etwas weiter zwischen den bergenden Zweigen hervor. Griffith war neben dem gefangenen Choctaw stehen geblieben. Düster, wie Unheil brütend, betrachtete er ihn.

„Das ist also der braune Landstreicher?“ fragte er über die Schulter den Lieutenant, dessen Aufmerksamkeit ausschließlich dem finsteren Kommandeur zugewendet war, während die nächsten Leute dienstfertig das Feuer schürten und erhöhte Helligkeit schafften. „Nach einem Delawaren sieht er nicht aus. Den braunen Hunden ist nie zu trauen. Er mag ebenso gut einer von den Spähern des listigen Cherokesen Opotlei-hoho sein. Bald nach Tagesanbruch wird einer meiner eigenen Kundschafter hier sein. Erklärt der ihn für einen Verräther, so lassen Sie ihn ohne Weiteres erschießen.“

Höher schlugen die mit neuer Nahrung versehenen Flammen empor. Ein Luftzug drückte sie nieder und zur Seite, dadurch Lichtreflexe und Schatten durcheinander wirbelnd. Griffith sah um sich. Nachlässig schweiften seine Blicke über das Wachholdergesträuch hin. Plötzlich neigte er sich nach vorn. Er war in demselben eines nur theilweise beschatteten todtbleichen Gesichtes gewahr geworden, dessen Augen mit durchdringender Schärfe auf ihm ruhten.

„Wen haben wir hier?" fragte er in einem Tone, der unzweideutig verrieth, wie willkommen ihm jede Gelegenheit, ſeiner Grauſamkeit freien Spielraum zu gewähren; „verdammt! Man ſcheint gute Wache zu halten, wenn es feindlichen Spionen geſtattet iſt, bis dicht vor's eigene Feuer hinzuſchleichen."

Edward war, anſtatt in's Dickicht zurückzuſtürzen, unbekümmert um die etwaigen Folgen und nur den Eingebungen des Augenblicks folgend, aufgeſprungen. Mit einem langen Schritt aus ſeinem Verſteck tretend und ſich hoch aufrichtend, ſtieß er mit einem Ausdruck unauslöſchlichen Haſſes den Namen „Griffith!" aus.

Wie von einer unſichtbaren Waffe getroffen, prallte dieſer zurück. Mit einem Namen angerufen zu werden, den er ſeit einer langen Reihe von Jahren nicht mehr hörte, ſchien ihm die Beſinnung geraubt zu haben. Regungslos ſtand er, eine Haltung, die wiederum die der befremdet ſchauenden Leute beſtimmte. Dann ſich ermannend, ſah er mit Unheil verkündender Ruhe auf Edward. Erſt allmälig leuchtete teufliſcher Hohn in ſeinem gallichten Geſicht auf. Es reifte in ihm der Plan, des unverſöhnlichen Feindes mit einem Schimmer von Berechtigung ſich auf immer zu entledigen, bevor er noch viel geſprochen und aus alten Zeiten verrathen hatte.

„Wer biſt Du, Burſche?" ſprach er ſpöttiſch, in der unverkennbaren Abſicht, Edward zu reizen, „Dir muß verdammt wenig an Deinem Lumpenleben gelegen ſein, daß Du in die Rolle eines vogelfreien Spions eingetreten biſt."

„Nicht als Spion ſtehe ich vor Dir," antwortete Edward herausfordernd, „ſondern als Offizier in der Uniform ſeines Regiments, den die Dienſte eines Kundſchafters nicht entehren. Aber auch als nächſter Verwandter der Frau Bianka Griffith, um Rechenſchaft über den Verbleib ihrer hinterliſtig geraubten Tochter von Dir zu fordern."

Dieſe, vor den beiden Offizieren und der Mannſchaft an ihn gerichtete Anklage ſteigerte Griffith's Wuth auf den Gipfel. Er beherrſchte ſich indeſſen unter dem Eindruck des Bewußtſeins, den todesverachtenden trotzigen jungen Mann auf alle Fälle in ſeiner Gewalt zu haben. Wie um ſich dadurch vor Uebereilung zu bewahren, in der That aber, um die Wirkung des ihm zugeſchleuderten ſchweren Vorwurfs auf die Leute, namentlich auf ſeinen Adjutanten, einen tückiſch ſchauenden Kreolen, kennen zu lernen, ſah er langſam im Kreiſe um ſich.

Die Mannſchaft ſtand ehrerbietig in angemeſſener Entfernung. Sie ſowohl wie die beiden Offiziere begriffen, daß beſondere Beziehungen zwiſchen den erbitterten Gegnern walteten, wodurch es ihnen verwehrt war, ohne vorausgegangenen ausdrücklichen Befehl ſich des verwegenen Feindes zu bemächtigen, und das war es, was Griffith mit teufliſcher Berechnung zu vermeiden wünſchte. Edward ſtand zu derſelben Zeit hoch aufgerichtet da. Zu ſtolz zu einem Fluchtverſuch, war er bereit, ohne einen Laut der Klage das über ſich ergehen zu laſſen, was er, im Vollgefühl ſeiner Rechtlichkeit, unbeſonnen für ſich heraufbeſchworen hatte. Der Revolver ſteckte zwar handgerecht in ſeinem Gurt; doch hinderte eine gewiſſe Ritterlichkeit ihn, ſich deſſen anders als im äußerſten Nothfall zu bedienen.

„Dem jagt der Wahnwitz die ſinnloſeſten Worte über die Zähne," ſprach Griffith über die Schulter zu ſeinem Adjutanten. Zugleich legte er, wie von ungefähr, die Hand auf den Kolben ſeiner Piſtole, eine Bewegung, die der gefangene Choctaw dadurch beantwortete, daß er verſtohlen den Griff des Kriegsbeils packte. Dann wieder zu Edward gewendet, fuhr Griffith fort:

„Ich kenne Dich nicht. Für mich biſt Du ein Spion, der an den Baumaſt gehört. Ich will indeſſen großmüthig

Deinem Stande Rechnung tragen —“ und mit haſtigem Griff den Revolver aus dem Futteral reißend, feuerte er ihn auf den nur fünf Schritte weit vor ihm Stehenden ab.

In demſelben Augenblick hatte ſich ſeitwärts von ihm eine noch flinkere Bewegung entwickelt, und bevor einer der den Kommandeur geſpannt überwachenden Zeugen es ahnte, war der junge Choctaw auf die Füße emporgeſchnellt. Das Beil ſammt dem noch um das Handgelenk befeſtigten Strickende flog blitzſchnell um ſein Haupt, und mit unheimlichem Knirſchen traf die ſcharfe Schneide Griffith quer durch das Geſicht. Hatte der unvorhergeſehene Angriff die Kugel in ihrem Fluge nicht gehemmt, ſo war deren Richtung durch den vor Griffith's Augen vorüberzuckenden Schatten doch beeinflußt worden, denn anſtatt Edward's Bruſt zu durchbohren, hatte ſie ſeinen linken Oberarm getroffen. Während der junge Choctaw im nahen Dickicht verſchwand, taumelte Edward zurück, fühlte ſich indeſſen an der Hand ergriffen und mit fortgeriſſen. Indem aber die Soldaten, vollſtändig verwirrt durch das weit außerhalb jeder Berechnung liegende Ereigniß, angefeuert durch die Offiziere zu den Waffen griffen, einzelne dagegen Griffith, der lautlos zuſammengebrochen war, zu Hilfe ſprangen, erwachte Edward's Selbſterhaltungstrieb.

Den Bewegungen Kinta-luhſa's nachgebend, drang er mit ihm tiefer in das Dickicht ein. Als erſt bei dem Feuer geregelte Befehle ertönten, einzelne Schüſſe hinter ihnen her krachten und Leute in verſchiedenen Richtungen davon eilten, um den Flüchtlingen, wenn noch möglich, den Weg zu verlegen, lagen dieſe kaum zweihundert Schritte weit von dem Feuer im undurchdringlichen Schatten des verworrenen Geſträuches ſicher geborgen. Sie ſahen voraus, daß ſchwerlich Jemand ſich in das Dickicht hineinwagen würde, wo hinter jedem Baumſtamm hervor eine heimlich

gezückte Waffe ihn treffen konnte. Daher bedachtsam jedes verrätherische Geräusch vermeidend, warteten sie zunächst auf die Entfernung der ihnen planlos nachgesendeten Verfolger, um dann erst, wenn sie hoffen durften, keinem mehr zu begegnen, die Flucht fortzusetzen.

Viertes Kapitel.

Nach Ablauf einer Stunde hatten die Mannschaften sich wieder vor dem Feuer gesammelt. Man sah ein, daß in dem finsteren Walde an ein Auffinden der listigen Gegner nicht zu denken sei, und beschloß daher, die Verfolgung erst nach Tagesanbruch wieder aufzunehmen. Außerdem hatte der Lieutenant sich in Begleitung des Adjutanten auf den Weg begeben, um dem Hauptkommando den Fall des Kolonels zu melden und das Entsenden einer größeren Rekognoszirungsabtheilung zu veranlassen.

Die Flüchtlinge gewannen dadurch hinlänglich Zeit, in das Flußbett hinabzuschleichen und ihm bis zu der bekannten Rinne nachzufolgen. Erst in derselben, durften sie sich wenigstens vorläufig als einigermaßen gesichert betrachten. Es hinderte sie daher nichts, mit Rücksicht auf Edward's immerhin schwere Verwundung, die von Kinta-luhsa, um etwaigen Blutspuren vorzubeugen, in einfachster Weise verbunden worden war, ihre Bewegungen vorsichtig zu mäßigen.

Noch unter dem vollen Eindruck der Begegnung mit Griffith, schritt Edward wie im Traume einher. Wie ein Wunder erschien ihm, dem Tode entronnen zu sein. In der ihn umringenden Finsterniß auf die Führung der braunen Freunde angewiesen, hatte er bis zu einem gewissen Grade seine Selbstständigkeit verloren. Er hörte nichts, sah nichts; fühlte nur, daß der Erdboden mit zahlreichen

Digitized by Google

Hinderniſſen bedeckt war, über die Kinta-luhſa ihm mit erſtaunlicher Sicherheit und Ortskenntniß hinweg half. Es überraſchte ihn kaum, als dieſer nach längerer Wanderung vorſchlug, einige Stunden zu raſten. Aufſchauend ſah er eine als ſchwarzen Wall ſich auszeichnende umfangreichere Gruppe junger Tannen vor ſich, deren unterſte Zweige mit den ſchwanken Enden den Erdboden fegten.

Während der eine junge Choctaw nach kurzer Berathung mit Kinta-luhſa ſich entfernte, ſuchten die Zurückbleibenden Schutz und Obdach unterhalb des dichten Zweiggewebes. Durch den Blutverluſt und das Brennen der Wunde erſchöpft, entſchlief Edward bald, und bis auf den gelähmten Arm neu geſtärkt, erhob er ſich lebhaft, als Kinta-luhſa ihn beim erſten Grauen des Morgens weckte. Ein Stückchen gedörrtes Wildfleiſch für Jeden bildete das Frühmahl; dazu ein mäßiger Trunk aus der mit Branntwein gefüllten Feldflaſche, und weiter wanderten ſie, begünſtigt durch das ſchnell zunehmende Tageslicht, auf dem unwegſamen Boden.

Immer wieder in die gewundene Rinne einbiegend, gelangten ſie nach Zurücklegung einer erheblicheren Strecke bis dahin, wo das Quellbett durch ſanft anſteigende Hügel und Felsblöcke eingeengt wurde, die endlich in maſſive Wände übergingen. Dieſe bildeten eine ſchmale, wild zerriſſene Kluft, in der gerade zwei Menſchen nebeneinander Platz fanden. Bevor ſie in den ſchachtartigen Gang eintraten, wies Kinta-luhſa auf mehrere feuchte Flächen angeſchwemmten Sandes, die das bisherige Kiesgerölle bedeckten. Nur die größeren Steine ragten daraus hervor.

„Wer ſucht Menſchen da drinnen?“ fragte er, zu Edward gewendet, „und doch gingen welche hinein. Sie waren klug, folgten meinem Rath. Sie ſchritten von Stein zu Stein. Der Sand verräth nicht, daß ſie hier geweſen. Wer ſucht Menſchen da, wo keine Fährten ſichtbar? Die Rebellen

mögen kommen. Ihre Augen sind nicht die eines Falken, der von den Wolken herunter späht."

Edward verstand den ihm ertheilten Rath und folgte dem voraufschreitenden Choctaw in der vorgeschriebenen Weise. Höher wuchsen die bemoosten Gesteinsmassen empor und scheinbar neigten sie sich, je weiter nach oben, um so näher einander zu, bis die Kluft vor einer kleinen Erweiterung endigte. Die Kühle eines Kellers herrschte in dem abgeschiedenen Winkel, dessen Uferränder über dreißig Fuß hoch emporragten. Leises Plätschern verrieth, daß ein Wasserstrahl auf halber Höhe dem Gestein entrieselte und, gleichsam von Stufe zu Stufe springend, in ein natürliches Becken sich ergoß. Dessen Umfang war auf den ersten Blick nicht zu übersehen, indem gewaltige Felsblöcke neben kleineren dessen Grenzen verbargen und Zeugniß von dem tausendjährigen Wirken einer schwachen Wasserader ablegten. So hatte ein Stück der Felswand, allmälig unterspült, sich endlich von der mächtigen Deckschicht gelöst und um mehrere Fuß gesenkt, zugleich andere Blöcke zertrümmernd oder übereinander drängend. Es war ein schauerlich einsamer Ort. Cyklopen schienen daselbst gehaust zu haben.

Kurz bevor die Kundschafter die Erweiterung betraten, stand plötzlich derselbe Fremde vor ihnen, den Edward Tags zuvor kennen lernte.

„Ich wußte, daß es kein Anderer sein konnte, der hier eindrang," sprach er, zuerst dem Choctaw, dann Edward die Hand zum Gruß reichend.

„Wo ist der Bursche, den ich schickte?" fragte Kinta-luhsa.

„Er verließ die Grotte bei Tagesanbruch, meinte, nach dem Vorgefallenen seien die Rebellen rege geworden und böten Alles auf, sich des vermeintlichen Spions zu bemächtigen. Er fürchtete, sie könnten hierher kommen, und ging nach oben, um Wache zu halten."

„Es ist gut," versetzte Kinta-luhsa, „er sagte nicht zu viel. Hier sind wir sicherer, als auf jeder anderen Stelle."

Da hier der Erdboden ausschließlich mit Gestein oder Wasser bedeckt war, schwand die Ursache zu übermäßiger Vorsicht. Gleich darauf bogen sie um einen Felsblock herum, der bisher die Aussicht auf die Erweiterung verlegte.

Edward's erster Blick fiel auf ein schönes Mädchen, die Tochter des Fremden, die in der Bekleidung wie in dem sonnverbrannten Antlitz die sprechenden Merkmale einer langen, mühevollen Wanderung trug. Leicht an ein Felsstück gelehnt, stand sie, die Augen mit einem Gemisch von Neugierde und Besorgniß auf ihn gerichtet. Die wenigen Schritte bis zu ihr genügten Edward, sich mit ihrer Erscheinung einigermaßen vertraut zu machen. Zunächst fiel ihm auf, daß sie, wie er schon an ihrem Vater entdeckte, sich durch eine Haltung auszeichnete, die im vollsten Widerspruch mit der einfachen schwer arbeitender Farmer stand. Und so übte sie, zumal nach dem gefährlichen nächtlichen Abenteuer und inmitten der wild zerrissenen, fast beängstigenden Umgebung einen Eindruck auf ihn aus, als ob ein liebliches Gebilde aus seinen glücklichsten Träumen sich plötzlich vor seinen Augen verkörpert habe.

Schlank und doch kräftig gewachsen, zeigte ihre Gestalt alle jene Vorzüge, die der sorgsam gehegten und gepflegten, eben erschlossenen Jungfräulichkeit eigen. Obwohl fast ärmlich und in rauhe Stoffe gekleidet, ließ sich nicht verkennen, daß die Grazien ihr die holdesten ihrer Gaben als Angebinde in die Wiege gelegt hatten. Ein zerknitterter grauer Filzhut, unter welchem das nachlässig aufgesteckte lockige, tiefschwarze Haar keinen Platz fand, beschattete ein in Jugend und Gesundheit blühendes, überaus reizvolles Antlitz, das zwei dunkle, von schwarzen Brauen überwölbte langbewimperte Augen einschmeichelnd belebten.

Urſprünglich geſchaffen, Frohſinn auszuſtrahlen, blickten ſie jetzt ängſtlich, während um die vollen Lippen ein ſchüchternes Lächeln ſpielte, welches man als ein ſanftes Flehen um Wohlwollen hätte deuten können.

Auf die flüchtige Vorſtellung, bei welcher Edward erfuhr, daß das Mädchen Ringlet mit Vornamen heiße, reichte ſie Edward die Hand, theilnahmvoll erklärend, bereits von ſeinem Unglück gehört zu haben.

„Ein doppeltes Unglück, wenn man die Mittel nicht beſitzt, ihm ſo zu begegnen, wie es unter anderen Verhältniſſen durch eine geübte Hand mit beſſerem Erfolg geſchehen könnte," verſetzte der Fremde lebhaft bedauernd, worauf er Edward bat, einen neben dem Waſſer emporragenden Felsblock zum Sitz zu wählen.

„Sie ſind Arzt?" erwiederte Edward überraſcht.

„Arzt, und Tenbroek iſt mein Name," gab dieſer bereitwillig zu. Als er aber Anſtalt traf, Edward's Wunde zu unterſuchen, wehrte Kinta-luhſa ihm.

„Nicht hier," ſprach er mit einer gewiſſen Entſchiedenheit, „färbt Blut den Stein und das Waſſer, ſo wird es zum Verräther. Wer weiß, die Rebellenhunde mögen unſeren Fährten nachgehen. Blut erkennen ſie leicht. Es iſt keine Spur im trockenen Sande," und dem Doktor und Edward voraus, zwängte er ſich zwiſchen zwei Felsſtücken hindurch, auf deren anderer Seite die in ihrer Lage geſtörte Wand vor ihm lag. Dort zeigte ſich, daß ſie, wie nach unten, auch nach außen gewichen war, wodurch ſich hinter ihr ein gegen drei Fuß breiter Raum gebildet hatte. Es war daſſelbe Verſteck, in welchem der Doktor, durch Kinta-luhſa über deſſen Lage genau unterrichtet, mit ſeiner Tochter die Nacht verbrachte. Da ſtand noch ſeine Büchſe und lagen zwei in Bündel zuſammengeſchnallte Decken, die zugleich ihren kärglichen Eßvorrath enthielten. Das Waſſer des Beckens reichte eine kurze Strecke in den Raum hinein.

Es war somit das geboten, was in der augenblicklichen Lage am dringendsten erforderlich. Ohne Zeitverlust ging der Doktor nunmehr an's Werk, wobei Ringlet ihn mit offenbar geübter Hand unterstützte, und nach kurzer Zeit empfand Edward nicht nur die Wohlthat eines kunstgerechten Verbandes, sondern trug auch den Arm in einer Schlinge, wozu Ringlet ihr Halstuch freundlich dargereicht hatte. Ueber den Charakter der Wunde sprach der Doktor sich nur unbestimmt dahin aus, daß der Knochen unverletzt geblieben, und das Weitere von einer baldigen angemessenen Pflege zu hoffen sei.

Während dieser ganzen Zeit hatte Edward wie von einem Traum umfangen dagesessen. Kaum daß er wagte, zu Ringlet aufzuschauen, die mit rührendem Eifer sich allen von ihrem Vater geforderten kleinen Dienstleistungen unterzog. Er wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, ob die bezaubernde Anmuth sogar ihrer kleinsten Bewegungen, ob die Leichtigkeit der regsamen Hände, die nicht müde wurden, das geronnene Blut zu entfernen und das von Neuem fließende zu stillen, oder die innige Theilnahme, die sich in ihrer Stimme verrieth, aus ihren großen, in mildem Licht strahlenden Augen hervorleuchtete. Und als er ihr endlich seinen tiefempfundenen Dank aussprach, da lächelte sie befriedigt, als wäre sie selbst ihm zu Dank verpflichtet gewesen. Kein Wunder, daß sie ihm, dem seit Jahren im wilden Kriegsgetümmel heimischen Feldsoldaten, wie eine Heilige erschien, für deren Rettung aus der bedrängten Lage sterben zu dürfen er als ein Glück willkommen geheißen hätte. Und dann wieder die kindlich treue Sorge um den Vater, dem sie nach dem Tode der Mutter sein Eins und Alles geworden war. Er meinte, sich nicht satt an ihr sehen, nicht oft genug den süßen Klang ihrer sanften Stimme hören zu können. Vergessen war das, was er in seiner Begegnung mit Griffith er-

lebte, vergeſſen Alles, was noch vor ihm lag und wozu er ſich wagemuthig verpflichtet hatte. Er vermochte nur zu ſchwelgen in dem Gefühl eines unendlichen Behagens, erzeugt durch die rührende Sorgfalt, die ſie ihm zuwendete.

Das leichte Aufſchlagen eines Gegenſtandes auf den vorragenden Theil der Felswand ließ ſich vernehmen. Gleich darauf drangen die Stimmen Kinta-luhſa's und ſeiner jungen Stammesgenoſſen in das Verſteck. Sie ſprachen gedämpft, aber ungewöhnlich lebhaft zu einander. Erſt nach einer Weile erſchien Kinta-luhſa und verkündete, daß der Aufbruch vielleicht bis zum Abend verſchoben werden müſſe. Der als Wache oben aufgeſtellte junge Mann hatte eine berittene Patrouille entdeckt, welche die Richtung auf die Quelle zu verfolgte, dann aber durch Baum und Strauch ſeinen Blicken entzogen wurde. Ungewiß, wo ſie wieder zum Vorſchein kommen würde, war ihm, um ſich ihrer Aufmerkſamkeit zu entziehen, kein anderer Ausweg geblieben, als den Sprung in die Tiefe zu wagen.

Nach dieſen Mittheilungen begaben Kinta-luhſa und die beiden jungen Leute ſich in der Kluft ſo weit zurück, wie, ohne bemerkt zu werden, geſchehen konnte. Von dort aus ſpähten ſie, Jeder von einem beſonderen Punkte aus, über das ſich ſanft ſenkende, mit lichtem Gehölz bedeckte Gelände hin, wo die Patrouille, ſofern ſie in der That auf dem Wege zur Quelle, in ihren Geſichtskreis treten mußte. Bevor ſie ihrer anſichtig wurden, unterſchieden ſie die Stimmen mehrerer Männer, die laut zu einander ſprachen. Erſt nach einer Weile erblickten ſie fünf oder ſechs Dragoner, die offenbar kurz zuvor angehalten hatten, um ſich über die weiter zu verfolgende Richtung zu einigen, und jetzt hinter einem Hain hervorritten. Den gangbarſten Boden für die Pferde wählend, hielten ſie ſich am Fuße der Hügelkette, mußten alſo binnen kurzer Friſt vor dem Eingange der die Quelle bergenden Kluft vorüberkommen.

Bis zum letzten Augenblick säumten die drei Späher auf ihren Posten und sie hatten sich eben hinter den die Erweiterung begrenzenden Felsblöcken niedergekauert, wo Edward zu ihnen trat, als die Reiter vor der Kluftmündung ihre Pferde anhielten. Dann drangen die zwischen ihnen gewechselten Worte zwar gedämpft, wie durch ein Rohr gesprochen, jedoch verständlich zu den Flüchtlingen herein.

„Ich will verdammt sein, wäre das nicht ein Winkel, wo Jemand einen Unterschlupf gefunden haben könnte," hieß es sorglos.

„So müßte er hier auf dem Sande Spuren hinterlassen haben," lautete die Erwiederung.

„Wenn er dumm genug gewesen wäre, wie in einen Ladies-Parlour durch die Thür einzutreten. Lauert wirklich Jemand da drinnen, der nicht gesehen sein will, so ist er weiter oberhalb herunter geklettert."

Das Klappern von Hufen, die hier und da auf festes Gestein trafen, wurde vernehmbar und näherte sich langsam.

„Nichts von Fährten zu entdecken," ertönte es aus geringerer Entfernung, „und hereingeflogen kann Keiner sein," zugleich verstummte das Geräusch des vorsichtig schreitenden Pferdes; dann weiter: „Des Teufels will ich sein, wenn ich mit meinem Gaul so komfortabel herauskomme, wie ich hinein gerieth. Nebenbei muß dahinten Wasser sein. Der nasse Sand verräth's. Da möchten wir die Flaschen füllen."

„Wenn's Whisky wäre!" hieß es unter lautem Gelächter vor dem Eingang. „Hängen will ich, wenn ich um solchen Trunk auch nur 'nen Fuß aus dem Steigbügel ziehe."

Ungeduldiges Stampfen folgte. Edward errieth, daß der Reiter versuchte, umzukehren, dann aber das Pferd rückwärts schreiten ließ, bis er mehr Raum gewann. In der Hoffnung, daß die Leute sich nunmehr entfernen wür-

den, sah er sich indessen getäuscht. Eine Weile verhandelten sie noch vor dem Eingange, dann unterschied er schwere Schritte, und von Kinta-luhsa gedrängt, begab er sich in das Versteck zurück, wohin die Choctaws ihm folgten. Dort traf er den Doktor in äußerster Aufregung. Ringlet bewahrte ihre ruhige Haltung, aber ihre Wangen waren erbleicht. Die äußersten Kräfte bot sie auf, den Vater nicht durch Kundgeben ihres Grauens zu beirren. Zugleich suchte sie, wie Ermuthigung von ihm erwartend, Edward's Augen. Dieser verstand sie und flüsterte gleichsam beschwörend:

„Unser Entkommen auf die eine oder die andere Art unterliegt keinem Zweifel. Fünf Mann sind es, die uns bedrängen. Wir leben in Kriegszeiten, in denen Menschenleben leider keinen Werth haben; gerechtfertigt erscheint, was unter anderen Verhältnissen verdammungswürdig."

Ringlet, nunmehr auf alle Möglichkeiten vorbereitet, schauderte. Der Doktor drückte Edward die Hand. Dann trat Schweigen ein. Gespannt lauschte jedes Ohr auf das Geräusch der gemächlich näher Schreitenden. Vor dem Becken eingetroffen, prüften sie die Umgebung flüchtig, worauf sie die mitgeführten Feldflaschen füllten.

„Kühl, wie aus 'nem Eiskeller heraufgeholt," meinte der Eine während der Arbeit des Schöpfens.

„Heiß vom Feuer heruntergeholt mit 'ner kräftigen Beimischung, wäre mir verdammt viel lieber," versetzte der Andere. Beide lachten und weiter hieß es:

„Der Henker mag Jemand in 'nem Walde suchen, wo man keine hundert Schritte weit um sich sieht; wer so dicht an die Feldwache heranschlich, ist auch der Mann dazu, sich aus der Falle zu ziehen."

„Aber da redeten sie von 'nem flüchtigen Doktor und seiner Tochter, nach denen wir auslugen sollten. Hundert Dollars für's Ergreifen ist immerhin kein Hundelohn."

„Was helfen mir hundert Dollars, wenn's keine Gelegenheit gibt, ſie zu verthun, oder ſie nächſtens Jemand meiner durchlöcherten Karkaſſe aus der Taſche zieht."

„Sie ſollen vorgeſtern in dieſer Gegend geſehen worden ſein."

„Da könnten ſie heut' ſchon im Red River ihre Hände gewaſchen haben."

„Aber auch den Unioniſten Bericht über die Stellung unſeres Korps erſtatten."

„Zum Teufel mit Beiden. Was verſteht ein Doktor oder gar ein junges Frauenzimmer von Militärangelegenheiten? Schade um jeden Schritt, zu dem unſere Gäule um ihretwillen gezwungen werden."

Die Flaſchen waren gefüllt. Bevor ſie ſchieden, kehrten ſie ihre Aufmerkſamkeit noch einmal der Umgebung zu.

„Immerhin 'ne feine Gelegenheit für 'nen Flüchtling," ſpannen ſie ihre Unterhaltung weiter, „wir ſollten wenigſtens einen Blick da um den losgebrochenen Felſen herum werfen."

„Und die Stiefel voll Waſſer füllen? Verdammt, das fehlte mir gerade um ſolcher Urſache willen. Und wer bürgt dafür, daß der Block da nicht bei der erſten unvorſichtigen Berührung umſchlägt und den ganzen Thurm loſen Geſteins mit herunterreißt. Hängt er doch wie 'n reifer Kürbis an 'nem verfaulten Stengel. Es wäre ein elendes Ende, zerquetſcht zu werden wie eine aufgeſchnittene Citrone über 'nem Grogglas."

„Ich will's wenigſtens verſuchen," lautete die Erwiederung, „ein Paar Stiefel ſind bald getrocknet."

Es folgte das Plätſchern, mit welchem der Mann in das Becken trat, aber ſchon nach dem zweiten Schritt unter dem Hohngelächter des Gefährten umkehrte. Nicht vertraut mit dem unebenen Boden des Beckens, war er in eine Aushöhlung des maſſiven Felſens gerathen, wo ihm das Waſſer

bis über die Kniee reichte. Unter böſen Verwünſchungen ſuchte er durch Stampfen das Waſſer aus ſeinen Stiefeln zu entfernen, und weiter ſprach er zum Ergötzen des Gefährten ingrimmig:

„Hol' der Teufel alle Doktors, Spione und hübſche Mädchen; ich habe genug davon. Wo keine Spuren ſichtbar, mag der Henker das Geſindel aufſuchen."

„Ueberlaſſen wir's dem Fußvolk," tröſtete der Genoſſe ſpöttiſch, „das iſt ebenfalls auf den Beinen und hat Jungens ausgeſendet. Wir müſſen ihnen begegnen. Die wollen wir hierher ſchicken. Vielleicht ſind deren Stiefel waſſerdicht." Und leichtfertig ſcherzend ſchlugen ſie den Rückweg ein. Bevor ſie den Ausgang erreichten, befanden die Choctaws ſich wieder in der Kluft, um ſich über den Verbleib des Trupps zu unterrichten.

Die Zeit, während ihre Entdeckung an einem Haar hing, war den Flüchtlingen in tödtlicher Spannung verſtrichen. Grauenerfüllt lauſchte Ringlet auf die Bewegungen der nur wenige Schritte von ihnen befindlichen Feinde. Der Doktor und Edward erduldeten um ihretwillen Höllenqualen, wogegen die Choctaws mit geſchäftsmäßigem Gleichmuth ſich darauf vorbereiteten, von ihren Büchſen Gebrauch zu machen. Zuverſichtlich rechneten ſie auf die Mitwirkung Edward's und des Doktors; dann aber durfte kein Mitglied der Patrouille geſchont werden, um, deren Pferde zur Fortſetzung der Flucht benutzend, einen guten Vorſprung zu gewinnen. Das Aergſte war nicht auf ſie hereingebrochen, und erleichtert athmeten Alle auf. Aber ein gefahrvoller Weg lag noch vor ihnen, während hinter ihnen neue Feinde das Gehölz durchſchwärmten und, Bluthunden ähnlich, nach ihren Fährten ſpürten.

Endlich erſchien Kinta-luhſa in dem Verſteck und verkündete, daß der Weg frei ſei, und keine Minute verloren gehen dürfe. Vorſichtig, wie ſie die Kluft betreten hatten,

verließen sie dieselbe wieder, und nach kurzem Berganſteigen erreichten ſie den Kamm der Hügelkette. Dort ordnete ſich der Zug. Voran ging Kinta-luhſa. Ringlet, hinter ſich den Vater, folgte in ſeinen Spuren. An dieſen ſchloſſen Edward und der eine Choctawburſche ſich an. Der zweite blieb zurück, um einer möglichen Ueberraſchung von dort her vorzubeugen.

Mit gemäßigter Eile traten ſie die Wanderung an. Geſprochen wurde nicht mehr. Um ſo ſchärfer ſpannte Jeder die Sinne an. Argwöhniſch lauſchten die Ohren in alle Richtungen, und wo nur immer in der wechſelvollen Landſchaft ſich ein Durchblick bot, ſchweiften die Augen mißtrauiſch in die Ferne. Bald im Waldesſchatten auf ungebahnten Wegen ſchritten ſie einher, bald über kleinere und größere Wieſenflächen, und immer wieder ließ Kinta-luhſa Edward's wegen eine kurze Raſt eintreten. Dieſer lehnte ſich jedesmal dagegen auf, bekämpfte die allmälig fühlbarer werdende Erſchöpfung, achtete nicht des eigenthümlichen Pulsſchlages in dem verletzten Arm, nicht des von der Wunde ausgehenden ſchmerzhaften Ziehens.

Nur für Ringlet fürchtete er noch. Wie um dadurch ſeine Kräfte zu ſtählen, betrachtete er ſie, ſo oft ſie, ein Hinderniß umgehend, aus der Reihe bog, mit entzückten Blicken. Es berauſchte ihn die unvergleichliche Anmuth, mit welcher der Oberkörper ſich in den Hüften wiegte, und der ſchlanke Hals den kleinſten Bewegungen des aufrecht getragenen ſchönen Hauptes nachgab. Ihre Kleider reichten nach ländlicher Sitte nicht ganz bis zu den Knöcheln nieder. Vor Augen lag die Geſchmeidigkeit, mit der die in feſte Schuhe gekleideten ſchmalen Füße ſich in den zierlichen Gelenken regten und ſo leicht und ſicher auftraten, als hätten ſie überhaupt kein Gewicht zu tragen gehabt. Auch Ringlet ſah zuweilen rückwärts. Zärtliche Beſorgniß webte auf ihrem Antlitz, wenn ſie zu entdecken glaubte, daß der

Vater neue Zuverſicht auf Rettung aus dem unveränderlich ruhigen Weſen des braunen Führers ſchöpfte. Begegneten aber ihre Blicke denen Edward's, deſſen Mattigkeit unverkennbar, dann erhellte jedesmal ein ſüßes Lächeln der Theilnahme und der Ermuthigung ihre holden Züge.

Nach dem kärglichen Mahl auf dem Ufer eines Baches, wünſchten der Doktor und Ringlet die Raſt länger auszudehnen. Kinta-luhſa war damit einverſtanden. Doch Edward, die wahre Urſache leicht errathend, wehrte beinah heftig. Wäre es ihm beſchieden geweſen, auf dem Wege wie ein gehetztes Stück Wild zuſammenzubrechen und zu verenden, ſo hätte er die ihm geltenden freundlichen Rückſichten verſchmäht. Von den Gefahren ſprach er, die jede unnöthig verſäumte Minute im Gefolge haben könne, ſich leichtfertig darauf berufend, nicht jene ſeinem Zuſtande dienende Ruhe finden zu können, bevor er den Red River vor ſich ſehe.

Und weiter ging es wieder Stunde um Stunde. Wenn Ringlet, wie mit den Sehnen eines jungen Hirſches ausgeſtattet, alle ſich entgegenſtellende Hinderniſſe beſiegte, ſo lebte Edward unter dem Druck des beſchämenden Vorgefühls, dennoch ſchließlich dem Zwange ſeines bedenklichen Zuſtandes ſich unterwerfen zu müſſen. Ob ſeine Glieder zeitweiſe gänzlich zu erlahmen drohten: immer wieder raffte er ſich empor. Aber matter wurde ſein Blick nach jeder neuen Ueberanſtrengung, unſicherer ſein Schritt. Wilder loderte zugleich ſeine Gehäſſigkeit auf, indem er ſich Griffith vergegenwärtigte. Wie ein Wunder erſchien ihm, dem tückiſchen Mordanfall entronnen zu ſein, um dafür in eine Lage der Hilfloſigkeit zu gerathen, der er den Tod vorgezogen hätte. Daß ein rächendes Geſchick den erbitterten Feind vor ſeinen Augen vernichtete, gewährte ihm am wenigſten Befriedigung. Er gönnte ihm nicht den Vorzug, wie von einem Wetterſtrahl getroffen, ohne jeglichen Todes-

kampf, aus dem Leben geſchieden zu ſein und ein Geheimniß mit in die Erde hinabgenommen zu haben, von dem nur er allein den undurchdringlichen Schleier hätte lüften können.

Und weiter und immer weiter ging es mit bedachtſam gemäßigter Eile, und ein langer Weg lag noch vor den Flüchtlingen, als endlich die Sonne in die Waldung hinabtauchte und die Dunkelheit einer mondloſen Nacht der voraufgegangenen Dämmerung beinah unmittelbar folgte. Sie hatten eben einen Landweg überſchritten und Kinta-luhſa ſchaute nach einer geeigneten Stätte aus, um daſelbſt die Zeit bis zum Anbruch des Tages zu verbringen, als plötzlich aus dem ſchwarzen Schatten eines Hains ein drohendes: „Halt! Wer geht da?“ ihnen entgegentönte.

Wie durch den militäriſchen Anruf neu belebt, antwortete Edward gebieteriſch: „Wer fragt danach?“

„Jemand, der Jeden über den Haufen ſchießt, der nicht zu den Unioniſten ſteht!“ hieß es trotzig zurück.

„Kapitän Evandale vom ſiebenten Regiment verlangt freies Paſſiren!“ erklärte Edward nunmehr bereitwilligſt, und in ſeiner Stimme offenbarte es ſich wie Frohlocken, vom Zufall gerade vor die Poſtenkette einer Feldwache ſeines eigenen Regimentes geführt worden zu ſein. Mit ihm aber frohlockten, nachdem in letzter Zeit ſein Zuſtand ihnen die ernſteſten Beſorgniſſe eingeflößt hatte, der Doktor und Ringlet. Sogar der ſonſt wortkarge Choctaw offenbarte ſeine Befriedigung darüber, daß nunmehr die letzte Gefahr überwunden ſei.

Bald darauf wurden ſie vor einem praſſelnden Feuer von einem Kameraden Edward's willkommen geheißen, und was nur geſchehen konnte, den Flüchtlingen nach der langen mühevollen Wanderung Erleichterung zu verſchaffen, das wurde aufgeboten. Erſt nach Stunden der lebhafteſten Unterhaltung folgte das Schweigen der Nacht. Es war verabredet worden, daß Edward, nunmehr bis zum Tode

erschöpft, folgenden Morgens in der Frühe den Rest des Weges zu Pferde zurücklegen sollte.

Fünftes Kapitel.

Seit zwei Stunden hatte die Sonne ein Werk beleuchtet, welches unter den erstaunlichsten Anstrengungen rastlos schaffender Hände Tausender von entschlossenen Männern dem Bett des Red River entstiegen war. Mit dem Emporwachsen der Dämme hatten die gestauten Fluthen gleichen Schritt gehalten. Kaum waren die durch unermeßliche Holz- und Steinlasten mit der Erdrinde gewissermaßen zu einem Stück verbundenen Wehre mit einer neuen festgerammten und durcheinander verflochtenen Schicht überdeckt, als auch schon das ungeduldig an seinen Fesseln zerrende Wasser, trotz der ihm gegönnten Abzugskanäle oder vielmehr Sicherheitsventile, darüber hinrieselte. Hier sandte es seinen Ueberfluß als schmale Strahlen, dort breiten Schleiertüchern ähnlich in die jenseitige Tiefe hinab, um ihn dort zwischen den die Stromschnellen verursachenden Geröllblöcken hindurch seinen Weg sich weiter suchen zu lassen. Und dazu das ununterbrochene Getöse geschwungener Aexte, krachender und stürzender Bäume, begleitet von den Tausenden von Stimmen der gruppenweise beschäftigten Männer, die sich gegenseitig anfeuerten oder ihre gemeinsamen Anstrengungen mittelst lauter Rufe regelten. Es war, als ob zwischen dem geknechteten Element und den Sterblichen ein Kampf wüthete, in welchem beide Theile das Aeußerste aufboten, sich gegenseitig zu vernichten.

Auf einer Stelle, von wo aus er das wechselvolle Bild nothdürftig zu überblicken vermochte, hielt, eben eingetroffen, Kapitän Evandale zu Pferde. Mit Widerstreben hatte er sich der Nothwendigkeit unterworfen, das bei der Feldwache einzige verfügbare Pferd zu besteigen und dem Doktor und

Ringlet anheim zu geben, in Gesellschaft der Choctaws ihn zu Fuß zu begleiten. Jetzt standen sie neben ihm, mit maßlosem Erstaunen ein Werk betrachtend, das in seiner Anlage und Förderung ihre kühnsten Erwartungen in so hohem Grade überstieg.

Wie in einem Chaos wirbelte es vor ihren Augen unter den zahlreichen, schwer arbeitenden und doch eine gewisse militärische Ordnung bewahrenden Männern durcheinander. Nur die Dampfer lagen in unregelmäßiger Reihe auf dem Strome vor ihren Ankern, als ob sie in tiefen Schlaf versunken gewesen wären. Anstatt des Zischens der Maschinenkessel herrschte tiefe Stille an ihrem Bord. Ausdruckslos starrten die sonst schwarze Rauchwolken und weiße Dämpfe speienden mächtigen Schornsteine gen Himmel. Festgelegt waren die Steuer, und wo in früheren Tagen gewaltige Schaufelräder die Fluthen schäumend aufwühlten, glitt zur Zeit kaum wahrnehmbar das Wasser friedlich an den glatten Schiffswänden hin. Ihre Bestimmung aber verrieth sich weithin sichtbar in der zum Theil seltsamen Nothpanzerung und den Geschützen, die hier und da aus überdachten Räumen und von den Verdecken ihre drohend gähnenden Mäuler aufrissen.

„So viel Mühe, so viel Arbeit, und nur um Menschenleben zu vernichten," bemerkte Ringlet scheu, wie im Selbstgespräch.

„Aber auch um Menschenleben zu erhalten," versetzte der Doktor düster; „wo aber hätten wir Schutz finden sollen, wenn nicht gerade hier und an der Hand unseres Freundes—"

„Kapitän Evandale, es scheint Ihnen schlecht ergangen zu sein," ertönte eine Stimme mit dem Ausdruck der Verwunderung von der Seite herüber.

Die Flüchtlinge kehrten sich ihr zu und erblickten einen höheren Offizier, der Edward schon von Weitem die Hand entgegenstreckte.

„Schlecht genug, und doch kann ich von Glück ſagen," antwortete Edward; „wo finde ich den General?"

„Kommen Sie, ich führe Sie zu ihm. Mit großer Spannung ſieht er Ihrer Rückkehr entgegen."

Freundlich bedeutete Edward ſeine Begleiter, ihm zu folgen, und gleich darauf befanden ſie ſich in dem Gewühl eifrig beſchäftigter Männer, die den ſeine Tochter führenden vermeintlichen Farmer wohl neugierig betrachteten, jedoch ehrerbietig auswichen.

Den General trafen ſie in eifrigem Geſpräch mit dem Admiral Parker und dem alten Bailey. Auf dem Ufer des Stromes ſtanden ſie, mit reger Aufmerkſamkeit das Fortſchreiten der Arbeit überwachend und gelegentlich einige aufmunternde Worte an die in ihrem Bereich befindlichen Leute richtend.

Sobald der General Edward's anſichtig wurde, zugleich aber ſeinen Zuſtand erkannte, ging er ihm einige Schritte entgegen. Theilnahmsvoll wehrte er ihm, den Sattel zu verlaſſen, worauf er dringlich fragte: „Welche Kunde bringen Sie? Gelangten Sie nahe genug an die Rebellen heran, um von ihnen gezeichnet zu werden, ſo darf ich wohl verbürgte Nachrichten vorausſetzen."

„Verbürgte, General," verſetzte Edward. Und ihn haſtig unterbrechend, ſchaltete der Admiral ſichtbar beſorgt ein:

„Bleibt uns Zeit, die Dampfer zu retten, bevor man uns ſtört?"

„Sechs Tage ſicher — ich hörte es aus dem Munde eines Kommandeurs — wenn die ausreichen —"

„Drei genügen," fügte Bailey einfallend zuverſichtlich hinzu, „aber je mehr, um ſo beſſer. Es hindert uns alſo nichts, bei Fortführung des Baues noch größere Vorſicht walten zu laſſen. Die Dämme wachſen, aber auch die Wucht des Waſſers."

Da reichte der General Edward die Hand. „Kapitän Evandale, wenn Ihr Bericht sich bewahrheitet, haben Sie uns einen Dienst von unschätzbarem Werth geleistet," erklärte er lebhaft, „mehr brauchen wir vorläufig nicht zu wissen. Jetzt sorgen Sie zunächst für sich selber. Ich werde Ihnen sofort einen Arzt zuschicken —"

„Für einen Schwerverwundeten ist das Zelt kein genügender Aufenthaltsort, so lange man Besseres zu bieten hat," unterbrach der Admiral ihn formlos; „ich rathe Ihnen daher, sich an Bord eines Dampfers zu verfügen. Wählen Sie da vorn den ‚Lexington'. Auf dem finden Sie eine komfortable Kabine; außerdem verdienen Sie, als Erster den Red River hinunter zu dampfen, um baldigst in einem Lazareth Unterkunft zu finden."

„Auf Wiedersehen an Bord!" fügte der General wohlwollend hinzu, als er Ringlet's und ihres Vaters ansichtig wurde. Offenbar betroffen durch den Anblick des lieblichen Mädchens, sah er fragend auf Edward.

„Doktor Tenbroek, dem ich verdanke, überhaupt den Red River noch einmal wiedergesehen zu haben, und Miß Ringlet, seine Tochter, der ich nicht minder verpflichtet bin," stellte Edward Beide vor, „ich hege daher den gewiß berechtigten Wunsch, mich fernerhin ihrer Pflege anzuvertrauen. Es wird ihnen dadurch zugleich die ersehnte Gelegenheit geboten, ihre Flucht auf sicherste Art fortzusetzen."

„Die Verpflichtung Kapitän Evandale's beschränkt sich auf den ärztlichen Beistand, der unter den obwaltenden Verhältnissen nur ein sehr geringer sein konnte," nahm der Doktor nunmehr das Wort; „er wird zehnfach aufgewogen dadurch, daß ich ihm meine und meiner Tochter Rettung aus einer verhängnißvollen Lage verdanke. Ist es mir erlaubt, ihn weiter zu behandeln, so bitte ich nur um das zu solchem Zweck Erforderliche."

„Gut, gut," ſchnitt der General ab, was Edward auf den Lippen ſchwebte, „das Weitere über Ihre abenteuerliche Fahrt mögen Sie mir zu gelegenerer Zeit erzählen. Jetzt beeilen Sie ſich, an Bord zu gelangen, damit Ihre holde junge Freundin endlich mit dem Erröthen über die vielen ihr zugewendeten bewundernden Blicke abſchließen mag." Er wendete ſich an ſeinen Adjutanten: „Sorgen Sie für die ſchleunige Einſchiffung der Herrſchaften und ſchicken Sie unverzüglich einen Chirurgen mit Allem nach, was der Doktor nur irgend wünſcht."

Während die Choctaws noch bei dem General zurückblieben, wandten die drei Fluchtgenoſſen ſich in Begleitung des Adjutanten auf dem Ufer zwiſchen den zahlreichen regſamen Leuten und Hinderniſſen hindurch nach der Stelle hin, wo bereits ein Boot zu ihrer Beförderung bemannt worden war.

Eine halbe Stunde ſpäter lag Edward bequem gebettet in der Kajüte auf einem Sopha. Bei ihm befanden ſich der Doktor und Ringlet, unter Beihilfe des Chirurgen eifrig mit der Pflege und dem Verbinden der Wunde beſchäftigt. Zu ſeiner peinlichen Ueberraſchung fand der Doktor deren Zuſtand in einer Weiſe verſchlimmert, daß ernſte Bedenken in ihm erwachten. Es war weniger auf die Wirkung der Kugel zurückzuführen, als auf die heilloſe Vernachläſſigung, die bei der ununterbrochenen ſchweren Anſtrengung nicht vermieden werden konnte. Er verſchwieg indeſſen ſeine Beſorgniß, verſtändigte ſich aber mit Ringlet durch einen Blick über die waltende Gefahr, die ihrerſeits wieder ermuthigende Worte an Edward richtete. Dieſer maß ihnen unbedingten Glauben bei, zumal die Wohlthat des kunſtgerechten Verbandes ſich ſofort fühlbar machte. Dadurch getäuſcht, bat er, auf der Plattform einen geeigneten Sitz für ſich herſtellen zu laſſen, von wo aus er das geräuſchvolle Treiben auf beiden Ufern wie auf dem

Strome ſelbſt zu überblicken vermochte. Doch er hatte ſeine Kräfte überſchätzt. Nur kurze Zeit betheiligte er ſich an dem von dem Doktor eröffneten Geſpräch, dann fielen ihm die Augen zu, es umfing ſeine Sinne die Bewußtloſigkeit eines feſten Schlummers.

Wie lange er geſchlafen hatte, ahnte er nicht; zwei Stunden mochten indeſſen darüber hingegangen ſein, als betäubender Lärm ſich auf allen Seiten erhob und ihn jäh ermunterte. Das Dröhnen wuchtiger Axthiebe hatte aufgehört; dafür erfüllten Tauſende von Stimmen die Atmoſphäre wie mit dem Brauſen eines losbrechenden Sturmes. Dazwiſchen ertönten verworrene Befehle, Flüche und gellende Warnungen, jeder einzelne Laut mit dem Ausdruck äußerſter Dringlichkeit entſendet. Edward rieb ſich die Augen. Sein erſter Blick fiel auf flüchtende Männer, welche, die Dämme zum Wege wählend, den Ufern zueilten. Mit derſelben Haſt ſuchten die Führer der das Baumaterial herbeiſchaffenden Flöße und Boote, gleichviel ob belaſtet oder leer, feſten Boden zu gewinnen. „Alles verloren!“ ſchallte es wild durcheinander. — „Rette ſich, wer kann!“ — „Heraus aus dem Waſſer und die Fahrzeuge geſichert!“ — „Der Damm bricht!“

Entſetzt vernahm Edward den verhängnißvollen Ruf. Worauf er ſich begründete, vermochte er von dem Dampfer aus nicht zu erkennen. Nur Diejenigen, die unterhalb des Hauptwehrs die Ufer belebten, erhielten einen vollen Anblick des ſich vorbereitenden Ereigniſſes. Wo bisher das Waſſer aus unſcheinbaren Fugen ſickerte, ſchoſſen jetzt breite Strahlen hervor. Zugleich begann es am Fuße der beinah ganz frei liegenden unteren Seite des Dammes unheimlich zu brodeln. Dumpfes Knirſchen und Krachen, wie aus dem Innern der Erde hervordringend, ließ ſich vernehmen. Als ſei plötzlich eigenes Leben in ihm erwacht, zuckte und regte es ſich in dem unförmlichen Bauwerk. Deſſen ſchwere

Beſtandtheile ſchienen ſich durcheinander zu winden und gegenſeitig verdrängen zu wollen. Hier und da lösten ſich verworrene Maſſen, um in die Tiefe hinabzuſinken und von den nachfolgenden Sturzbächen verſchlungen zu werden.

„Alles verloren!“ wiederholten Hunderte von Männern, als ſie das Werk achttägigen unermüdlichen Schaffens ſich gewiſſermaßen auflöſen ſahen.

„Nichts verloren!“ antwortete der Admiral mit weithin tönender Kommandoſtimme. „Alle Hand an Bord! Die Steuer bemannt! Fertig zum Kappen der Ankertaue!“ Und als wären ihnen Flügel verliehen worden, eilten die Schiffsmannſchaften zu den Booten, die alsbald vor den heftig geſchwungenen Riemen den Dampfern zuflogen, und binnen wenigen Minuten befand Jeder ſich auf ſeinem Poſten.

Vor der unwiderſtehlichen Gewalt des bis zu einer beträchtlichen Höhe geſchwollenen Waſſers war inzwiſchen in der Mitte des Stromes der erſte Durchbruch in der Breite von etwa achtzehn Fuß erfolgt, und mit wahrer Wuth ſtürzten die entfeſſelten Fluthen auf die Oeffnung ein. In dem wilden Kampfe beſtrebt, mehr freien Raum für ihre Bewegung zu ſchaffen, fraßen ſie nach beiden Ufern hin immer weiter. Baumſtämme, Felsblöcke und Erdmaſſen riſſen ſie fort und wirbelten ſie durcheinander, als wären es Hobelſpäne geweſen. Wie oben ſichtbar, wirkten ſie auch unter Waſſer zwiſchen den Fundamentſchichten. Da gab es nichts, was unter Menſchenhänden hervorgegangen war, das länger Widerſtand zu leiſten vermocht hätte, und binnen kurzer Friſt hatte die gewaltſam gebrochene Schleuſe ſich bis zu einer Breite von fünfzig Fuß erweitert. Sogar die Dampfer ſchienen die erzürnten Gewäſſer der Vernichtung preisgeben zu wollen. Von der plötzlich losbrechenden Strömung gepackt, zerrten ſie an den Ankertauen, daß ſie ſich zum Zerſpringen anſpannten. An Aufhalten war nicht

zu denken, aber auch keine Minute mehr zu verlieren. Dem Wehr zunächst lag der „Lexington“. Ihm war zugedacht, den ersten Versuch zu wagen, über die Fälle hinüber zu gelangen.

Edward hatte in Voraussicht dessen, was folgen sollte, seinen Sitz verlassen und den Doktor und Ringlet bewogen, sich hart an der Brüstung zwischen Tauen und Ketten festzuklammern, worauf er sich ähnlich sicherte. Dann verhielten sie sich schweigend, die Blicke erwartungsvoll dahin gerichtet, wo vielleicht schon in der nächsten Minute über Leben und Tod entschieden werden sollte.

„Los den Lexington!“ tönte das Kommando des Admirals über den brausenden und rauschenden Strom hin.

„Ankertau gekappt!“ befahl der auf der Kommandobrücke befindliche Kapitän.

Die Axt fiel. Gleichzeitig setzte der Dampfer sich in Bewegung. Schneller und schneller schoß er auf die Höllenpforte zu, in der es wie in einem Hexenkessel kochte, schäumte und hoch aufbrodelte; schneller, bis seine Fahrt die Geschwindigkeit der Strömung angenommen hatte.

Es folgten bange Sekunden. Unheimliche Stille war ringsum eingetreten. Man hörte nur das Tosen, Zischen und dumpfe Dröhnen der stürzenden Fluthen. Mit athemloser Spannung hingen die Blicke vieler Tausende kriegsgewohnter Männer an dem mächtigen Schiffsgebäude, das nunmehr, dem Steuer kaum noch ein wenig gehorchend, ein Spielball des wüthenden Elementes geworden war. Jetzt trat es in die Oeffnung ein. Durch die Strömung mit verdoppeltem Gewicht nach vorn gedrängt, konnte es sich dem Wasserabhange nicht sofort ganz anschmiegen.

Einen Augenblick sahen die auf den Ufern Befindlichen klar unter dem Vordersteven hindurch. Es schien die verhängnißvolle Stelle überfliegen zu wollen. Dann aber schoß es abwärts, um gleich darauf seinen Bug tief in

einen Berg heulenden Giſchtes und Schaumes einzubohren. Nachdem bisher die Strömung es in ſtetiger Fahrt erhalten hatte, ſchwankte und zitterte es nunmehr bis in die verborgenſten Fugen hinein. In dem Kampf mit den hoch aufbrauſenden Strudeln ſchien es unterliegen zu ſollen. Wie gierige Arme umklammerten es gleichſam die ziſchenden Schaumſäulen. Nur die zuckenden Schwingungen des Schornſteins veranſchaulichten ſein ſchweres Ringen um das Gleichgewicht. Doch eben nur Sekunden dauerte die bange Ungewißheit, die alle Herzen ſchneller ſchlagen machte. Dann aber tauchte der „Lexington" aus dem weißen Giſcht hervor, um, von donnerndem Jubel empfangen, auf dem ſich vor ihm glättenden Waſſerſpiegel ſtolz, wie in dem Bewußtſein, Unerhörtes geleiſtet zu haben, noch eine Strecke ſtromabwärts zu gleiten.

Doch man ſollte vorläufig nicht zu Athem kommen. Dem „Lexington" folgte gewiſſermaßen auf dem Fuße ein zweiter Dampfer, dieſelbe Spannung erzeugend und von demſelben Triumphgeſchrei begrüßt. Ein dritter und vierter gelangten noch durch die Schleuſe, als die Erſchöpfung des Waſſers oberhalb der Fälle alle ferneren Rettungsverſuche des zurückgebliebenen Theils der Flotte abſchnitt.

Um dieſe Zeit hatte Edward ſeinen Sitz wieder eingenommen. Neben ihm ſtanden der Doktor und Ringlet. Auf ihren Zügen ſpiegelte ſich die heftige Erregung, der ſie während der abenteuerlichen Fahrt unterworfen geweſen. Edward dagegen blickte triumphirend. Sein Stolz über das Gelingen des kühnen Wageſtücks und den ſich daraus ergebenden, wenn auch nur theilweiſen Erfolg kannte keine Grenzen. Sinnend theilte der Doktor ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen den nachfolgenden Schiffen und dem Verwundeten. Die auf deſſen Geſicht zurückgebliebene Fieberröthe war kein gutes Zeichen für ihn. Entgegengeſetzt hatte auf Ringlet's Wangen die blühende Farbe ſich noch nicht wieder

eingeſtellt. Sie bedurfte der Zeit, nach den inmitten der Strudel empfangenen furchtbaren Eindrücken ihre Gemüthsruhe zurückzugewinnen. Noch immer bebend, hielt ſie des Vaters Hand feſt umſpannt.

„Das war eine große Stunde," bemerkte dieſer nachdenklich, „eine ähnliche erlebt zu haben, dürfen wohl wenig Sterbliche ſich rühmen."

„Eine Stunde, die auf mich die Wirkung heilender Kräfte ausübt," beſtätigte Edward begeiſtert. Er gewahrte den theilnahmvollen Blick Ringlet's und fügte hinzu: „Einen glänzenderen Abſchluß hätte Ihre Flucht aus Trübſal und Bedrängniß ſicher nicht finden können."

„Eine Stunde," hob Ringlet auf einen bezeichnenden Blick ihres Vaters an, „die trotz der Schrecken werth iſt, ſie erlebt zu haben. Mit deren Ende tritt aber auch die Rückſicht auf Ihren Zuſtand wieder in ihre Rechte ein."

„Wohl geſprochen, meine Tochter," verſetzte der Doktor gütig; dann zu Edward gewendet: „Iſt Ihnen ernſtlich daran gelegen, in den Vollbeſitz Ihrer Kräfte zurückzugelangen, ſo werden Sie jetzt Ihr Lager aufſuchen und die Gelegenheit zu einer, Ihre Heilung fördernden ununterbrochenen Ruhe nicht unbenutzt vorübergehen laſſen. Es ſind der Erregungen genug geweſen, um von mehr Nachtheil für Sie befürchten zu müſſen."

Er rief den Chirurgen, um gemeinſchaftlich mit ihm den Todesmatten nach der ihm eingeräumten Koje zu führen. Mit heimlichem Widerſtreben fügte Edward ſich in das Unabweisliche. Doch bevor die Sonne zur Rüſte ging, trat der Rückſchlag ein. Es beſtürmten ihn wirre Fieberphantaſien, die den Doktor bewogen, nicht von ſeiner Seite zu weichen. —

Ein Werk, an welchem acht Tage mit allen Kräften gearbeitet worden war, innerhalb weniger Minuten vernichtet zu ſehen, wirkte auf Alle, die an dem Rettungs-

verſuch betheiligt geweſen, niederdrückend ein. Nur Bailey verzweifelte nicht, und noch an demſelben Abend wurden die unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen. Anſtatt aber den Durchbruch zu ſchließen, ſuchte er Vortheil aus demſelben zu ziehen. Weiter aufwärts ließ er neue Seitendämme ziehen, durch welche das Waſſer des Stromes eingeengt und entſprechend vertieft in einem verhältnißmäßig ſchmalen Kanal den Fällen zugeführt wurde. Auf dieſe Weiſe gelang es binnen wenigen Tagen, die ganze Flotte zu retten und der Union eine ſchwere Kataſtrophe zu erſparen; den Rebellen dagegen, gleichſam in letzter Stunde, einen Vortheil zu entreißen, auf den ſie bereits mit großer Zuverſicht gerechnet hatten.

Als die Flotte ihre Fahrt ſtromabwärts antrat, folgte ihr manches grüßende Hurrah aus Kehlen nach, die nur zu bald auf ewig verſtummen ſollten. Glück und Unglück wogten auf beiden Seiten der kämpfenden Parteien durcheinander. So auch hier. General Banks wurde einige Wochen ſpäter von den Rebellen vollſtändig geſchlagen und rettete ſich mit den Ueberbleibſeln ſeines Korps an den Miſſiſſippi, wogegen General Steel unter gleich empfindlichen Verluſten ſich nach der Stadt Little Rock am Arkanſas durchſchlug.

Sechstes Kapitel.

Nicht weit von der Mündung des Red River in den Miſſiſſippi und binnen wenigen Stunden von New-Orleans aus auf einem Dampfer erreichbar, liegt ein im Wachsthum zurückgebliebenes Städtchen. Weniger von den Fluthwellen des mörderiſchen Krieges berührt, hatte es ſich bis zu einem gewiſſen Grade ſein friedliches Aeußere bewahrt. Wer dort, bald nachdem die gerettete Flotte vorüber gedampft war, vorſprach, empfing wenigſtens keinen unfreundlichen Ein-

druck. Obwohl der April noch nicht weit vorgeschritten, herrschte der Frühsommer der südlichen Breiten in vollster Pracht. Im üppigsten mannigfaltigen Grün prangten Gärten und Felder, prangten Baum und Strauch im heiteren Gegensatz zu den düster gefärbten Cypressen. Abgelegen von den dem Kriegsverkehr dienenden Straßen und daher wenig geräuschvoll, hätte man unter den obwaltenden Verhältnissen für Sieche zu dieser Jahreszeit keine geeignetere Zufluchtsstätte wünschen können, als sie in einem von Gärten umringten Hause geboten wurde.

Dort hatte durch die Vermittelung Tenbroek's Edward Aufnahme gefunden, und mit ihm wohnten unter demselben Dach der Doktor selbst und seine Tochter. Acht Tage waren seit seinem Eintreffen verstrichen, und noch immer schwebte er zwischen Leben und Tod oder vielmehr Verstümmelung; acht Tage, in denen er das Bett nicht verlassen hatte und mit peinigender Ungeduld einer endgiltigen Entscheidung entgegen sah. Die zu seiner Beruhigung hinzugezogenen Aerzte hatten erklärt, daß, um sein Leben zu erhalten, der verletzte Arm abgenommen werden müsse, ein Ansinnen, welches er verbittert mit den Worten: „Lieber sterben!" verwarf. Von da ab blieb Doktor Tenbroek sein einziger Berather, Ringlet seine hingebend opferwillige alleinige Pflegerin. Beide hatten versprochen, nicht eher von ihm zu scheiden, als bis er ihrer Hilfe nicht mehr bedürfe, und das konnte noch über Wochen hinaus dauern.

In einem hellen, freundlich eingerichteten Zimmer, dessen Fenster der erquickenden Morgenluft geöffnet waren, lag er gewissermaßen im Schatten eines breitverästeten, mit Riesenblüthen übersäten Magnoliabaumes, dessen äußerste Zweige das vorragende Dach des Hauses fegten. Zu ihm herein drang der süße Duft von Rosen und Jasmin zusammen mit dem kosenden Gesang leichtherziger Vögel und

der von dem mexikanischen Golf heraufwehenden befeuchten Brise.

Nachdem der Doktor den Verband erneuert und demnächst der Diener ihn beim Einnehmen der ersten Erfrischungen unterstützt hatte, war dieser auf seinen Wunsch hinausgegangen. Er wollte allein sein mit sich und seinen trüben Gedanken, ungestört nachhängen den herben Betrachtungen über die Wandlung, die stattgefunden hatte, seitdem er zum letzten Mal mit dem Vollbesitz der gestählten Gesundheit das Bewußtsein einer ihm innewohnenden, vor keinem Hinderniß zurückweichenden Kraft verband. Und wie war es heute? Vollständig abhängig von der Hilfe Anderer, erweckte sogar des Doktors und seiner Tochter unermüdliche Fürsorge bittere Empfindungen in ihm. Er konnte sich dem Argwohn nicht verschließen, daß die ihm erwiesene aufopfernde Güte Jemand gelte, dem man den Eingang in die Ewigkeit nach besten Kräften mit tröstlichen Bildern zu durchweben wünschte.

Leises Klopfen störte ihn in seinem dumpfen Brüten. Die Thür öffnete sich, und herein schritt Ringlet, die einstige muthige, ausdauernde Wandrerin durch gefahrvolle Wildnisse, doch nicht mehr in dem ihren Stand verheimlichenden Aufzuge, sondern in einer ihrem Herkommen entsprechenden Kleidung, wie eine solche zu beschaffen bald nach ihrem Landen des Doktors erste Aufgabe gewesen. Sorgfältig Alles vermeidend, was über die sie zierende, vornehme sittige Einfachheit hinausreichte, hatte sie ausschließlich helle leichte Stoffe gewählt, deren Zusammenstellung ihre tadellose Gestalt nur noch holdseliger hervortreten ließ. Auch jetzt war das schwarze Haar lose aufgesteckt, so daß es, von den weißen Schläfen nachlässig zurückgestrichen, vom Hinterkopf in Form einer schweren Schleife bis auf den Nacken niederfiel. Vor sich trug sie, das Bild einer von heiligem Eifer durchdrungenen, still wirkenden Sama-

riterin, ein Glas mit frisch geschnittenen und geschmackvoll geordneten Rosen.

Mit stiller Bewunderung sah Edward zu ihr auf. Förmlich ängstlich, wie jedesmal beim Wiedersehen, suchte er in ihren Zügen nach Merkmalen, aus denen er Schlüsse auf sein Schicksal hätte ziehen können. Glaubte er bisher, neben dem Ausdruck tiefer Theilnahme, Unruhe und Mitleid zu entdecken, wie man es wohl Jemand zollt, der auf den Grenzmarken seines Lebens steht, so strahlten heute ihre Augen in dem milden Glanz inniger Freude.

„Ich bringe Ihnen Frühlingskinder," sprach sie freundlich ermuthigend, indem sie die Blumen auf das Tischchen stellte, Edward zum Gruß die Hand reichte und sich neben seiner Lagerstätte niederließ, „mögen sie Ihnen als Symbol für Ihr Befinden gelten."

„Frühlingskinder, die durch einen Messerschnitt zum Tode verurtheilt wurden," versetzte Edward herbe.

„Und sterbend ihren Zweck, Menschen zu erfreuen, erfüllen," fügte Ringlet mit einem bezeichnenden sinnigen Lächeln hinzu, „doch ich komme im Auftrage des Vaters. Was er bei seinem Frühbesuch Ihnen hätte mittheilen können, verschwieg er mit Fleiß, um mir, wie so oft, wenn ein Schwerkranker unter unserer Pflege zu neuem Leben erwachte, die große Freude zu gönnen, die verheißende Kunde zu überbringen. Diese letzte Nacht war die entscheidende. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß Ihre vollständige Heilung bei fortgesetzter Vorsicht nur noch eine Frage der Zeit ist."

So lange Ringlet sprach, hielt Edward ihre Hand mit mattem Druck. Leichte Röthe eilte über sein bleiches Gesicht, als er in ihren Augen die Bestätigung der beglückenden Worte las.

„Heilung; wie klingt es entzückend," bemerkte er träumerisch, „sich wieder zu kühnem Hoffen und Streben empor-

ſchwingen zu dürfen. Und doch fällt damit zuſammen, daß ein mißgünſtiges Geſchick meine theuerſten Freunde entführt."

„Weshalb des Scheidens verfrüht gedenken?" fragte Ringlet tröſtlich, während doch die eigenen Augen trüber ſchauten; „und rechnen Sie es für nichts, um Erinnerungen bereichert auseinander zu gehen, die nie verwehen können?"

Edward ſah in's Leere. Unter den ihn aufmerkſam überwachenden Augen hing er ſichtbar ſchwermüthigen Betrachtungen nach. Sein Herz war ſo voll, und doch wußte er nicht, was er zum Ausdruck hätte bringen ſollen. Was ihn bewegte, mochte er mit ſeiner Lage vergleichen, daß ein gleichſam ſelbſtverſpottendes Lächeln auf ſeine Lippen trat. Dann ſeufzte er tief auf.

„Wie wunderbar," hob er eigenthümlich entſagend an, „kaum erwacht neuer Lebensmuth, ſo eilt der Geiſt wieder der Zukunft voraus, als ob er mit Ewigkeiten zu rechnen hätte. Fern liegt mir, Anderer Geheimniſſe durchdringen zu wollen; indem ich aber die gemeinſamen Erfahrungen mir vergegenwärtige, tritt in den Vordergrund der Argwohn, daß es ein rauher, wohl gar gefährlicher Weg, der ſich vor Ihnen ausdehnt."

„Befremden kann es nicht, wenn Sie dieſen Eindruck empfingen," erwiederte Ringlet zögernd, „ſollte es aber wirklich der Fall ſein, ſo beſaß ich nie das richtige Verſtändniß dafür. Zu ſicher geborgen fühle ich mich unter dem Schutze meines Vaters."

„Und doch iſt es rathſam, o, ſtreng geboten, einer glücklichen Zuverſicht nicht die alleinige unumſchränkte Herrſchaft einzuräumen," erklärte Edward dringlicher. Dann brach er ab. Er ſchien ſich zu fragen, wie weit er mit den Beweiſen ſeiner ernſten Theilnahme gehen dürfe. Ringlet's Blicke hingen unterdeſſen mit ängſtlicher Span-

nung an ſeinen Zügen. Hielt ſie ſeine Beſorgniß für gerechtfertigt, ſo ſcheute ſie, es einzuräumen.

Endlich hob er wieder an: „Einer ſehr, ſehr traurigen Möglichkeit gedenke ich, und namentlich jetzt, da ich ſelbſt noch unter den Folgen eines heimtückiſchen Angriffs leide. Wie jeder andere Sterbliche kann auch Ihr Vater —"

„Sprechen Sie es nicht aus, Kapitän Evandale," fiel Ringlet erſchrocken ein, „zu furchtbar traf mich der Verluſt meiner über Alles geliebten Mutter, um eine derartige, wenn auch in weiter Ferne liegende Möglichkeit in's Auge faſſen zu können."

Edward nahm wieder ihre Hand, die ſie ihm zuvor entzogen hatte, und mit tiefer Innigkeit in das plötzlich ernſte Antlitz ſchauend, begann er in beſchwörendem Tone: „Wie jedes anderen Menſchen Pflicht, iſt es auch die Ihrige, um nicht unter etwaigen plötzlichen Schickſalsſchlägen ohnmächtig zuſammenzubrechen, ſogar die traurigſten Möglichkeiten nicht zu überſehen — nicht doch, theuerſte Freundin," ſchaltete er ein, als Ringlet Miene machte, ihn zu unterbrechen, „laſſen Sie mich ausſprechen, wenn auch nur zu meiner eigenen Befriedigung, auf daß ich, nachdem die Trennung erfolgte, ohne folternde Selbſtvorwürfe Ihrer gedenken mag. Sollte alſo einſt das Schwerſte über Sie verhängt werden; ſollten Sie gänzlich vereinſamt daſtehen, nicht wiſſen, ob es wahre oder falſche Freunde ſind, die Ihnen rathen, dann geben Sie mir, von deſſen Aufrichtigkeit Sie gewiß überzeugt ſind, ſofort Nachricht, und ich eile, gleichviel, wo auch immer ſie mich findet, ohne Zeitverluſt zu Ihnen. Ich beſitze eine mütterliche Freundin, an welche die Banden der Dankbarkeit neben verwandtſchaftlicher Anhänglichkeit mich feſſeln. Tief gebeugt durch unerſetzliche Verluſte, zeichnet ſie ſich durch Edelmuth und Treue aus. Von ihr würden Sie mit offenen Armen empfangen und an's Herz gezogen werden. Sie würde Ihnen das zu

erſetzen ſuchen, was Sie verloren, aber auch ſelbſt in Ihnen Erſatz für das finden, was ein feindliches Geſchick ihr grauſam entriß. Ich wiederhole daher meine inſtändige Bitte, und die in böſen Tagen zwiſchen uns gewebten Beziehungen berechtigen mich gewiß dazu, meines Vorſchlages eingedenk zu bleiben, und ſich darin durch keinerlei Einflüſſe, deren Werth Sie nicht genau zu ermeſſen vermögen, beirren zu laſſen."

Ringlet's Augen ſchimmerten feucht. Indem ſie Edward erſtaunt anſah, vertiefte ſich die zarte Gluth ihrer Wangen. Zwei ſchwere Thränen, die an den langen Wimpern zitterten, ſuchten ihren Weg niederwärts.

„Ich will — ja, ich verſpreche es," ſagte ſie haſtig, wie um ſchnell darüber hinweg zu kommen, und ihre Hand ſanft aus der Edward's löſend, fügte ſie gefaßter hinzu: „Doch jetzt keine Bilder der Trauer mehr, von denen Sie ſelber nicht minder ergriffen werden, als ich. Und mein Vater hat mir noch ausdrücklich anbefohlen, in der Wahl der Unterhaltung mit Ihnen vorſichtig zu Werke zu gehen."

Sie trocknete ihre Augen, und als habe der Doktor nur darauf gewartet, ſchritt er über die Schwelle, nunmehr auch im Aeußeren das Bild eines vollendeten amerikaniſchen Gentleman.

Ringlet erhob ſich. Edward hatte ſeine Aufmerkſamkeit dem Eintretenden zugekehrt. Einen warmen Blick ſenkte ſie auf ihn. Sie ſchien in ſeinem Innern leſen zu wollen, zu fragen, worauf ſeine Sorge um ſie ſich begründe. Wie von einem unlösbaren Räthſel zurücktretend, entfernte ſie ſich leiſe.

Edward ſtreckte dem Doktor die Hand entgegen, und ſobald dieſer neben ihm Platz genommen hatte, ſprach er begeiſtert: „Sie ſchickten einen Engel mit einer Himmelsbotſchaft —"

„Und ich bin gekommen," fiel der Doktor lebhaft ein,

„den Ausspruch des ungeduldigen Mädchens zu bestätigen, welches derartige Aufträge als ein ihm zustehendes Recht beansprucht. Unser Einvernehmen in solchen Dingen kann Sie nicht überraschen; denn wer, wie sie, und schon als Kind an der Hand der unvergeßlichen Mutter, so oft an Krankenbetten wachte und die Leidenden mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit einer verständigen Matrone pflegte, der ist nur zu geneigt, einen großen Theil der Erfolge auf die eigene Rechnung zu schreiben. Kein Wunder, wenn sie dann jede Gelegenheit benutzt, wie heute bei Ihnen, gewissermaßen als Glück verheißende Schicksalsgöttin aufzutreten."

„Und ich gehe in der That meiner vollständigen Heilung entgegen?"

„Zuverlässig. An dem Kriege werden Sie sich indessen wohl nicht mehr betheiligen. Es wäre wenigstens nicht zu wünschen, daß er über den Tag hinausdauert, an welchem Sie zum ersten Mal wieder als dienstfähig sich in den Sattel schwingen. Ich könnte Sie schon jetzt sich selbst überlassen; allein zuvor will ich noch mit Ihnen lustwandeln, um mich zu überzeugen, daß ich in meinen Voraussetzungen keinen Irrthum beging."

„So ist Ihre Reise beschlossen?" fragte Edward beinahe schüchtern.

„Unwiderruflich. Ich hätte sogar längst fort sein müssen, allein um der Ursachen willen, die mich fesselten, gereut es mich nicht, den Aufbruch so weit hinausgeschoben zu haben."

„Wohin Sie gehen —" hob Edward an, verstummte aber, als er entdeckte, daß ein Schatten über des Doktors Antlitz flog. Bevor er sich für eine andere Redewendung entschied, knüpfte Jener an seine Worte an:

„Wohin das Geschick mich verschlägt, ist mir selber noch unklar. Vermuthlich in weite Fernen."

„Werde ich von Ihnen hören?"

„Sicher. Sind wir durch die gemeinschaftlichen Erfahrungen doch zu eng miteinander verbunden, um unsere Freundschaft leicht zu vergessen. Im Uebrigen beabsichtige ich, in nächster Zeit zu erproben, wie wir Einer ohne den Anderen fertig werden." Er lachte, als er Edward's Bestürzung gewahrte, und fuhr fort: „Nur auf zwei oder drei Tage, die ich dazu verwende, in New-Orleans meine äußeren Verhältnisse zu ordnen. Meine Tochter führt unterdessen die Oberaufsicht hier. Sie haben nur nöthig, deren Rathschläge pünktlich zu befolgen," und weiter sprach er in seiner gütigen, Vertrauen erweckenden Weise, bis Ringlet erschien und auf dem Tisch neben dem Bett das zweite Frühmahl für Edward anrichtete. —

Am dritten Tage nach diesem durch frohe Verheißungen geweihten Morgen verließ Tenbroek in einer der vornehmsten Straßen von New-Orleans das Haus eines der angesehensten Bankiers. Wohl eine Stunde hatte er dort in regerem Verkehr mit dem Chef verweilt, über erhebliche Geldsummen verfügend und Checks in Empfang nehmend, auf die er in jeder größeren Stadt, gleichviel welches Kontinentes, Gelder zu hohem Betrage erheben konnte.

Im Begriff, auf die Straße hinaus zu treten, prallte er beinah mit einem Herrn zusammen, der ihm bald nach Verlassen des Dampfers in angemessener Entfernung auf Schritt und Tritt heimlich gefolgt war. Dann vor dem Hause des Bankiers auf und ab wandelnd, hatte er die Gelegenheit erspäht, die scheinbar zufällige Begegnung herbeizuführen. Der Doktor hatte indessen kaum einen Blick auf ihn geworfen, als er fühlte, daß er erbleichte.

In ein gelbes Kreolengesicht mit dünnem Vollbart sah er, dessen stechende Augen sich wie Pfeilspitzen in die seinigen einbohrten. Sich nothdürftig beherrschend, schritt er an ihm vorbei auf die Straße hinaus, überzeugte sich aber

noch, daß Jener die Richtung nach dem Komptoir des Bankhauses einschlug. Er bezweifelte kaum, daß er sich dort nach seinem Aufenthaltsort erkundigen würde, ein Umstand, der ihn tief beunruhigte. Selbst nach seiner Heimkehr, als Ringlet ihn zärtlich empfing und er gleich darauf Edward begrüßte, wollte der peinliche Eindruck der unerwarteten Begegnung nicht von ihm weichen.

Ringlet, der es nicht entging, beschwichtigte er mit der Erklärung, daß er, wenn auch keinen Nachtheil, doch Unannehmlichkeiten bei dem Geschäftsabschluß erfahren habe. Erst nach Tagen trat seine träumerisch heitere Stimmung wieder in den Vordergrund, und nachdem erst zwei Wochen verstrichen waren, ohne daß er durch irgend einen besonderen Umstand an den tückisch blickenden Kreolen erinnert wurde, neigte er dazu, die ganze Angelegenheit zu vergessen, als er abermals, und zwar in erschreckender Weise, daran gemahnt wurde. Ringlet hatte Edward am Fenster sitzend verlassen und einen Morgenspaziergang unternommen. Früher, als der Doktor es ahnte, kehrte sie zurück, ihn alsbald in seinem Zimmer aufsuchend. Todtenbleich und mit fliegenden Pulsen trat sie vor ihn hin.

„Vater!“ rief sie klagend aus, und wie um den sichtbar Bestürzten zu beschwichtigen, schlang sie beide Arme um seinen Hals, „ich begegnete ihm — demselben Menschen, der damals in Begleitung des schrecklichen Vaughan auf unserer Farm vorsprach und mich so beleidigend anstarrte. Ich erkannte ihn auf der Stelle, denn Augen wie die seinigen und die jenes Vaughan vergißt man nie. Wie an einem Fremden wollte ich an ihm vorbeigehen, als er höflich grüßte und mich mit Harriet anredete. Trotz meines Schreckens besaß ich die Ueberlegung, ihm über die Schulter zu sagen, daß er sich in der Person irre, und ohne mich noch einmal nach ihm umzusehen, beeilte ich mich, aus seinem Bereich zu kommen.“

Der Doktor hatte inzwiſchen ſeine Selbſtbeherrſchung zurückgewonnen und erwiederte tröſtend: „Ein unangenehmes Ereigniß iſt es allerdings, jedoch nicht in dem Grade, um deshalb die Beſonnenheit zu verlieren. Ich beklage nur, heute noch mit Dir von hier verſchwinden zu müſſen. Wie ich Alles einrichte, um den Kapitän zu täuſchen und ihm die Aufregung des Abſchiedes zu erſparen, weiß ich noch nicht. Auf alle Fälle rüſte Dich zur Abreiſe, die nach Einbruch der Nacht unausbleiblich erfolgen muß. Faſſe Dich alſo; beherrſche Dich namentlich in Deinem Verkehr mit dem Kapitän, daß er aus Deinem Aeußeren oder Weſen die Wahrheit nicht heraus lieſt. Es iſt durchaus nothwendig, Dich frei und ungezwungen zu bewegen. Das Weitere überlaſſe mir. Jetzt gehe, meine Tochter. Ich bedarf der ungeſtörten Muße, um einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen; und die größte Vorſicht iſt ja geboten. Denn wo dieſer unheimliche Geſelle ſich zeigt, da iſt auch Vaughan nicht weit. Ihm aber auszuweichen, darf uns kein Opfer zu groß erſcheinen."

Ringlet entfernte ſich. Obwohl von kindlich blindem Vertrauen zu ihrem Vater erfüllt, laſtete es doch wie traurige Ahnungen auf ihrem Gemüth. Vergeblich ſuchte ſie ſich deren zu erwehren. Nur der feſte Vorſatz, ſchon allein um ſeiner ſelbſt willen vor Edward die Wahrheit zu verheimlichen, verlieh ihr die Kraft, im Verkehr mit ihm eine, wenn auch etwas erzwungene Heiterkeit zur Schau zu tragen, wenn ſie auch hin und wieder verſtohlen ein Thränlein zerdrücken mußte.

Am ſpäten Nachmittage unternahmen der Doktor und Ringlet in Edward's Begleitung einen größeren Ausflug, um, wie der Doktor ſich ſcherzhaft äußerte, ſeine Kräfte zu erproben. Die freundliche Fürſorge Beider um ihn erleichterte ihnen die Täuſchung, und die Sonne war bereits im Untergehen begriffen, als ſie endlich heimkehrten. Nach

dem gemeinſchaftlichen Mahl begleitete der Doktor den Uebermüdeten in ſein Zimmer und blieb, bis er ihn zweckmäßig gebettet ſah. Mit herzlichem Scheidegruß drückte er ihm die Hand, abermals betheuernd, daß ſeine Heilung nunmehr bis zum Ende glücklich verlaufen würde.

Bei dem gedämpften Schein der Lampe entſchlief Edward bald. Seine Athemzüge verriethen einen feſten, kräftigenden Schlaf. Zu derſelben Zeit war hinter dem Garten des Hauſes ein leichter Reiſewagen vorgefahren, auf welchen Edward's Diener das Gepäck verlud. Er hatte den Auftrag erhalten, nur dann zu ſeinem Herrn hineinzugehen, wenn er durch die Glocke gerufen werden ſollte, im Uebrigen aber auf die Beantwortung etwa an ihn geſtellter Fragen ſich zu beſchränken.

Die Stille der Nacht hatte ſich auf die Stadt und den vorüberrauſchenden Strom geſenkt, als der Doktor und Ringlet ſich von ihren Wirthen verabſchiedeten. Dann begab Letztere ſich noch einmal nach dem Krankenzimmer, behutſam öffnete ſie die Thür, und kein Schatten hätte geräuſchloſer einherſchweben können, als ſie nach dem Bett hinüberſchlich. Sie blieb davor ſtehen. Die Blicke auf das vom Lampenlicht nur leicht geſtreifte Antlitz geſenkt, betrachtete ſie es lange regungslos. In der Hand hielt ſie einen geſchloſſenen Brief, den der Doktor ihr übergeben hatte, um ihn auf geeigneter Stelle niederzulegen. Aufmerkſam lauſchte ſie Edward's ruhigen Athemzügen. Sie bedeuteten fröhliches Erwachen zu einem neuen Tage; ſie wußte es aus vielfacher Erfahrung.

Die Thür wurde vorſichtig geöffnet. Ringlet kehrte ſich darnach um. Ihr Vater ſtand dort, ſie durch eine Geberde zur Eile mahnend. Sie winkte zuſtimmend mit der Hand und legte den Brief auf das Tiſchchen neben dem Bett ſo hin, daß beim Erwachen Edward's erſter Blick ihn treffen mußte. Der Doktor war gegangen, und

wiederum betrachtete Ringlet den Schlafenden theilnahmsvoll. Es war, als hätte sie durch die geschlossenen Lider hindurch sich in seine Träume eindrängen wollen. Was sie dachte, was sie aus ihrem Verkehr mit ihm sich vergegenwärtigte, verriethen die Thränen, die langsam über ihre Wangen schlichen, verriethen die schlanken Hände, die sich leise ineinander rangen. Minute verstrich auf Minute. Sie schien vergessen zu haben, daß der Vater sie erwartete, war so vertieft in ihr schwermüthiges Sinnen, daß sie das abermalige Gehen der Thür überhörte.

„Harriet!" tönte es gedämpft, jedoch dringlich von den Lippen des Doktors.

Ringlet erschrak. Wiederum winkte sie beschwichtigend, begleitet von einem gleichsam gehauchten: „Ich komme!"

Einen letzten Blick senkte sie auf das ruhige Antlitz, dann sah sie sich nach der Thüre um. Der Vater war verschwunden. Hastig neigte sie sich über den Schlummernden hin, und während neue heiße Thränen in ihre Augen drangen, küßte sie ihn leise auf die Stirn. Wie über ihr Thun bis in ihr junges Herz hinein erschreckt, richtete sie sich auf. Sie sah noch, daß Edward sich verschlafen regte, und hinter ihr glitt die Thür in's Schloß. Eiligen Schrittes gesellte sie sich dem Doktor zu. Er stand neben dem Wagen. Nächtliche Schatten verschleierten seine Gestalt wie ihr schmerzlich erregtes Antlitz. Ungestüm ergriff sie seine Hand. „Vater," raunte sie ihm ergriffen zu, „verzeihe mein Säumen. Ich konnte nicht anders. War es doch ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen."

„Wer vermag in der Zukunft zu lesen," antwortete der Doktor, seine Bewegung verheimlichend. Gleich darauf hatten sie ihre Plätze eingenommen. Der Kutscher trieb die Pferde an, und dahin trabten sie durch Nacht und Dunkelheit dem Mississippi zu. Wer ahnte, wohin von dort aus der Weg sie führte? —

In der Haſt, die Thür zwiſchen ſich und Edward zu bringen, hatte Ringlet nicht die gewohnte Vorſicht walten laſſen. Das Geräuſch des zufallenden Schloſſes hatte Edward's Schlaf geſtört. Er öffnete die Augen. Nach wie vor brannte die Lampe ruhig, alle Gegenſtände in dem Zimmer melancholiſch beleuchtend. Nichts hatte ſich geändert, ſeitdem der Doktor ihn verließ, und doch beſchlich ihn die Empfindung, als ob warme Lippen ſeine Stirn berührt hätten, der Ruf: „Harriet!“ zu ſeinen Ohren gedrungen wäre. „Harriet, Harriet?“ grübelte er. Es konnte nur ein Traum geweſen ſein, der ihn in vergangene Zeiten, nach Evandale zurückverſetzte, wo ein liebliches Kind die erſten Gehverſuche an ſeiner Hand unternahm. „Harriet, Harriet?“ Wie um die Fortſetzung des Traumes herbeizuführen, ſchloß er die Augen. Er entſchlief bei dem dumpfen Rollen eines ſich entfernenden Wagens.

Als er folgenden Morgens erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel. Im Begriff, die auf dem Tiſchchen ſtehende Glocke ertönen zu laſſen, entdeckte er den Brief. Haſtig öffnete er ihn, dann las er:

„Theuerſter Kapitän! Dem ewigen Juden gleich, muß ich wieder zum Wanderſtabe greifen. Um uns Allen einen ſchmerzlichen Abſchied zu erſparen, wähle ich dieſen Weg, Ihnen meine und meiner Tochter Herzensgrüße zu übermitteln. Wir reiſen beruhigt, denn wir wiſſen Sie ja außerhalb jeder Gefahr. Ob wir uns wiederſehen, ruht verborgen im dunklen Schoß der Zukunft. Von uns hören ſollen Sie aber, ſobald die Verhältniſſe es ermöglichen. Ich wiederhole unſere innigſten Grüße und Segenswünſche und bitte für mich und meine Tochter um eine warme Stelle in Ihren Erinnerungen. Allezeit der Ihrige.

Tenbroek.“

Zweimal las Edward den Brief, während ein eigenthümliches Weh ſeine Bruſt durchzitterte.

„Ob wir uns wiederſehen, ruht verborgen im dunklen Schoß der Zukunft," liſpelte er unbewußt. Dann lehnte er ſich ermattet zurück. Als der Diener endlich erſchien, um ſich von ſeinem Ergehen zu überzeugen, hatte er ſich noch nicht gerührt. Aber ſeine Augen ſtanden weit offen und ſtarrten, während der Diener ſeinen letzten Verkehr mit den Scheidenden ſchilderte und ihre letzten Grüße übermittelte, in's Leere.

Siebentes Kapitel.

Drei Monate waren verſtrichen, ſeitdem Doktor Tenbroek und ſeine Tochter ſich von dem Kapitän Evandale trennten, als zur ſpäten Abendſtunde zwei Fußgänger, einen der lichteſten und belebteſten Theile der Stadt New-York verlaſſend, der Pearlſtraße eine kurze Strecke nachfolgten und dann öſtlich abbogen. Sie befanden ſich dort in dem noch aus den holländiſchen Zeiten herſtammenden Viertel, das ſich bis an den East River erſtreckte. Es beſtand aus einem Gewirre unſauberer Gaſſen und enger, krummer Straßen, in die ein anſtändiger Mann zur nächtlichen Stunde ſich ungern hineinwagte. Der Mangel an ausreichender Beleuchtung wie der in der Atmoſphäre ſchwebende Peſthauch und die über die ſchmalen, mit Kehricht und Schutt bedeckten Verkehrswege anſcheinend ſich hinneigenden Baulichkeiten mit nur ſpärlich zerſtreuten, trübe erhellten Fenſtern verliehen der Gegend einen gewiſſen menſchenfeindlichen Charakter.

Leuten begegneten ſie nur wenigen; unter dieſen aber vereinzelten Geſtalten, die ihnen eine verdächtige Aufmerkſamkeit ſchenkten. Es erzeugte den Eindruck, als hätte die Erſcheinung der beiden Fußgänger dort als etwas Unerhörtes gegolten und daher Argwohn erregt. Obwohl ſie verhüllt waren, ließ ſich trotz der dürftigen Beleuchtung unter-

ſcheiden, daß die eine Geſtalt dem weiblichen Geſchlecht angehörte, und ihr Begleiter, ein großer, kräftiger Mann, den linken Arm in einer Schlinge trug.

„Eine grauenhafte Umgebung," meinte die Dame während des langſamen Einherſchreitens, und ſcheu ließ ſie die Blicke von dem niedrigen Erdgeſchoß des nächſten Hauſes bis nach deſſen in Finſterniß verſchwimmender Bedachung hinaufſchweifen; „es war vielleicht unvorſichtig, auf Grund einer unbeſtimmten Botſchaft hierher zu gehen, zumal zu ſo ſpäter Stunde."

„Unbeſtimmt mag ſie lauten, allein zu dringlich, um ſie unbeachtet laſſen zu dürfen," entgegnete Edward Evandale.

„Du hältſt für möglich, daß nach den vielen Jahren mir wieder einmal ein Hoffnungsfunke leuchten könnte?" fragte Bianka lebhafter, „und dennoch, es wäre fürchterlich, ihn an ſolchen Orten ſuchen zu müſſen."

„Glaube ich nicht daran, ſo halte ich doch für unabweislich, unſere Gewiſſen zu beruhigen. Wer vermag vorherzuſehen, was den geheimnißvollen Nachrichten zu Grunde liegt?"

„Wer übergab ſie Dir?"

„Ein an mir vorbeiſtreifender zerlumpter Negerjunge drückte mir den Zettel in die Hand. Ich rief ihn an, aber er wollte nicht Rede ſtehen. Ich könnte ihm zehnmal begegnen, und würde ihn nicht wiedererkennen. Sah ich doch nur ſeinen Rücken."

„Vielleicht will man uns in eine Falle locken. In dieſen grauenhaften Zeiten geſchieht Manches."

„Das befürchte ich nicht. Im Uebrigen bin ich auf alle Fälle vorbereitet."

Schweigend ſchritten ſie weiter. Ihre Gedanken mochten in der Vergangenheit weilen. Seit zwei Monaten genoß Edward die liebevollſte Pflege ſeiner mütterlich geſinnten

Verwandten und hatte sich in dieser Zeit so weit erholt, daß er nur noch aus Vorsicht eine Ueberanstrengung des verletzten Armes vermied. In einem kleinen, von Gärten umringten Landhause wohnten sie im äußersten Norden der Stadt. Dort hatte Bianka, seitdem sie von der Plantage vertrieben wurde, mit nur wenigen Dienern, unter diesen die alternde Susann, in tiefer Zurückgezogenheit gelebt.

Wie ein vom Himmel gesendeter Trost erschien ihr daher Edward, als er eines Tages unerwartet bei ihr eintraf, um die stille Einsamkeit mit ihr zu theilen. Ausbleiben konnte dann nicht, daß sie in ihren Gesprächen öfter das traurige Geschick ihres verlorenen Lieblings berührten und alle nur denkbaren Möglichkeiten erwogen, dennoch einmal auf dessen Spuren zu gerathen. Vorsichtig verschwieg Edward seine Begegnung mit Griffith und dessen Ende. Er sah voraus, daß mit der Schilderung der vollen Wahrheit der letzte Hoffnungsschimmer erlöschen würde, der nur in dem Glauben, daß Jener noch am Leben sei, seine Nahrung fand.

Gedämpfter Lärm, der hinter feuchten, verwitterten Mauern ertönte und durch die Begleitung von Fiedel und Ziehharmonika noch erhöhten Ausdruck erhielt, gab sie der Gegenwart zurück.

„Hoffentlich irrten wir nicht in der Straße," hob Bianka wieder an.

„Ich folgte genau den räthselhaften Anweisungen. Wurde keine Täuschung bezweckt, so ist jeder Irrthum ausgeschlossen."

Eine düster brennende Laterne erhob sich vor ihnen. Neben sie hintretend, zog Edward einen zerknitterten, mit schwer leserlicher Schrift bedeckten Zettel hervor und prüfte ihn noch einmal aufmerksam. Bianka beobachtete ihn unterdessen mit heimlicher Besorgniß. Der Schein der

Laterne traf ihr Antlitz. Hager, bis zur Krankhaftigkeit verblüht und unſäglich herbe im Ausdruck, verbildlichte es gewiſſermaßen den ſich ſtets erneuernden Gram fünfzehn langer Jahre. Andererſeits verrieth ihre beinah ſtarr aufrechte Haltung, daß ein Wille ſich in ihr ausgebildet hatte, der den Körper in einer Weiſe beherrſchte, daß er nicht gänzlich zerfallen konnte.

„Ueber dieſe Gaſſe waltet kein Zweifel," bemerkte Edward nach einer Pauſe, „es muß die richtige ſein. Dann heißt es weiter: genau hundertunddreißig Schritte an der einzigen rothen Laterne vorbei werden Sie erwartet. Iſt Ihnen an einer ſehr wichtigen Nachricht gelegen, ſo ſcheuen Sie den weiten Weg nicht. Punkt halb zwölf Uhr ſieht man Ihrer Ankunft entgegen."

„Deutlich genug," verſetzte Bianka im Weitergehen nachdenklich.

Sie bogen um einen Winkel der Gaſſe herum, und wie ein Feuerauge leuchtete ihnen die rothe Laterne entgegen. Unwillkürlich beſchleunigten ſie ihre Schritte. Einzelne Männer, deren Aeußeres nichts weniger als vertrauenerweckend war, und deren von unmäßigem Branntweingenuß zeugende ſpöttiſch-rohe Bemerkungen beachteten ſie jetzt nicht weiter; nicht den unheimlichen Lärm, der ſchon aus der Ferne unterhalb der rothen Laterne hervor ihnen entgegenſchallte. Es war, als ob hinter den verwitterten Mauern eine Höllenorgie gefeiert werde. Als ſie vorüberkamen, regte es ſich auf deren anderer Seite beängſtigend. Keuchen, Stöhnen, Fluchen und Anprallen gegen die morſche Thür verrieth, daß man da drinnen Meinungsverſchiedenheiten mit den Fäuſten ausglich.

Bianka, von Natur beherzt, zagte jetzt dennoch. Feſter ſchlang ſie ihren Arm um den Edward's, ihn ſchneller mit ſich fortziehend, um der grauſigen Nachbarſchaft zu entkommen. Gleich darauf befanden ſie ſich außerhalb der

rothen Beleuchtung. Dann noch einige Schritte, und wie von dem schwarzen Mauerwerk ausgespien, glitt ein nur als unförmlicher Schatten sich auszeichnender Gegenstand vor sie hin.

„Hier lauere ich seit 'ner halben Stunde," vernahm Edward eine ihm nicht unbekannte quäkende Stimme, „hab' gefürchtet, Sie möchten mir nicht trauen. Ich nur der arme Niggerjunge Dick, aber ehrlich. Doch jetzt aus dem Wege mit uns," flüsterte er geheimnißvoll, und Edward's Rock packend, zog er ihn und damit auch Bianka in eine Art Nische, die, zwei Gebäude von einander trennend, sich als schmaler Gang verlängerte.

Als Edward sein Befremden offenbarte, beruhigte er ihn mit den Worten: „Hier müssen wir warten eine und eine halbe Minute oder Viertelstunde. Er ist noch zu Hause. Hier muß er vorübergehen. Sitzt er erst hinter der rothen Laterne, ziehen ihn zehn Dampfer nicht heraus. Dann sind wir sicher. Aber nicht 'nen Ton reden. Leute hier kommen und gehen. Alle sind nach Whisky und Aergerem aus." Er säumte, bis mehrere lautstreitende Männer vorüber geschritten waren, und sprach in seiner dringlich vorsichtigen Weise weiter: „Keine Ursach' zum Fürchten. Ich Alles erstaunlich schlau einrichten, und Herrschaften auf anderem Wege wieder von dannen helfen."

Edward war im Begriff zu fragen, was er denn eigentlich erfahren solle, als der Junge bis in den Ausgang des Verstecks schlich und, behutsam um die Ecke lugend, die Gasse abwärts spähte, sich aber, so oft Jemand nahte, schleunigst zurückzog. So verstrichen Minuten, die den beiden Verwandten endlos erschienen. Stiegen wirklich Bedenken in ihnen auf, so vermieden sie es, diese vor einander zu offenbaren. Nur einmal bemerkte Edward leise: „Um nichts können derartige Sicherheitsmaßregeln unmöglich getroffen werden. Wir sind einmal darinnen

und müſſen durch. Wer weiß, ob wir für unſere Mühe nicht entſchädigt werden."

Bianka drückte ihm die Hand zum Beweiſe des Einverſtändniſſes. Sie wollte eine Erwiederung ertheilen, als einige Häuſer weiter abwärts eine Thür zugeſchmettert wurde.

Schleunigſt kehrte Dick zu ihnen zurück, ſie abermals mit unverkennbarer Angſt warnend. Keines wagte ſich zu rühren. Dicht an die Mauer geſchmiegt, lauſchten alle Drei auf die Straße hinaus. Schwere Schritte näherten ſich. Ein Mann, ſich kaum von dem helleren Hintergrunde auszeichnend, verdunkelte flüchtig den Eingang. Er war nicht weit gegangen, da ſpähte Dick um die Hausecke herum ihm wieder nach und überzeugte ſich, daß er unterhalb der rothen Laterne verſchwand.

„Er ging hinein," erklärte er den ſich ihm Zugeſellenden triumphirend, und ihnen vorauf verließ er das Verſteck. Erſt im Freien ſchritt er ſo weit voraus, daß ſie den ihnen etwa Begegnenden als nicht zu ihm gehörig erſcheinen mußten, richtete aber ſeine Bewegungen ſo ein, daß er einen beſtimmten Punkt zu einer Zeit erreichte, in der die Nachbarſchaft verödet lag. Leiſe öffnete er eine Thür, und die Begleiter heranrufend, ſchlich er auf einen finſteren Hausflur, auf welchem feuchter Schimmelgeruch ſie umfing.

„Iſt keine Gefahr, daß der Mann, den Du zu fürchten ſcheinſt, zurückkehrt und uns überraſcht?" fragte Edward ſeinen Führer.

„Käme er, ſo brächte er mich um," antwortete Dick leichtfertig, „aber keine Noth. Der ſitzt mit ſeinen Freunden beim Whisky, und das dauert bis gegen Morgen. Das iſt ſo ſeine Art."

Er ſtieß eine Seitenthür auf. Mit der trüben Beleuchtung ſtrömte ein warmer, widerwärtiger Dunſt auf den engen Flurgang heraus.

„Miſtreß!“ rief er vorſichtig hinein, „hier ſind die Herrſchaften. Ich brachte ſie ſelber,“ und zur Seite weichend, forderte er die ihm Folgenden auf, einzutreten.

Seine Anmeldung beantwortete tiefes, ſchmerzliches Aufſtöhnen. Dann hieß es mit einem ergreifenden Ausdruck der Verzweiflung: „Gott ſei Dank! Mag Ihnen tauſendfach geſegnet ſein, was mir ſelbſt den letzten, nur noch denkbaren Troſt gewährt.“

Edward und Bianka waren in der Mitte des düſteren Zimmers ſtehen geblieben. Von mäßigem Umfange und mit niedrig hängender Decke, trug es den ausgeprägten Charakter großer Dürftigkeit. Doch Zeit zur Umſchau blieb ihnen nicht. Ihre Aufmerkſamkeit feſſelte ausſchließlich der Anblick eines ärmlichen Bettes, auf dem eine augenſcheinlich Schwerkranke unter einer einfachen wollenen Decke ausgeſtreckt lag.

Die erſchreckend hageren Arme mit den ſchlanken, knöchernen Händen ruhten ſchlaff auf derſelben. Nur nothdürftig aufgeſtecktes rabenſchwarzes Haar umrahmte ein urſprünglich edel geformtes Antlitz, dem der Tod ſeinen Stempel aufgedrückt hatte. Abgezehrt, wie es war, kontraſtirten die großen dunklen Augen und ſchwarzen Brauen unheimlich zu der marmorweißen Hautfarbe. Mit unverkennbarer Angſt waren ſie auf die Herantretenden gerichtet. Sie kämpfte offenbar um einen Entſchluß; doch bevor ein Laut die farbloſen Lippen verließ, hob Bianka, ihr Grauen gewaltſam bekämpfend, theilnahmvoll an: „Sie befinden ſich in einer ſchrecklichen Lage. Sagen Sie, was ich thun kann, um Ihnen Erleichterung zu verſchaffen. Was es auch ſei, Sie ſollen nicht darauf warten.“

In die dunklen Augen drangen Thränen, und kaum verſtändlich vor innerer Bewegung hieß es zurück: „Wie das lieblich klingt! Wie die guten Worte mich erſchüttern. Und doch werden Sie binnen Kurzem ſich mit Abſcheu von

mir wenden, und Derjenigen fluchen, die, wenn auch ahnungslos, ein schweres Verbrechen an Ihnen beging. Wollen Sie mich trotzdem hören, so sagen Sie es. Widerstrebt es Ihnen, dann beeilen Sie sich, die vergiftete Luft dieser jammervollen Stätte hinter sich zu legen. Dick, der Junge da, meine einzige Hilfe, soll Sie auf kürzestem Wege aus dieser unheilvollen Gegend führen."

„Sprechen Sie, sprechen Sie, arme Frau," versetzte Bianka unter dem Einfluß böser Ahnungen erregt, „ich will den Weg nicht umsonst zurückgelegt haben. Was es auch sei, dessen Sie sich anklagen, es soll mich nicht hindern, Ihnen Barmherzigkeit zu erweisen."

„Dick," wendete die Leidende sich an den Neger, „gehe hinaus und halte Wache. Sollte er wider seine Gewohnheit früher zurückkehren, dann eile hierher und benachrichtige uns."

Dick verschwand. Edward hatte unterdessen zwei Schemel herbeigeholt, und nachdem Bianka sich vor der Bettstelle niedergelassen hatte, hob die Leidende mit einer gewissen Hast an:

„Sie sind so menschenfreundlich, so gütig. Aber vielleicht gelingt es mir, meine Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß ich Ihnen die Mittel an die Hand gebe, auf die, wenn auch nur schwachen Spuren Ihrer geraubten Tochter zu gelangen —"

„Meiner Tochter!" rief Bianka in erschütterndem Klageton aus, „sollte das geschehen, so will ich es Ihnen auf den Knieen danken, selbst dann, wenn wirklich mit Rücksicht auf meine Person ein Vorwurf Sie träfe."

„Ich sagte nur: auf die Spuren," versetzte die Kranke ängstlich, „daß sie an das ersehnte Ziel führen, kann ich nicht verbürgen. Denn Derjenige, der sich Ihrer Tochter bemächtigte, ist eine gefühllose Hyäne. Aus Lug und Trug zusammengesetzt, kennt er nur Grausamkeit —"

„Griffith," warf Bianka schaudernd ein.

„Ja, Griffith," bestätigte die Leidende gehässig, „derselbe Mann, dem Sie zum Altar folgten, dem Vater Ihrer Tochter, dem nichts heilig gewesen, weder Eide noch Mutterliebe und Mutterleid."

Sie ließ eine Pause eintreten, um nach dem heftigen Ausbruch ihrer Empfindungen neue Kräfte zu sammeln. In Bianka's dunkle Augen starrend, entdeckte sie eine an Todesangst grenzende Erwartung. Jeder Zug des längst verblühten Gesichtes mit den sprechenden Merkmalen jahrelangen Grämens und Härmens war angespannt. Was Bianka in der tiefen Erregung nicht in Worte zu kleiden vermochte, errieth die sichtbar dem Tode Verfallene aus ihren durchdringenden Blicken.

„Ja, auf nur schwache und sogar alte Spuren," hob diese wieder, jetzt aber ihren Athem schonend, ruhiger an, „mehr zu bieten vermag ich nicht. Um indessen verständlicher zu berichten, muß ich, schwer wie es mir fällt, harte Schläge nach Ihrem Herzen zu führen, zunächst von mir selbst sprechen. Was Sie jetzt vor sich sehen, die elenden, dem Grabe geweihten Reste einer Sterblichen, ist Alles, was von der einst gefeierten, viel umworbenen Tänzerin Lazarina blieb."

Sie verstummte, sobald sie gewahrte, daß peinliches Erstaunen, gepaart mit auflodernden Haß und Verachtung über Bianka's Antlitz eilte, und dadurch vollständig eingeschüchtert, sprach sie in flehendem Tone weiter: „Was ich ahnungslos an Ihnen verbrach, Sie sind für Alles gerächt. Was Sie aber litten und erduldeten, ist nicht schwerer als das, was zu tragen mir auferlegt wurde. Denn Ihnen blieb wenigstens eine letzte Hoffnung, die zu regerem Leben anzufachen mir das Sterben erleichtert, wogegen ich selbst dazu bestimmt bin, ohne den leisesten Trost in's Grab zu sinken.

Jahre bevor Griffith Sie kennen lernte, wie ich nachträglich erfuhr, hatte er mich durch seine Erscheinung wie die Schwüre ewiger Liebe und nie schwankender Treue umgarnt. In meiner Verblendung glaubte ich dem Elenden und wurde sein Weib. — Sie staunen und wissen nicht, ob Sie mir glauben sollen? Aber ich spreche die Wahrheit, als ob ich jetzt schon vor dem Richterstuhle Gottes stände.

Eine heimliche Trauung vereinte uns. Unter allerlei Vorwänden wußte er mich dazu zu überreden. Erst später erfuhr ich, daß ich schmachvoll betrogen worden, daß jene vermeintliche Trauung ungiltig, nur eine Komödie gewesen war. Von seiner Verheirathung mit Ihnen — wir waren meist durch weite Zwischenräume von einander getrennt — hörte ich erst, nachdem in die Oeffentlichkeit gedrungen war, daß nach der noch nicht dreijährigen Ehe deren Auflösung erfolgen sollte.

Bis dahin hatte ich in den alten, wenn auch zeitweise länger unterbrochenen Beziehungen zu ihm gelebt, mich für sein ihm gesetzlich angetrautes Weib haltend. Wäre ich in dieser Zeit über sein ehrloses Leben und Treiben unterrichtet worden, so hätte das genügt, mich mit Abscheu und Verachtung von ihm abzuwenden. Doch jetzt war es zu spät.

Als Ihre Tochter geboren wurde, war die meinige bereits ein halbes Jahr alt. Mit teuflischer Berechnung vollständig im Dunklen erhalten, fand ich mein Glück in der lieblichen Kleinen. Die Triumphe aber, die ich noch täglich feierte, trugen sicher nicht dazu bei, in meiner damaligen Lage die mir in Freude und Ueberfluß entschwindenden Tage zu bereuen.

Wie tief gebeugt ich war, nachdem ich die Beweise dafür erhielt, daß der ehrlose Verräther nicht allein mich schamlos hintergangen hatte, sondern auch, und zwar auf

noch verwerflichere Art, Sie, vermag ich nicht zu beschreiben. Das Einzige, was in meiner Vernichtung mir noch einen gewissen Trost gewährte, bestand in der Ueberzeugung, zu dem schweren Verhängniß, das auf Sie hereinbrach, nur unwissentlich beigetragen zu haben. Wohl verlieh ich meiner unsäglichen Verachtung und grenzenlosen Erbitterung den härtesten Ausdruck, jedoch nur, um seinen Hohn dafür zu ernten. Wenn ich aber, nachdem Ihre Scheidung von ihm beschlossen, was ich durch einen seiner nicht minder verworfenen Genossen erfuhr, die Hoffnung hegte, den zwar längst von mir Gehaßten zu bewegen, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so lag der Gedanke daran mir in meiner Lage zu nahe, als daß mich deshalb ein schwerer Vorwurf treffen könnte. Meine ersten verzweiflungsvollen Vorstellungen beantwortete er mit Vertröstungen auf die Zukunft. Vergeblich wies ich darauf hin, daß ich, unter dem empfangenen Schlage dahinsiechend, gezwungen sein könne, meinem Beruf zu entsagen. Er blieb unerschütterlich. Da verfiel ich in meiner Rathlosigkeit auf ein letztes Mittel, dessen Wirkung ich glaubte nicht bezweifeln zu dürfen. Ich ließ ihm mein Töchterchen zuführen, darauf bauend, daß er durch den Anblick des unschuldigen Engels über kurz oder lang an die Erfüllung seiner Pflicht gegen mich erinnert werden würde. Ich sollte fürchterlich enttäuscht werden!

Die Kleine, die — wie Ihr Töchterchen — den Namen Harriet trug, nahm er mit fort, und auch nur, weil ich brieflich mit den heiligsten Eiden gelobt hatte, im Weigerungsfalle seine Schandthaten, das Verbrechen einer gefälschten Trauung, der Oeffentlichkeit preiszugeben und, nachdem er vor allen ehrlich denkenden Menschen als Schurke gebrandmarkt worden, diese Anklage mit meinem Tode zu besiegeln. Hätte ich es nur über mich gewonnen, einem Leben zu entsagen, an das mich allein noch leere

Hoffnungen feſſelten: wie manches ſchwere Leid, wie viel Gram, Elend und Entwürdigung wären mir erſpart geblieben! Denn meine Tochter ſollte ich nicht wiederſehen, und die mit den entſchwindenden Jahren zunehmende Angſt um das ihrer vielleicht harrende Loos war es vornehmlich, was mich mit der ganzen Welt verfeindete und endlich auf ein Krankenbett warf, von dem ich nicht mehr erſtehen ſoll.

Den erſten Stoß erhielten meine Hoffnungen, als das Gerücht ſich verbreitete, daß jener Teufel in Menſchengeſtalt Ihre Tochter gewaltſam entführte oder entführen ließ, Sie alſo ebenſo wenig wußten, wie ich, wo die beiden Kleinen untergebracht ſein oder ihr Ende gefunden haben konnten. Erſt in jüngſter Zeit fügte es der Zufall, daß ich den Namen des Ortes erfuhr, wo er mit beiden Kindern geweſen ſein und das eine zurückgelaſſen haben ſollte. Ob Letzteres meine Tochter war oder die Ihrige, konnte ich nicht enträthſeln; ebenſo wenig, ob die Beklagenswerthe noch dort weilt oder anderweitig verborgen gehalten wird. Auf alle Fälle erſchien mir möglich, daß wenn Sie, ſelbſt eine um ihr Kind bangende Mutter, auf dieſen Bericht hin weitere Nachforſchungen anſtellten, Sie auf Spuren ſtoßen würden, die zu beiden Verlorenen führen."

Bianka, die mit tödtlicher Spannung den klaren Mittheilungen, deren Wahrheit ſie keinen Augenblick bezweifelte, gelauſcht hatte, benutzte die plötzlich eingetretene Pauſe zu der Frage, wo Derjenige zu finden ſei, dem ſie die Kunde verdanke, und ob er nicht zu bewegen ſei, gleichviel um welchen Preis, genauere Angaben zu machen.

„Von ihm iſt nichts zu erwarten," verſetzte die Leidende, und aus ihrer matten Stimme tönte bitterer Haß hervor; „was ihm in unbewachter Minute und unter dem Einfluß der Trunkenheit entſchlüpfte, könnte nicht mit feu-

rigen Zangen im vollen Umfange aus ihm herausgepreßt werden, noch weniger durch Geld. Eines Miſſethäters Furcht iſt ſtärker als ſeine Habgier, und wer weiß, mit welchen ränkevollen Plänen er ſich trägt."

Abermals verſtummte ſie, und mit dem kraftloſen Arme neben ſich in dem Bett ſuchend, zog ſie einen augenſcheinlich ſehr alten zerknitterten Brief hervor, ihn mit bebender Hand Bianka darreichend.

„Daß die unbeabſichtigten Enthüllungen mich wenig befriedigten, iſt begreiflich," fügte ſie hinzu; „keine Stunde fand ich Ruhe vor ihnen, und ſo reifte allmälig der Entſchluß, die gelegentliche Abweſenheit meines Mannes zu eingehenderen Nachforſchungen zu benutzen. Unter den unſäglichſten Anſtrengungen durchſuchte ich ſeine Kaſten und Schubfächer, ſo weit ſie mir zugänglich, ohne indeſſen mehr zu entdecken, als dieſen mindeſtens vor zwölf, dreizehn Jahren geſchriebenen Brief —"

„Von Griffith," ſchaltete Bianka finſter ein, nachdem ſie einen Blick auf die Aufſchrift geworfen hatte.

„Ja, von Griffith," beſtätigte die Leidende, „iſt er alt, ſo enthält er doch Andeutungen, die namentlich beim Beginn des Nachſpürens Sie oder vielmehr Denjenigen, den Sie entſenden, in der Wahl ſeines Zieles zu lenken geeignet ſind. Denn ein muthiger Mann gehört dazu, der im Falle der Noth ſich zu vertheidigen oder ihm Vorenthaltenes gewaltſam zu erzwingen weiß. Findet man das eine Kind, ſo muß der Weg zu dem zweiten ebenfalls zu erkunden ſein. Halten ſie aber nach errungenem Erfolg die eigene Tochter am Herzen, dann gedenken Sie meiner. Vergegenwärtigen Sie ſich, welch' furchtbares Verhängniß auf mich hereinbrach, daß ich alle Ihre Leiden verſchärft durchkoſtete, wie Sie, Jahre auf Jahre verzweiflungsvoll nach meiner Tochter bangte, und erbarmen Sie ſich ihrer. Ich ſelbſt werde ſie nicht wiederſehen, denn mein Leben kann nur

noch Tage dauern. Empfange ich aber von Ihnen das Verſprechen, die arme Waiſe nicht entgelten zu laſſen, was deren Eltern an Ihnen verbrachen, ſo will ich getröſtet und mit einem Segen für Sie auf den Lippen meine Augen ſchließen."

„Ich verſpreche es," betheuerte Bianka erregt, denn die vor ihr eröffnete Möglichkeit, mit der Verlorenen wieder vereinigt zu werden, raubte ihr faſt die Beſinnung, „ja, ich gelobe es heilig; und wer weiß, es mag auch Ihnen vergönnt ſein —"

„Nein, nein," unterbrach die Kranke ſie in ſanftem Klageton, „meine Zeit iſt erfüllt. Ein ſo großes Glück würde ich nicht verdienen. Als ein Geſchenk des Himmels begrüße ich ſchon, mit dem Bewußtſein ſterben zu dürfen, daß meine Tochter — ſie iſt jetzt volle ſiebzehn Jahre alt — durch Sie beſchirmt und in ihrer Reinheit erhalten wird, nie die Urſache erfährt, durch die ſie von ihrer Mutter getrennt wurde —"

Die Thür öffnete ſich geräuſchlos und herein ſchlich auf den Zehen der Negerburſche. In ſeinem breiten Geſicht prägte ſich Entſetzen aus. Erſchrocken ſahen Alle auf ihn hin. Bevor Jemand fragen konnte, erklärte er in ſichtbarer Todesangſt:

„Er kommt —"

„Fort — fort," hob die Leidende beſtürzt an, und haſtig fiel Dick ein:

„Es iſt zu ſpät. Er wäre ſchon hier; aber zwei Männer ſind bei ihm. Er redet mit ihnen. Geht Einer aus der Thür und er ſieht's, gibt's ein Unglück."

„Dann in die Kammer, Dick," rieth die Unglückliche faſt athemlos, „verberge ſie, ſo gut es geht — ſchnell — folgen Sie ihm. Jede verlorene Sekunde kann verhängnißvoll werden."

Edward, gewohnt, in den ernſteſten Lagen ſeine Ruhe

zu bewahren, ergriff Bianka's Hand. Wie von einer Lähmung befallen ließ dieſe ſich mit fortziehen. Gleich darauf betraten ſie die Kammer, die durch das von dem Vorderzimmer hereinfallende Licht matt erhellt wurde. Wie ſie ſonſt beſchaffen war, verlor ſich in den nach allen Richtungen geworfenen Schatten. Dick, von Todesangſt geſchüttelt, war ihnen vorausgegangen. Vor der Rückwand und dicht in die Ecke geſchoben, ſtand ein einfaches Lattengeſtell, an welchem einige Frauenkleider und Röcke aufgehangen waren. Ueber die untere Leiſte hatte man getragene Wäſche und mehrere Handtücher geſchlagen, die bis zu dem Fußboden niederreichten.

Auf Dick's leiſe geſtammelten Rath begaben ſie ſich hinter die nothdürftige Schutzwehr, ſie ſo weit von der Wand abſchiebend, daß ſie nebeneinander Platz fanden. Bianka, halb ohnmächtig, wählte die Mauerecke, wo ſie ſich anzulehnen vermochte. Den Ausgang deckend, ſtand Edward, den Revolver in der Fauſt und ſolcher Art für alle möglichen Fälle gerüſtet. Dick war inzwiſchen in das Vorderzimmer geſchlüpft, wo er ſich neben dem Bett der Kranken niederließ und, in der Hand eine gefüllte Taſſe, ſich bereit hielt, ſie im entſcheidenden Augenblick an die Lippen ſeiner Pflegebefohlenen zu heben.

„Glaubſt Du, daß ſie unentdeckt bleiben?“ fragte dieſe zagend.

„Sicher, Miſtreß,“ hieß es ebenſo leiſe zurück, „hinter dem Zeugſtänder haben ſie ſich verſteckt. An den geht er nicht heran, ich weiß es. Wenn er nur nicht zu lange bleibt.“

„Schwerlich, Dick. Fände er ſie, wäre es mein Tod. Hoffentlich entfernt er ſich bald wieder. Es verſtieße wenigſtens gegen ſeine Gewohnheit, hier zu übernachten.“

Vor der Hausthür ließen ſich murmelnde Männerſtimmen vernehmen. Man verhandelte offenbar mit großem Eifer

über irgend ein Vorhaben. So verraun kurze Zeit, bis die Hausthür geöffnet und zugeſchlagen wurde und der mit Herzklopfen Erwartete eintrat. Woodkirk, der einſtige Genoſſe Griffith's, und kein Anderer war es, warf einen mürriſchen Blick auf ſeine todkranke Frau. Er entdeckte, daß ihre eingefallenen Wangen in Fieberhitze glühten, ihre Augen wie entzündet glänzten.

„Ich hätte Dich nicht ſo früh erwartet," redete die Unglückliche ihn mit bebender Stimme an, „aber Du kommſt, mich ſterben zu ſehen."

„Unſinn," verſetzte Woodkirk unwirſch, „es ſtirbt ſich nicht ſo leicht. Haſt's ſchon öfter prophezeit und ſchwimmſt immer noch oben. So wird's auch heute ſein, und ich denke nicht daran, Dich lange zu ſtören."

Die Kranke ſann flüchtig nach und erwiederte, offenbar um ihn zu lautem Sprechen zu bewegen, mit einer gewiſſen Todesverachtung: „Einmal muß das letzte Mal ſein, und ich will meinem Schöpfer danken, wenn er mich aus einer Lage erlöst, in die ich durch Deine Schuld gerieth."

„Durch mich?" ſchnaubte der Wütherich, und ſein rothes Geſicht färbte ſich dunkler.

„Ja, durch Dich," hieß es unter Aufbietung der letzten Kräfte vorwurfsvoll zurück, „auf Deinen dringenden Rath gab ich mein Kind fort, ahnungslos, daß Du es nur aus dem Wege geſchafft haben wollteſt, und das zehrte von Anbeginn an meinem Leben."

„So? Das meinſt Du? Wer war es denn, der durch das dumme Ding den Griffith, dieſen ausgefeimten Schurken, wieder an ſich zu locken gedachte? Ich gewiß nicht."

„Er gab wenigſtens Geld, um mich nicht elend verkommen zu laſſen. Wo ſind die achttauſend Dollars geblieben, die er Dir einhändigte?"

„Hol' Dich der Teufel mit Deinen verrückten Anklagen," verſetzte Woodkirk nunmehr ingrimmig, „das Geld gab er mir dafür, daß ich Dich heirathete und Dir 'nen ehrlichen Namen gab. Iſt's zum Henker gegangen, ſo lag's daran, daß Du nichts dazu verdienteſt."

„Womit ſollte ich verdienen, nachdem ich die Fähigkeit dazu verlor? Meine Kleider, meinen Schmuck und die koſtbaren Möbel haſt Du, nachdem meine Erſparniſſe zu Ende waren, verkauft und das Geld dafür ſah ich nicht. Und ich ſollte vor den Leuten tanzen mit gebrochenem Herzen und ſiechem Körper? Für mich gab es nur noch einen Todtentanz, und der hat nunmehr ſchon an die zehn Jahre gedauert."

„Arg genug, daß ich mit 'nem kranken Weib mich durch's Leben ſchleppen mußte. Und da wunderſt Du Dich, wenn ich auf anderen Stellen mich komfortabler fühle, als hier?" Er ſah ſich nach Dick um. In dem abgelegenſten Winkel kauerte er auf der Erde. Von ihm in dem Hader mit ſeiner Frau gehört zu werden, erbitterte ihn noch mehr. „Verdammte ſchwarze Brut, was thuſt Du hier?" rief er in ſeiner Wuth drohend aus, und einen Schemel ergreifend, bewegte er ſich auf ihn zu. Doch Dick war auf ſeiner Hut. Wie ein Aal glitt er aus ſeinem Winkel. In zwei Sätzen war er aus der Thür, und bevor er ſie geſchloſſen hatte, krachte das ihm nachgeſchleuderte Geräth gegen die morſchen Bretter.

„Dieſe hinterliſtige Kröte," hob der halbtrunkene Wütherich zu ſeiner Frau gewendet an, als dieſe ihn mit den angſtvoll ausgeſtoßenen Worten unterbrach:

„Vertreibſt Du ihn, wer ſoll mich davor bewahren, in grauenhafteſter Weiſe zu verhungern und zu verdurſten?"

„Wen noch hungert, der hat auch Luſt zum Leben. Ich hab's überhaupt ſatt mit Deinem ewigen Gewinſel."

„So ſage mir wenigſtens, wo mein Kind geblieben iſt, und ich verſpreche es Dir heilig, ſo lange das bischen Athem mir vergönnt iſt, mich ohne Murren in alle Deine Launen zu fügen.“

„Frage Deinen Freund Griffith,“ höhnte Woodkirk, „der nahm's mit fort ſammt der Brut ſeiner geſchiedenen Frau, muß alſo Auskunft ertheilen können, wo es untergebracht wurde und ob's überhaupt noch lebt. Wird's wohl in die Lehre zu 'nem Tanzmeiſter gethan haben.“

„Du kennſt den Ort, wo Griffith ſich aufhält.“

„Um mir das zu verrathen, hätte er ein weniger ſchlauer Hund ſein müſſen.“

Ein leichter Doppelſchlag traf die Fenſterlade.

„Da —“ fuhr Woodkirk wild auf, „mit Deinem Gewinſel haſt Du mich über die Zeit aufgehalten. Verdammt! Ich habe Beſſeres zu thun, als Deine verrückten Litaneien anzuhören.“

Er ergriff die Lampe und begab ſich in die Kammer. Die Kranke ſchloß die Augen. Wie Bewußtloſigkeit legte es ſich um ihre Sinne. Trotzdem lauſchte ſie mit einer Anſtrengung, daß ſie den Athem endgiltig zu verlieren meinte. In jedem neuen Augenblick fürchtete ſie, die Ausbrüche ſeiner Raſerei zu hören, die bei der Entdeckung der Fremden ſich ſeiner ohne Frage bemächtigte, das Getöſe eines Kampfes, bei dem es ſich um Leben und Tod handelte.

Bianka, durch das Vernommene ohnehin bis zum Sterben entſetzt, fühlte ihren Pulsſchlag ſtocken, als Woodkirk's Schritte in der Kammer ertönten. Nur unter Aufbietung ihrer äußerſten Kraft erhielt ſie ſich aufrecht; es ſtählte die Vergegenwärtigung der möglichen Folgen, wenn die Entdeckung unvermeidlich geworden, ihren Willen, jedes verrätheriſche Geräuſch zu unterdrücken. Edward bewahrte nach wie vor ſeine unerſchütterliche Kaltblütigkeit. Die

Waffe in der Fauſt, hielt er ſich bereit, jedem Angriff des Raſenden, dem das Furchtbarſte zuzutrauen, mit Nachdruck zu begegnen.

Woodkirk war unterdeſſen nach der Fenſterwand hinübergegangen und hatte, wie Edward zwiſchen den Kleidungsſtücken hindurch unterſchied, irgend einen Gegenſtand von einem Nagel genommen. Dann ſchritt er geraden Weges auf das Kleidergeſtell zu. Laut dröhnten ſeine ſchweren Füße auf den hohl liegenden Brettern, daß Bianka jedesmal die Empfindung hatte, als ob ein ſcharfer Gegenſtand über ihr Gebein hingleite. Edward packte ſeine Waffe feſter; ſonſt rührte ſich keine Muskel ſeines Körpers. Jetzt ſtand Woodkirk vor dem Geſtell.

Edward hörte deutlich ſeinen keuchenden Athem, meinte den Branntweinduft zu unterſcheiden, der den häßlichen Lippen entſtrömte. Er gewann ſogar einen flüchtigen Blick auf das von der Lampe voll beleuchtete breite rothe Geſicht, wie auf das eine, infolge gewohnheitsmäßigen Blinzelns kleiner erſcheinende Auge. Hätte ein Gefühl völliger Sicherheit Woodkirk nicht beherrſcht, nur eine Spur von Argwohn ihn beſchlichen, ſo war die Entdeckung unausbleiblich. Doch anſtatt die Kleider zu berühren, bückte er ſich vor dem Ständer zu einer an der Wand liegenden Anhäufung klirrender Eiſengeräthe nieder, und nachdem er eine Weile darin umhergeſtört und mehrere in die Taſche geſchoben hatte, begab er ſich wieder in das Vorderzimmer.

„Vor Tagesanbruch werde ich ſchwerlich zurück ſein," bemerkte er beiläufig, indem er die Lampe auf den Tiſch ſtellte, und ohne die von Grauen geſchüttelte Kranke weiter zu beachten, verließ er das Haus.

Längere Zeit verſtrich in tiefer Stille. Wie Frau Woodkirk ihre Stimme nicht zu erheben wagte, verhielten auch Edward und Bianka ſich ebenfalls regungslos. Erſt als

Dick hereinſchlich und den Verborgenen verkündete, daß er Woodkirk eine Strecke nachgefolgt ſei, und daß jetzt keine Gefahr mehr drohe, traten ſie wieder neben das Krankenbett.

Wie ihre Verzeihung erflehend, richtete die Unglückliche ihre großen Augen auf ſie.

„Was habe ich gelitten in Ihrer Seele," flüſterte ſie kaum verſtändlich unter dem vollen Eindruck des überſtandenen Entſetzens, „und dennoch war es vielleicht gut, daß Sie aus dem mit ihm geführten Geſpräch entnahmen, was unmittelbar Ihnen anzuvertrauen mir der Muth gefehlt hätte. Sie haben dadurch ein Bild von Demjenigen gewonnen, den ich als einen Mitſchuldigen jenes Griffith bezeichnen muß, der mich durch ſeine Ränke ſchamlos der Gewalt dieſes Miſſethäters überantwortete. Was Sie nur irgend erfahren konnten, Sie wiſſen es jetzt. Ich rathe Ihnen daher, ſich ſchleunigſt zu entfernen. Unbeſorgt mögen Sie ſich Dick's Führung anvertrauen."

Bianka, noch immer unter der Nachwirkung des ihr eingeflößten Grauſens, ſah verſtört um ſich. Wohin ſie ſich wendete, gewahrte ſie Merkmale größten Mangels, hier und da auch wohl unter den Möbeln und den auf die Wände genagelten Gegenſtänden vermorſchte und vergilbte Erinnerungszeichen aus einer in Glanz und Ueberfluß entſchwundenen Vergangenheit. Dazwiſchen hing das verblichene Bildniß einer kurz geſchürzten, blumengeſchmückten Tänzerin. Unwillkürlich einen Vergleich anſtellend, ſah ſie auf die Leidende. Ein Schauder durchrieſelte ſie Angeſichts der traurigen Wandlung von Anmuth und Schönheit zu Elend und Hinfälligkeit. Ihr Herz ſchwoll vor Jammer und Mitleid. Sie ſah in ihr nicht mehr das Weſen, dem ſie, wenn auch nur mittelbar, den größten Kummer ihres Lebens verdankte, ſondern eine vom Geſchick furchtbar heimgeſuchte Märtyrerin, und fragte theilnahmsvoll:

„Vermag ich irgend etwas dazu beizutragen, Ihre Lage erträglicher zu gestalten, so bekennen Sie es offen. Es würde mir zur Beruhigung gereichen, könnte ich die Ueberzeugung mit fortnehmen, Sie nicht gänzlich hilflos in der Gewalt eines Verworfenen zurückgelassen zu haben."

„Nichts, gar nichts," antwortete die Unglückliche mit beinah rauher Entschiedenheit, und die Worte schienen sich ihrer Brust unter Qualen zu entwinden; „das Einzige, was ich von Ihnen erhoffte, haben Sie mir gewährt. Ein Mehr würde ich selbst um den Preis der Verlängerung meines kurzen Lebensrestes nicht annehmen." Ebenso entschlossen erhob sie Widerspruch, als Edward sich erbot, sich wieder nach ihr umzusehen. „Meiden Sie eine Atmosphäre, die mit unzähligen Flüchen durchwebt ist," schloß sie ihre Ablehnung jedes ferneren Beistandes.

Dick steckte den Kopf durch die Thür. „Die Luft ist rein," sprach er dringlich, „kommen Sie schnell, bevor wieder Jemand vorüber geht."

„Gottes Segen begleite Sie; er schenke Ihnen den Erfolg, den ich mit meinem letzten Athem für Sie erflehe!" flüsterte die Kranke, und sich mühsam der Wand zukehrend, bekundete sie den Willen, weitere Abschiedsworte zu vermeiden.

Bianka legte ihren Arm auf den Edward's. Gleich darauf folgten sie Dick durch das häßliche Gassengewirre. Nach längerer Wanderung gelangten sie in einen ihnen vertrauteren lichteren Stadttheil. Als Dick sich von ihnen verabschiedete, händigte Edward ihm einige Goldstücke ein.

„Ich halte Dich für ehrlich," redete er ernst auf ihn ein, „und setze voraus, daß Du das Geld der Kranken zu Gute kommen läßt. Verrathe nicht, von wem es kommt, weder der armen Frau noch dem schändlichen Manne, oder es ist Alles vergeblich."

Dick versprach das Beste und trabte davon.

Schweigend ſchritten die beiden Verwandten einher. Es rief den Eindruck hervor, als hätten ſie das Erlebte zuvor noch einmal vor ihrem Geiſte vorüberziehen laſſen müſſen, um es im Geſpräch zu berühren.

„Das war eine fürchterliche Stunde," bemerkte Bianka endlich wie im Traume vor ſich hin, „und dennoch würde ich ſie als eine Gnade des Himmels preiſen, erwieſen die Offenbarungen der Unglückſeligen ſich als den zu erneuernden Nachforſchungen förderlich. Nach den vielen ſchmerzlichen Täuſchungen wage ich kaum noch, auf Erfolg zu hoffen."

„Die erſte Kunde war es, die man als wirklich verheißend bezeichnen möchte," verſetzte Edward, „es handelt ſich nur darum, ſie vorſichtig auszunutzen. Denn erhält dieſer Woodkirk, dem ich zutraue, daß er um den Verbleib der beiden Mädchen weiß, auch nur eine Ahnung von unſeren Plänen, ſo iſt vorauszuſehen, daß er das Aeußerſte aufbietet, ſie heillos zu durchkreuzen."

„Aber wie, wenn die Spuren bis vor ſeine — ich meine Griffith's Thür führen!" wendete Bianka nachdenklich ein.

Edward zögerte mit einer Antwort. Vor ſeinen geiſtigen Blicken erſtand Griffith, wie er unter dem furchtbaren Schlage des jungen Choctaw leblos zu Boden ſank.

„So müſſen wir das Beſte davon machen," erklärte er nach einer kurzen Pauſe, „ſo weit hinaus zu denken iſt es erſt an der Zeit, wenn wir wirklich untrügliche Spuren vor uns haben."

Unter einer Laterne blieb er ſtehen, und den ihm kurz zuvor von Bianka eingehändigten Brief oberflächlich leſend, bemerkte er:

„Wenn auch nicht viel hier geſagt iſt, genügt es doch, eine Aufgabe vor mir erſtehen zu laſſen, die mich dafür

entschädigt, daß mir versagt ist, an dem seinem Ende sich zuneigenden Kriege mich zu betheiligen."

Hier stockte die Unterhaltung wieder. Beide beschäftigten sich zu ernst mit den durch die unglückliche Frau angeregten Betrachtungen. Außerdem war Bianka erschöpft. Schwerer hing sie am Arme ihres getreuen Eckart; langsam schritten sie durch die verödeten Straßen dem Norden der Stadt zu, bis sie endlich auf eine leere Miethskutsche stießen, die sie binnen kurzer Frist nach dem heimathlichen Landhause brachte.

Vier Tage waren verstrichen, als Edward's Blicke beim Lesen der Zeitung auf den Namen Woodkirk fielen. Dann las er weiter:

„Einer der gefährlichsten Gauner und Fälscher der Stadt ist endlich dingfest gemacht worden. Die Polizei hatte schon lange den berüchtigten Woodkirk im Auge, ohne ihm recht beikommen zu können. Erst vor drei Tagen gelang es ihr zur noch dunklen Morgenstunde, die Hand auf ihn zu legen. Sie überraschte ihn, als er mit zwei Genossen nach dem Besuch im Hause eines Kaufmanns eben im Begriff war, dessen Garten zu verlassen. Leider entkam der eine Einbrecher mit der Beute. Die anderen Beiden sitzen hinter Schloß und Riegel."

Einige Tage später entdeckte Edward abermals eine Anzeige, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Sie lautete:

„Ein gefallener Stern. Viele entsinnen sich wohl noch der einst so begeistert gefeierten Tänzerin Lazarina, die später plötzlich spurlos verschwand. Gestern wurde sie von der Armenverwaltung beerdigt. Sie, die einst in Brillanten strahlte, mit denen ihre Augen an Feuer wetteiferten, für deren Lächeln Mancher gern ein Vermögen hingegeben hätte, wurde ohne Sang und Klang nach dem Friedhofe gefahren. Nur ein zerlumpter Negerjunge begleitete sie auf ihrem letzten Wege."

Eine Woche war seitdem verstrichen, als dieselbe Zeitung mit fettem Druck folgende Nachricht brachte:

„Der Einbrecher Woodkirk befindet sich wieder auf freiem Fuße. Wie es ihm gelang, aus dem Gefängniß zu entspringen, erscheint räthselhaft. Man vermuthet indessen, daß der mit dem Raube entkommene Kumpan ihm hilfreiche Hand leistete, um dem Verrath von Seiten des gefangenen Genossen vorzubeugen."

Achtes Kapitel.

Die südliche und umfangreichere der beiden Halbinseln, die den Staat Michigan bilden, wird von den großen Süßwasserseen, dem Huron- und Michigansee umspült. Ihre nördliche, bis zur Straße von Mackinaw hinauf reichende Verlängerung hatte sich bis in die Neuzeit hinein theilweise den Charakter entschwundener Jahrhunderte bewahrt. Es war dies abhängig von der Bodenbeschaffenheit, die, im Vergleich mit der südlichen Inselhälfte, verhältnißmäßig wenig besaß, was geeignet, den Ackerbauer anzulocken. Es fehlte zusammenhängendes dankbares Erdreich, welches dazu hätte bewegen können, dem ungelichteten Urwalde größere Flächen abzuringen.

Unter den spärlichen, nahe der Küste hausenden Ansiedlern befanden sich vereinzelte, die sich an dem im Stillen blühenden Seeraub betheiligten oder wenigstens mit den schlauen Piraten in Verbindung standen. Diese, im Besitz leichter, flinker Segler, dienten offen dem tadellosen Handelsverkehr, was sie nicht hinderte, in der Nachbarschaft größerer Handelsplätze die von Helfershelfern unterschlagene Beute nächtlicher Weile zu verladen und nach Kanada hinauf, oder von der Ostküste der Halbinsel herum nach der Westküste und umgekehrt zu verschiffen und bei vertrauten Genossen zur Verwerthung abzusetzen. Geriethen sie trotz

ihrer Vorſicht in Bedrängniß, ſo verſchwanden ſie in den Mündungen kleiner Gewäſſer, oder, je nachdem die Gelegenheit ſich bot, zwiſchen den in der kanadiſchen Georgianbai lagernden zahlreichen Inſeln. Dort fanden ſie Verſtecke in Fülle für ihre Waare. Nur im äußerſten Nothfall entſchloſſen ſie ſich dazu, das geraubte Gut über Bord zu ſenden.

Einige dieſer liſtigen und verwegenen Freibeuter hausten auf der Weſtſeite der Halbinſel in der Nachbarſchaft der tief in das Feſtland einſchneidenden Saginawbai. Dort galten ſie bei den Anſiedlern als rechtſchaffene Leute, die bei der Verſchiffung der Landeserzeugniſſe durchaus gewiſſenhaft zu Werke gingen und ſich durch Pünktlichkeit und mäßige Frachtpreiſe auszeichneten. Es war dies um ſo werthvoller für die dortigen Bewohner, weil die ſchweren Seedampfer nur ſelten von der gewohnten Fahrſtraße abwichen und daher die zu verſendenden Ladungen nach günſtiger gelegenen Anhaltepunkten geſchafft werden mußten. —

Die Sonne eines klaren ſtillen Spätſommertages ſtand bereits tief im Weſten. Weit hinaus auf den Huronſee ſandte ſie die Schatten der gelben ſchroffen Küſtenabhänge und der ſie krönenden Waldungen. Sie beglänzte zugleich einen ſchlanken Leuchtthurm, der auf dem Nordkap der Saginawbai hoch in den reinen Aether emporragte. Freundlich kontraſtirte ſeine und des zu ihm gehörenden Wächterhauſes weiße Farbe zu dem ſatten Grün des hinter ihm ſich aufbauenden Waldes und dem blauen See. Wie ein Spiegel dehnte er ſich weit hinaus, um in ſcharf begrenzter Linie dem Himmel zu begegnen. Er ſchien zu träumen.

Weder Dampfer noch Segler waren ſichtbar. Außer den träge umherſchweifenden Möven belebten die ſtille Waſſerfläche nur zwei ſeltſam geformte Kanoes, von welchen aus mehrere Schippewä-Indianer hin und wieder einen Speer in die Tiefe ſandten, um ihn mit einem Lachs beſchwert an langer Schnur zu ſich heran zu ziehen. Das

dem Leuchtthurm gegenüber liegende Fahrzeug war nur mit zwei Menschen bemannt.

Vorn über den Bug geneigt stand ein älterer Krieger, dessen braune, sehnige Gestalt nur mit dem Schurz bekleidet war. Mit der linken Hand sich leicht auf den fingerbreiten Bootsrand stützend, hielt er den Speer wurfbereit in der rechten. Mehrere große Fische, die hinter ihm lagen, zeugten von seiner Geschicklichkeit. Regungslos, wie eine aus Nußbaumholz geschnitzte Figur stand er da. Sogar das schwarze Haar, das zu beiden Seiten des geneigten Antlitzes lang niederfiel, schien, abhängig von der Windstille, aus einer festen Masse zu bestehen. Nur die Augen verriethen Leben, indem sie in beschränktem Umkreise die wunderbar klaren Fluthen überwachten und in der Tiefe nach einem Ziel für den Speer suchten.

Aehnlich verhielt sich ein noch nicht lange dem Kindesalter entwachsenes Mädchen, das auf dem anderen Ende des Kanoes saß und mittelst eines kurzen Schaufelruders das bei der geringsten Erschütterung bedenklich schwankende Fahrzeug gewissermaßen fesselte. Den Schippewä fest im Auge, wartete es darauf, nach seiner Bewegung die eigene sofort abzumessen.

Bei einem oberflächlichen Hinblick hätte man die freundliche Erscheinung wegen ihres stark von der Sonne gebräunten Antlitzes wie des rabenschwarzen Haars ebenfalls für ein Mitglied oder vielmehr für verwandt mit der braunen Rasse halten können. Diese Vermuthung fand indessen ihre Widerlegung, sobald man die schönen, kaukasisch geschnittenen Gesichtszüge aufmerksamer prüfte. Wohnte in den großen, schwarzglühenden Augen ernste Spannung, die durch einen gewissen Jagdeifer bedingt wurde, so spielte um die blühenden Lippen des feingeschnittenen Mundes, die sanft gebogene Nase wie auf den rosigen Wangen ein Liebreiz, den man als den Ausdruck eines unschuldreinen

lindlichen Gemüthes hätte bezeichnen mögen. Auch die ungewöhnlich kleinen Hände, die von den weiten Jackenärmeln umflatterten Unterarme und die schmalen Füße, deren einzige Bekleidung die vor ihr liegenden indianischen Mokassins, waren stark gebräunt, jedoch ohne dadurch im Aussehen beeinträchtigt zu werden. Ein Kranz von herbstlich rothen Sumachblättern schlang sich um Stirne und Haupt; er fesselte zugleich das seidenweiche Haar, das, von den Schläfen zurückgestrichen, in dichten Wellen tief über den Nacken niederfiel. Bekleidet war sie mit einem blauen Flanellrock und einer nach indianischem Muster geschnittenen rothen Kattunjacke, die oberhalb der Hüften durch einen Riemen zusammengeschnürt wurde. Und so kauerte sie da wie ein liebliches Räthsel, geduldig auf die Gelegenheit wartend, eine Probe ihrer Kraft und Gewandtheit abzulegen.

Jetzt regte sich der Schippewä. Kaum wahrnehmbar hob die bewehrte Faust sich höher und höher, und fester packte das Mädchen sein Ruder. Zischend sauste der Speer in die Tiefe, kam indessen mit dem Schaftende alsbald wieder zum Vorschein, um abermals zu verschwinden. Zugleich rollte die Schnur sich ab, wurde aber schnell von dem Schippewä ergriffen und vorsichtig eingezogen. Das Mädchen arbeitete unterdessen angestrengt, um das kiellose Fahrzeug, das nur aus einem leichten Holzgerippe und darüber gezogener und verpichter Birkenrinde bestand, vor dem Umschlagen zu bewahren. Endlich fiel ein ansehnlicher Lachs in das Kanoe. Während darauf der Schippewä sich beeilte, die Widerhaken des Speers aus dem Fleisch des nach allen Seiten schnellenden Thieres zu lösen und es zu tödten, redete das Mädchen ihn mit den Worten an:

„Gume-Gabow, das ist der fünfte, Du aber bist der geschickteste Speerwerfer, der jemals sein gutes Gesicht in

dem Huron ſpiegelte," und ein wunderbares Lächeln des Muthwillens begleitete den letzten Ausſpruch.

„Viele Lachſe da unten," antwortete Gume-Gabow, trotz der eingeſtreuten Schippewäworte in verſtändlichem Engliſch. „Feu follet ſoll noch zwei, drei mehr ſehen. Ein guter Tag heute."

Feu follet*) überzeugte ſich durch einen Blick vom Stande der hinter der hoch ragenden Waldung verſchwundenen Sonne und zog die Mokaſſins durch ihren Gürtel.

„Sage Deiner Frau oder Tochter, ſie möchten mir neue Mokaſſins anfertigen. Dieſe halten nicht mehr lange," rief ſie dem Alten freundſchaftlich zu.

„Feu follet mag nach meinem Zelt kommen, da findet ſie fertige," antwortete Gume-Gabow. „Andere weiße Mädchen gehen in feſten Schuhen. Warum nicht meine junge Freundin? Ihr Vater verdient Geld. Er ſoll ihr Schuhe kaufen. Durch hartes Leder ſtechen die Dornen nicht."

„Mein Vater?" fragte Feu follet ſorglos lachend, „der kauft keine Schuhe, und müßte ich bis an die Kniee im Schnee waten."

„So iſt er ein ſchlechter Vater," hob Gume-Gabow an. Er wurde gewahr, daß Feu follet den Bug des Kanoes gedreht hatte und landwärts ruderte. „Da in dem ſeichten Waſſer ſtehen keine Lachſe," ſprach er belehrend.

„Aber da ſteht der Leuchtthurm, wo Onkel Well auf mich wartet."

Der Alte fügte ſich in den Willen des ihn tyranniſirenden anmuthigen Geſchöpfes und begann wieder: „Du gehörſt nicht in das Haus des alten Blount."

„Weshalb nicht?"

„Dein Vater trägt das Haar eines Fuchſes im Früh-

*) Die franzöſiſche Bezeichnung für „Irrlicht".

ling. Das Deiner Brüder iſt gelbes Maisſtroh. Ihre Mutter iſt eine Biſamratte. Deine Locken ſind ſchwarz. Die Tochter eines Fuchſes und einer Biſamratte kann keine Schwarzdroſſel ſein. Ich ſagte es ſchon früher."

„Unſinn, Gume-Gabow," erwiederte Feu follet beluſtigt, „wenn nicht die Blounts, wer ſollten meine Eltern ſein?"

„Die kanadiſchen Jäger gaben Dir den Namen Feu follet. Die Schippewäs lernten es von ihnen. Die Amerikaner rufen Dich: Will o' the Wiſp.*) Warum? Du biſt ein Irrlicht. Ich hatte einen guten Traum. Der ſagte mir: Irrlichter kennen keine Eltern. Sie kommen aus dem Sumpf. Meine Freundin iſt ein Irrlicht."

Feu follet ſtellte ihr Rudern ein und ſah vor ſich nieder. In dem verhaltenen Lächeln offenbarte ſich, daß ſie darüber nachſann, wie der weiſe Ausſpruch ihres braunen Freundes am beſten zu verwerthen ſei. Durch vieljährigen Verkehr mit den Eingeborenen vertraut mit deren Sitten und Gebräuchen, befremdeten die eben vernommenen Anſchauungen ſie nicht. Sie aber wäre die Letzte geweſen, ſie zu bekämpfen. Im Gegentheil, ſie dachte ſich fröhlich in ſie hinein, was ihr die Herzen der, bizarren Vorſtellungen huldigenden Schippewäs noch weiter öffnete. Endlich lachte ſie hell auf.

„Das laß ich gelten, Gume-Gabow!" rief ſie, „jetzt, da Du mich daran erinnerſt, wird mir Alles klar. Ich bin wirklich ein Irrlicht, und meine Heimath iſt der große Sumpf auf der anderen Seite der Berge. Da tanzte ich viele hundert Jahre in finſteren Nächten. Dann wurde es mir zu einſam. Ich löſchte daher eines Abends meine Laterne aus und ſchlüpfte in den Bau des nächſten Nachbarn, der war zufällig Blount, mein jetziger Vater."

In einer Anwandlung von Muthwillen hatte ſie das

*) Die engliſche Bezeichnung für „Irrlicht".

Märchen ersonnen und sorglos erzählt. Am wenigsten ahnte sie, daß sie dadurch einen nicht unwesentlichen Einfluß auf ihre nächste Zukunft ausübte.

Gume-Gabow aber wiegte zu ihrem Ergötzen sein Haupt mit dem Ausdruck heiliger Ueberzeugung und erwiederte ernst: „Weshalb suchtest Du Dir keinen besseren Vater? Blount ist schlecht gegen Dich. Seiner Frau bist Du eine Fremde."

„Wohl wahr, guter Gume-Gabow. Ich bereue heute noch, nicht zu Dir gegangen zu sein. Ich wäre jetzt ein Schippewämädchen. Doch das läßt sich nicht mehr ändern. Wären da nicht der Onkel Well, seine Frau und meine Schippewäfreunde, möchte ich längst in meinen Sumpf zurückgekehrt sein," und ihre harmlose Spottlust verheimlichend, griff sie wieder zum Ruder.

„Auch die Weißen sind Deine Freunde," bemerkte Gume-Gabow, „Du bist nicht wie andere Mädchen."

„Wodurch unterscheide ich mich von ihnen?" fragte Feu follet, und kindliche Neugierde sprühte förmlich unter dem rothen Blätterkranz hervor aus den dunklen Augen.

„Du bist muthig, wie ein junger Krieger. In schwarzer Nacht findest Du Deinen Weg durch Wald und Moor. In Dir wohnt ein großer Zauber. Du bist ein Medizinmädchen."

„Das ist Irrlichter-Art," erklärte Feu follet übermüthig, „zeichne ich mich vor Anderen aus, so weiß ich nichts davon. Ich lebe, wie es mir gefällt; gehe, wohin es mir beliebt, und bin glücklich und zufrieden trotz aller Frühlingsfüchse, Bisamratten und Maiskolben."

Der Boden des Kanoes streifte den glatten sandigen Grund. Feu follet legte das Ruder zur Seite und erhob sich. Gegen fünfzig Ellen betrug es noch bis zu dem schmalen Strande. Nachlässig ergriff sie die beiden Fische, die Gume-Gabow mittelst einer Schnur zum bequemen

Tragen für sie hergerichtet hatte, und nahm freundschaftlich Abschied von ihm. Ihre Röcke aufraffend, stieg sie über Bord. Langsam, mit unverkennbarem Behagen watete sie durch das kühle Wasser. Dasselbe Behagen verrieth sich, als sie, um die Füße zu trocknen, eine Strecke durch den von der Sonne erwärmten lockeren Sand schlurfte, dann niederkauerte, die Mokassins anlegte und um die zierlichen Knöchel festschnürte.

Gume-Gabow saß noch immer müßig in dem Kanoe. Als hätte die junge Freundin nach dem jüngsten Gespräch erhöhte Anziehungskraft für ihn gewonnen, blickte er ihr nach. Besaß er wirklich eine Empfindung dafür, daß sie durch unvergleichliche Anmuth und wunderbare Geschmeidigkeit der Glieder wie den elastischen Schritt sich vor allen weißen und braunen Frauen seiner Bekanntschaft auszeichnete, so erstaunte er kaum noch darüber. Wie er es sich erklären sollte, wußte er freilich nicht; auf alle Fälle aber konnte auch von klarer urtheilenden Menschen ihre Irrlichtnatur nicht abgeleugnet werden. Erst nachdem Feu follet mit der Gewandtheit eines Eichhorns den steilen Abhang überwunden hatte und oben zwischen dem Gesträuch verschwunden war, griff er wieder zu dem Ruder. Feu follet dagegen hatte die heitere Unterhaltung mit ihm bereits wieder vergessen. Was fragte sie darnach, ob die Menschen sie mit einem Irrlicht verglichen? —

Auf dem Vorplatz des in dichtes Grün gleichsam eingenestelten Häuschens, von wo aus man zugleich die Saginawbai zu überblicken vermochte, saß unter einem, beim Bau mit Bedacht verschonten hundertjährigen Hickorybaum der Leuchtthurmwächter Blackwell, der nunmehr schon seit einer längeren Reihe von Jahren seines Amtes gewissenhaft waltete. Ursprünglich Hochbootsmann in der Vereinigte Staaten-Marine und auf Grund einer im Dienst erlittenen Fußverletzung zu dem Ruheposten berufen, er-

freute er sich an der Seite einer erst spät angeheiratheten Frau eines bequemen, sorglosen Daseins. Dergleichen prägte sich wenigstens auf seinem knochigen Gesicht aus, welchem die vielen Jahre schweren Seedienstes ihre unvertilgbaren Spuren aufgetragen hatten. Es erschien wie aus lauter Lederrunzeln zusammengefügt. Aus dem früheren Beruf hatte er, neben einem ergrauten, das Kinn umrahmenden Bart, die Gutmüthigkeit eines Kindes mit in den neuen herübergenommen, ferner eine gelegentliche Anwandlung bissiger Grobheit, außerdem aber eine Unzahl von Schrullen und Eigenthümlichkeiten, die ihm weit und breit die Abkürzung seines ehrlichen Namens in das nicht ungern gehörte zutrauliche „Onkel Well" eintrugen.

Neben ihm auf der mit dem Erdboden vereinigten Bank vor einem ähnlich hergestellten Tisch saß ein älterer Mann, dessen bartloses, breites, rothes Gesicht mit dem einen zuweilen unbewußt zwinkernden Auge zu dem des würdigen alten „Theer" genau so kontrastirte, wie die aus dem Wasser hervorragende dreieckige Haifischflosse zu dem ehrenfest darein schauenden Gallion eines Kriegsschiffes.

Windhook, wie der Fremde sich nannte, hatte soeben seine Absicht ausgesprochen, längere Zeit in der Gegend zu bleiben und zum Zweck des möglichen Ankaufs die benachbarten Farmen zu besichtigen, als aus dem hinter dem Hause beginnenden Walde der mit großer Kunstfertigkeit gepfiffene Yankee-Doodle herübertönte.

Ueber Blackwell's hartes Gesicht flog ein Freudenschimmer. Er zog die Taschenuhr, verglich den über den See sich weithin ausdehnenden Schatten mit dem Stande der Zeit und nickte befriedigt.

„Vielleicht ein Enkel, der sich in so munterer Weise bei seinem Großvater anmeldet?" fragte Windhook, der das Gesicht seines Gastfreundes aufmerksam betrachtete.

Blackwell lächelte verschmitzt, nahm die kurze Thon-

pfeife aus dem Munde und erwiederte herablaſſend: „Zu 'nem Großvater gehört, daß er ſich früh genug verheirathet, um Kindern und Enkeln Zeit zum Heranwachſen zu gönnen. Damit iſt's nicht, wie mit 'ner Kraft, die man halb fertig vom Stapel laufen läßt. Aber ein Burſche iſt's, der da pfeift, bei Gott, der ſchon um der patriotiſchen Melodie willen eine herzige Begegnung verdient."

Näher kam das Pfeifen, und um den aus Quadern hergeſtellten Unterbau des Thurmes herum trat Feu follet, in der linken Hand die Fiſche, mit der rechten eine noch mit vereinzelten Blättern verſehene Gerte nach dem Takt der Melodie ſchwingend. Erſt als ſie des Fremden anſichtig wurde, ſtellte ſie ihr Pfeifen ein. Kaum aber entdeckte ſie den vor der Hausthür kauernden Indianer, der Windhook auf dem nächſten Wege nach dem Leuchtthurm geführt hatte, als ſie zu ihm ging, ihm freundſchaftlich die Hand drückte und ihre Befriedigung über das Wiederſehen offenbarte.

Blackwell hatte ſich lange mit unverhohlenem Stolz an dem Erſtaunen geweidet, das ſich in dem Geſicht ſeines Gaſtes ausprägte, dann rief er ſcherzhaft tadelnd nach dem Hauſe hinüber: „Halloh, Feu follet! Man erlebt ſonſt nicht oft, daß bei der Begrüßung die Indianer den Weißen vorgezogen werden," und munter antwortete Feu follet über die Schulter:

„Mir iſt der braune Gentleman genau ſo viel werth, wie jeder unbekannte Weiße. Wabaſſo iſt mein Freund obenein; auch geht Mutter Well Allen vor."

Sie hatte den einen Lachs dem Indianer eben mit der Weiſung eingehändigt, ihn im Vorbeigehen bei ihren Eltern abzugeben, als Frau Blackwell, eine runde wohlthuende Erſcheinung, in die Thür trat. Blitzſchnell warf ſie den anderen Fiſch auf die nahe ſtehende Bank, und mit dem Ruf: „Der iſt für Dich, Mutter Well!" packte ſie die

zärtlich auf ſie Hinſchauende an beiden Ohrläppchen. Einen ſchallenden Kuß drückte ſie auf ihre Lippen, und ſich kurz umkehrend, ſchritt ſie ehrbar nach dem Hickorybaum hinüber.

„Alſo Feu follet?“ hatte der Fremde ſeinen Gaſtfreund gefragt.

„Feu follet,“ beſtätigte Blackwell aus vollem Herzen.

„Eigentlich kein chriſtlicher Name,“ meinte Windhook beiläufig, und wie um die Ehre des Namens zu retten, erklärte Blackwell, ſeine Bartfraiſe ausreckend, ungeduldig:

„So wurde ſie ſchon gerufen, als ſie noch in den erſten Schuhen ſtand, und einen Grund dafür gibt es ebenfalls, und der iſt, daß ſie auf keinen anderen mehr hört.“

„Aber ſie beſitzt einen anderen,“ fragte Windhook, der ſeit ihrem Erſcheinen kaum einen Blick von ihr gewendet hatte.

„Sicher, und zwar einen ſo ehrlichen, wie nur je einem mit Waſſer getauften Chriſten beigelegt wurde, nämlich Harriet.“

Windhook blinzelte mit dem linken Auge, als wäre ihm ein Körnchen Schnupftabak hinein geflogen. Flüchtig nagte er auf der Unterlippe und forſchte weiter: „Und der Zuname?“

„Der ihres Vaters, Mann,“ verſetzte Blackwell, den die ihm überflüſſig erſcheinenden Erkundigungen verdroſſen, mit verſtecktem Hohn.

Feu follet trat heran. Ohne den Fremden zu beachten, reichte ſie ihrem alten Freunde die Hand.

(Fortſetzung folgt.)

Die vergeſſene Roſe.

Hiſtoriſche Erzählung von **Silveſter Frey.**

Mit Illuſtrationen von R. Knötel.

(Nachdruck verboten.)

1.

Zarskoje-Selo iſt eine herrliche Sommerreſidenz der Herrſcher, welche die Krone des Zarenreiches tragen. Das von Eliſabeth 1744 erbaute, von Katharina II. ausgeſchmückte Schloß legt Zeugniß ab von dem Reichthum, welcher ſeinen Bewohnern zu Gebote ſteht. Die phantaſtiſche Pracht des Oſtens ſowohl, als auch der künſtleriſch geläuterte Geſchmack des Weſtens wohnen nachbarlich in den Gemächern, welche ſich in unabſehbarer Flucht aneinander reihen, in den Sälen, welche ſtrotzend von Gold und geſchmückt mit den Erzeugniſſen der vornehmſten Künſte für die Feierlichkeiten des Hofes beſtimmt ſind.

Zarskoje-Selo iſt aber auch reich an hiſtoriſchen Erinnerungen. Faſt jeder der Herrſcher, welche ſeit Peter dem Großen den Thron des Zarenreiches inne hatten, erlebte einen Antheil an Freude oder Wehe, welche ihm das Geſchick beſchieden, gerade in dieſem Schloſſe. An düſteren Ereigniſſen fehlt es nicht, ebenſo wenig aber auch an Heiterkeit und Glück, wie es eben das Menſchendaſein ſo mit ſich bringt.

Einmal beſonders ſchien das Glück wie lauter Sonnenglanz über den Zinnen von Zarskoje-Selo zu liegen.

Zar Nikolaus, der jugendliche Herrſcher auf dem Throne der Romanoffs, führte die Hohenzollerntochter, die Schweſter des ſpäteren erſten deutſchen Kaiſers, als Gattin in das Schloß. Die ehemalige preußiſche Prinzeſſin Charlotte verlebte als Kaiſerin Alexandra Feodorowna die erſten Jahre ihrer jungen Ehe meiſt in den weiten glänzenden Räumen von Zarskoje-Selo.

Es war ein lieblicher Sommerabend des Jahres 1826, wie er nicht oft im hohen Norden vorkommt; der Mond goß ſein volles Licht über die Erde aus. Die Tochter Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luiſe hatte ſoeben einen Brief in die Heimath geſchrieben.

„Jawohl," hieß es in demſelben, „ich bin glücklich, ſo weit das möglich iſt, wenn man fern von euch zu leben gezwungen iſt. Der Zar liebt mich; er trägt mich auf Händen; jeden meiner Wünſche ſucht er mir aus den Augen herauszuleſen und dann ſofort zu erfüllen. Aber das verhindert nicht, daß eine tiefe, ſtete Sehnſucht in meinem Herzen haften geblieben iſt. Zumal wenn ich, wie in dieſem Augenblicke, allein bin und ſomit Muße habe, meine Gedanken in die theure Heimath abirren zu laſſen. Dann taucht das Bild derſelben deutlich auf vor meinem Auge. Ich ſpiele mit meinen Geſchwiſtern an den lieblichen Ufern der Havel; die einfach-ſchmucken Häuſer von Potsdam blinken durch das Grün, welches ſie umgibt; an der Seite der ſeligen Mutter gehe ich im Garten von Sansſouci ſpazieren, oder an der Deinigen, lieber Vater —"

Alexandra Feodorowna legte die Feder aus der Hand. Das Zimmer lag zur ebenen Erde. Die Thür, welche auf eine Terraſſe führte, ſtand offen. Die hohe Frau trat in dieſelbe und blickte ſinnend in den Abend hinaus.

War ſie in der That glücklich?

Gewiß, ſie liebte den ritterlich-ſchönen Nikolaus, ſie konnte auch davon überzeugt ſein, daß ſie ſein Herz beſitze.

Wer bürgte ihr aber dafür, daß dies Glück von Dauer ſein werde? Sie weilte hier in einem Lande, deſſen Anſchauungen und Gepflogenheiten ihr wenig zuſagten. Obwohl Herrſcherin deſſelben, fühlte ſie ſich fortdauernd als Fremde. Nur das Bewußtſein, daß der Mann, welchem ſie die Hand vor dem Altar gereicht, der Liebe, welche ſie für ihn empfand, würdig ſei, hielt ſie hier zurück. Der Gedanke jedoch, daß ſie das Herz des Gatten verlieren könne, genügte, um ihre Bruſt mit tiefem Weh zu erfüllen.

Ein Zittern durchlief den ſchlanken Körper. An den langen, ſeidenen Wimpern erglänzten Thränen.

Sie war hinaus auf die Terraſſe getreten.

Die würzige Luft that ihren brennenden Schläfen wohl. Um die trüben Gedanken zu verſcheuchen, beſchloß ſie einen Spaziergang in den Park zu unternehmen.

Die Lindenbäume blühten. Von Zeit zu Zeit flötete die Nachtigall im Gezweig des Weißdorns. Abendkäfer trieben ihr Spiel in dem Strahlennetz, welches der Mond über die Erde flocht.

Der Park von Zarskoje-Selo dehnt ſich weit aus. Laubengänge, die ſchnurgerade gehalten und kunſtvoll beſchnitten ſind, durchziehen ihn. Aus den Niſchen blinken die weißen Glieder antiker Marmorſtatuen, und in weite Becken fällt plätſchernd der Springbrunnen, ein in Milliarden von Tropfen zerſtäubter Strahl.

Wenn Alexandra Feodorowna gehofft hatte, daß der Aufenthalt im Freien ihre düſteren Gedanken zerſtreuen werde, ſo täuſchte ſie ſich. Im Gegentheil ſchien dieſe Stimmung zuzunehmen. Die Sehnſucht nach der Heimath wuchs, je weiter ſie in den Park ſchritt. Die Aehnlichkeit, welche er mit den Gärten von Sansſouci und dem Neuen Palais hatte, trug wohl die Schuld. Es war ihr ſchließlich ſo, als ob ſie in jenen wandle, wie einſt in den glücklichen Tagen der Kindheit.

Der Schritt eines Mannes störte sie aus solchem Sinnen. Vor ihr stand ein Posten.

Sie mußte wohl ziemlich tief in den Park gegangen sein, denn die Stelle, auf welcher sie sich befand, kam ihr fremd vor. Es war eine kleine Lichtung, welche sich zwischen das sonst dichte Gebüsch schob. Den Mittelpunkt bildete ein Rasenplatz, welchen eine gitterartige Einfassung rings umschloß.

Der Mond, welcher bisher hinter den vollen Baumkronen versteckt gewesen war, schickte jetzt ungehindert seine Lichtwellen auf die Erde. Sie zeigten sowohl den Platz, an welchen die Kaiserin gelangt war, als auch den Soldaten, welcher hier Wache hielt, in einer tagähnlichen Deutlichkeit.

Ohne auch nur einen Augenblick inne zu halten, setzte der junge Krieger seinen vorgeschriebenen Rundgang fort.

Die Kaiserin trat näher.

„Posten, warum stehst Du hier?"

„Weil es mir befohlen ist, Matuschka!"

„Aber ich sehe nichts, was zu bewachen wäre!"

„Ich auch nicht!"

Eine Pause trat ein, während welcher sowohl das Staunen, als auch die Neugierde der hohen Frau zunahmen.

„Ein Posten wird doch nicht ohne Grund aufgestellt."

„Sicherlich nicht. Aber nach dem Grunde fragt der Soldat nicht, wenn er auf Schildwache zieht. Er erhält seinen Befehl und führt ihn aus. Drinnen im Schlosse kann man Dir vielleicht bessere Auskunft geben. Du gehörst ja ohnehin zu dem Hofstaate des Zaren, den Gott erhalten möge. Denn sonst könntest Du nicht zu dieser Stunde in den geschlossenen Park gelangen. Wahrscheinlich bist Du mit der Zariza aus Deutschland gekommen. Ich höre es an Deiner Aussprache. Also bitte Deine Herrin, daß sie Väterchen Zar fragt, warum dieser abgelegene Platz

Die Kaiſerin trat näher. (S. 94)

Tag und Nacht mit einem Poſten beſetzt iſt. — Doch, nun wollen wir uns nicht weiter um einander kümmern! Ich habe Dir ohnehin länger Rede geſtanden, als es ein Soldat darf, der ſich auf Schildwache befindet!"

Damit begann er ſein monotones Auf- und Niederſchreiten von Neuem, und die Zarin wandelte langſam dem Schloſſe wieder zu.

2.

Kaiſer Nikolaus galt für den ſchönſten Mann ſeiner Zeit; auch die Hohenzollerntochter war reich mit Reizen des Körpers wie des Geiſtes ausgeſtattet. Im Vollbeſitze von Schönheit, Jugend und Macht, hätte demnach das hohe Paar ein ungetrübtes Glück genießen müſſen, wenn nicht fortwährend geheime Ränke gegen daſſelbe geſponnen worden wären.

Schon damals gab es in Rußland eine Partei, welche jeder Verbindung mit Deutſchland entgegen arbeitete. Man ſah mit Verdruß, daß eine Hohenzollerntochter den Thron der Romanoffs einnahm, weil man den Einfluß fürchtete, welchen das Germanenthum in dem ſlaviſchen Staate gewinnen könne. Hand in Hand mit dieſer Partei der Stockruſſen ging eine andere, welche gleichfalls von wüthender Feindſchaft gegen die Kaiſerin entflammt war. Sonſt hatten am Hofe von St. Petersburg alle Laſter zügellos walten dürfen: Völlerei und Sittenloſigkeit gediehen nach dem Beiſpiel, welches ihnen vom Throne aus gegeben wurde. Das war mit einem Schlage anders geworden, ſeitdem der Zar und ſeine Gemahlin denſelben einnahmen. Nicht allein, daß das eigene eheliche Leben derſelben muſterhaft war, es wurden auch Vergehen in dieſer Hinſicht, die man anderswo ſah, gebührendermaßen gerügt. Der ruſſiſche Adel, außer ſich darüber, daß er ſein leichtfertiges Leben aufgeben ſollte, maß die Schuld allein der Zarin

bei. Man ſagte ſich mit Recht, daß ſie es geweſen, welche dieſe Umgeſtaltung herbeigeführt hatte.

Es galt alſo, eine Breſche zu legen in das Verhältniß des Zaren zu ſeiner Gemahlin. Sein Blick ſollte auf eine andere Frau gelenkt werden. Dieſe würde dann das Werkzeug bilden, ihn für die Zwecke, welche man erſtrebte, gefügig zu machen.

Dieſe Frau hatte man bereits gefunden.

Es war die Gräfin Eudoxia Raſumin, ebenſo ſchön wie ränkevoll, dabei reich und aus einem der vornehmſten Geſchlechter Rußlands; zwar ohne höhere Bildung, aber im Beſitz jener geſellſchaftlichen Tünche, welche man ſchon damals am bequemſten aus Frankreich bezog.

Einmal bei Hofe eingeführt, ging ſie direkt auf ihr Ziel, den Kaiſer zu umgarnen, los.

Die Zarin begriff ſchnell, welche Feindin ſie in ihrer Nähe hatte. Aber Eudoxia Raſumin hütete ſich klüglich, mehr als nöthig in den Vordergrund zu treten. Sie wollte ſich ihres Sieges erſt freuen, wenn ſie ihn wirklich davon getragen. Der Ort, von wo aus ſie den Kampf führte, war der Palaſt ihres Oheims, des Fürſten Odaſchkoff. Hier wohnte ſie, hier fanden die Zuſammenkünfte ſtatt, in welchen man verbrecheriſche Pläne wob, wie das eheliche Glück der Kaiſerin zu untergraben ſei. Der Fürſt gab auch große Feſte, deren Mittelpunkt ſeine Nichte war. Zu den Gäſten gehörte nicht nur der geſammte hohe Adel Rußlands, ſondern zuweilen auch die kaiſerliche Familie. Dann entwickelte Eudoxia Raſumin alle Künſte, über welche ſie verfügte, um das Herz des Zaren zu beſtricken.

Ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, war dieſer allmälig unter den Bann gerathen, welchen die ſchöne Frau ausübte, und die Zarin erkannte deutlich, daß ihr Glück nur noch an einem Haar hing. Um dies zu zerreißen, zerrte unaufhörlich eine fremde, freche Hand daran. Dabei ſah

ſie keinen Ausweg, wie das drohende Unheil abzuwenden ſei. —

Das waren die Gedanken der Kaiſerin, als ſie den einſamen Spaziergang in den Park unternahm, und die Begegnung mit dem Soldaten hatte wenigſtens das Gute, daß er denſelben eine andere Richtung gab.

Die Lichtung im Walde mit dem ſtillen Platz wollte nicht aus ihrer Erinnerung weichen. Stets hörte ſie den gleichmäßigen Schritt des Poſtens und ſah ſein Gewehr im Mondlicht blinken.

Ob hier nicht ein Geheimniß vorlag?

Indem ſie darüber nachgrübelte, worin es wohl beſtehen mochte, kehrte ſie in das Schloß zurück.

Erſt jetzt, wo ſie auf den Weg achtete, ward ſie deſſen inne, wie weit ſie in den Park gerathen war. Es dauerte eine geraume Zeit, bis ſie ſich durch die Kreuz- und Quergänge, welche ſie durchirren mußte, zurecht gefunden hatte.

Der Zar war gleichfalls ſchon in Zarskoje-Selo anweſend. Schneller als er gehofft, konnte er von St. Petersburg, wo er, wie alltäglich, die Regierungsgeſchäfte erledigte, in die Stille des Landlebens zurückkehren. Nun ſtand er auf der Terraſſe und harrte ihrer.

Alexandra Feodorowna flog in die Arme des geliebten Mannes.

„Deutſche Schwärmerin!“ ſagte er mit leiſem Vorwurf. „Daß Du doch immer dieſelbe bleibſt! Nun, was für Geheimniſſe haben Dir denn die Bäume zugeraunt?“

Mit raſchen Worten erzählte die Kaiſerin, was ſie erlebt hatte, und fragte nach dem Zwecke des Poſtens.

Nikolaus legte ſinnend die Hand an die Stirn.

„Ich erinnere mich wirklich nicht, weshalb der Poſten dort aufgeſtellt iſt. Aber ich werde der Angelegenheit auf den Grund gehen. Morgen wirſt Du Auskunft erhalten.“

Die nächſten Tage aber war Zar Nikolaus verſchloſſen

und mürriſch. Seiner Gemahlin, welche ſich Mühe gab, ihn heiterer zu ſtimmen, erwiederte er, daß er mit Regierungsgeſchäften überhäuft ſei. Er weilte vom frühen Morgen bis ſpät zum Abend in St. Petersburg und ſchien die Angelegenheit mit dem Poſten völlig vergeſſen zu haben.

Alexandra Feodorowna war faſt ganz auf ſich allein angewieſen und ging oft und viel im Parke ſpazieren. Bei einem dieſer Spaziergänge begegnete ihr der General v. Klinger, der Militärbevollmächtigte ihres Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm III., am ruſſiſchen Hof, ein alter freundlicher Herr, welchen der preußiſche König nicht zum Mindeſten deshalb nach St. Petersburg geſandt hatte, damit ſeine dort weilende Lieblingstochter unter den fremden, oft recht ſchwierigen Verhältniſſen einen Beiſtand und Berather habe.

„Ich glaubte Sie in Berlin," ſagte Alexandra Feodorowna, ſichtlich erfreut über das Zuſammentreffen.

„Seit geſtern bin ich nach St. Petersburg zurückgekehrt. Natürlich beeilte ich mich, Eurer Majeſtät meine Aufwartung zu machen. Zugleich überbringe ich die innigſten Grüße von der Heimath und den Lieben, welche dort weilen."

„Erzählen Sie," bat die Kaiſerin mit vor Erregung zitternder Stimme.

So gingen ſie Beide nebeneinander durch die Wege des Parkes, die hohe ſchlanke Frauengeſtalt einherſchreitend wie im Traume an der Seite des grauköpfigen Kriegsmannes, auf deſſen Arm ſie ſich vertraulich ſtützte. Während der General berichtete, lauſchte die Kaiſerin mit verhaltenem Athem, damit ihrem Ohr keines der Worte, welche von ſeinen Lippen kamen, verloren ginge.

„Leider," fuhr der General fort, „treffe ich den Zaren nach meiner Rückkehr in einer Stimmung, die ſo unerfreulich wie möglich iſt. Er iſt zerſtreut, unzugänglich ſelbſt für ſeine Freunde. Der geringſte Anlaß regt ihn

auf. Ich dachte zuerſt, daß ihn eine hochpolitiſche Angelegenheit beſchäftige, bis ich ſchließlich erfuhr, daß ein Poſten die Veranlaſſung zu all' dieſen Verdrießlichkeiten gegeben habe."

„Ein Poſten?" wiederholte die Kaiſerin mechaniſch.

„Jawohl! Die Sache wird Eure Majeſtät nicht weniger in Erſtaunen ſetzen, als uns Alle. Es handelt ſich um eine Schildwache, welche hier im Parke von Zarskoje-Selo ihren Platz hat. Plötzlich kommt es nämlich dem Zaren in den Sinn, darnach zu forſchen, welche Bewandtniß es mit dieſem Poſten habe. Da ſtellt ſich die überraſchende Thatſache heraus, daß nicht ein einziger Menſch die gewünſchte Auskunft zu geben im Stande iſt. Der Zar iſt außer ſich. Alle Behörden werden in Bewegung geſetzt, überall die ſorgfältigſten Nachforſchungen angeſtellt: man kann ihm keinen Beſcheid geben! Das Einzige, was man in Erfahrung brachte, beſteht darin, daß die Pflicht, den Poſten aufzuſtellen, aus der Zeit ſtammt, da Zar Alexei regierte."

„Alexei, Alexei," murmelte die Kaiſerin, in der Erinnerung nachſuchend. „Ich muß geſtehen, daß ich herzlich wenig von ihm weiß! Berichten Sie mir doch —"

„Wahrhaftig, Eure Majeſtät verlieren nicht viel daran!"

„Ah! Sie machen mich neugierig!"

Man war bis zur Terraſſe gelangt, welche ſich an das Schloß anlehnt. Die hohe Frau löste den Arm aus demjenigen ihres Begleiters und ließ ſich auf einem der Gartenſtühle nieder. Zugleich forderte ſie mit einer Geſte, die ebenſo anmuthig als vertraulich war, den General auf, daß er neben ihr Platz nehme.

„Nun möchte ich Ihrem Vortrage mit aller Muße lauſchen!"

„Darf ich ohne Rückhalt ſprechen?"

„Ich bitte ſogar darum."

„Aber Eure Majeſtät ſind heute die Herrſcherin dieſes Landes, und was ich erzählen ſoll, bildet ein dunkles Kapitel in der Geſchichte deſſelben.“

„Allerdings, mein Gemahl dürfte nicht Zeuge ſein, wenn ich auf ſolche Weiſe mein Wiſſen bereichere. Er hat eine Abneigung dagegen, daß ich mich mit der Vergangenheit ſeines Hauſes beſchäftige. Aber es iſt wohl ſchwerlich ein Unrecht, wenn ich mir dieſe nunmehr auf eine andere Weiſe zu verſchaffen ſuche.“

Der General hob an: „Es war einmal eine deutſche Fürſtentochter. Ebenſo gut wie ſchön, ſo gebildet wie tugendhaft, verdiente ſie, daß das Glück ſie mit ſeinem Füllhorn überſchütte. Sie ſelber kannte in der Beſcheidenheit, welche ihr vielleicht als ſchönſtes Gut anhaftete, nicht einmal dieſe ihre Vorzüge. Um ſo mehr aber wurden ſie von Anderen bemerkt und gebührendermaßen gerühmt. Alle prophezeiten ihr eine große Zukunft. Da geſchah etwas Außergewöhnliches. Eines Tages ging durch die Fürſtenfamilien Europas das Gerücht, der junge Großfürſt Alexei, der zukünftige Herrſcher Rußlands, wolle ſich vermählen. Aber entgegen dem Brauche, daß Derjenige, welcher eine Gattin heimzuführen gedenkt, ſelber Umſchau hält und als Freier auftritt, ſollten ihm die Fürſtentöchter, welche in Frage kamen, zur Auswahl nach St. Petersburg geſchickt werden.“

„Ein ſeltſames Anſinnen,“ fiel die Kaiſerin ein.

„Zugleich erging an einen jeden Hof, wo eine heirathsfähige Prinzeſſin weilte, die betreffende Einladung. Da nahm man wohl Anſtoß an der ungewohnten Art, in welcher die Brautſchau ſtattfinden ſollte. Aber die Ausſicht, den mächtigen Zarenthron theilen zu dürfen, brachte ſchließlich alle Bedenken zum Schweigen. Zu den Prinzeſſinnen, welche zu der Wahl berufen worden, gehörte auch Charlotte von Braunſchweig. Feinſinnig, tiefgebildet,

wollte ſie ſich zuerſt durchaus nicht dazu bewegen laſſen, die Reiſe nach St. Petersburg anzutreten. Allein das Machtwort der Eltern duldete keinen Widerſtand. Dazu kam, daß man aus politiſchen Gründen dem mächtigen Zarenreiche zu Willen ſein mußte. In Geſellſchaft ihrer Mutter machte ſich alſo Charlotte von Braunſchweig auf den Weg. In St. Petersburg angekommen, fand ſie bereits die übrigen Mitbewerberinnen um die Hand des Cäſarewitſch vor. In Menge waren ſie, meiſt deutſche Fürſtentöchter, herbeigeſtrömt. Alle bemühten ſich, ihre Vorzüge erſtrahlen zu laſſen. Es war ein Wetteifern ohne Gleichen und leider oftmals ohne Grenzen. Nur Charlotte von Braunſchweig hielt ſich davon fern.

Aber gerade darin lag wohl ein Reiz, welcher den Ausſchlag gab. Denn während die übrigen Prinzeſſinnen ohne Erfolg heimziehen mußten, wurde ihr die Auszeichnung zu Theil, nach welcher Alle gegeizt hatten. Alexei erwählte ſie zur Gattin."

Sporen erklangen, ein Säbel raſſelte über den Kiesweg, und Alexandra Feodorowna erhob das Auge.

„Der Kaiſer kommt," flüſterte ſie, „ſprechen wir von etwas Anderem!"

3.

Die nächſten Tage brachten eine plötzliche, der Zarin gar nicht erwünſchte Abwechslung.

Bei ſeinem letzten Beſuche in Zarskoje-Selo hatte der Zar, nachdem er einen langen, prüfenden Blick auf das Antlitz ſeiner Gemahlin geworfen, plötzlich geſagt: „Ich glaube, Du lebſt zu einſam! Da ich leider nicht in der Lage bin, ſtets um Dich zu ſein, iſt es meine Pflicht, dafür zu ſorgen, daß Du Dich zerſtreuſt. Es mag ja ſein, daß dies ſtille zurückgezogene Leben den Idealen entſpricht, welche Dir vorſchweben. Aber wir leben nicht in Deutſch-

land, wo ſolche Anſchauungen gepflegt werden. Ueberdies biſt Du Herrſcherin eines mächtigen Staates, und es liegt Dir darum ob, dieſen Platz in jeder Hinſicht auszufüllen."

Es lag ein Gemiſch von Strenge und leichtgefärbtem Spott in dieſen Worten.

Gleich darauf nahm die bunte Jagd von Vergnügungen aller Art ihren Anfang.

Offenbar wollte der Zar, daß ſeine Gemahlin davon geradezu überfluthet werde. Sie fand kaum Zeit, allein zu ſein oder mit Perſonen, die ihr Vertrauen beſaßen, die Gedanken auszutauſchen. Selbſt des Generals v. Klinger konnte ſie nicht für eine längere Zeit habhaft werden.

Im Vorübergehen flüſterte ſie ihm einmal zu: „Sie ſind mir immer noch den Schluß der Geſchichte ſchuldig!"

„Ich weiß, Majeſtät! Bei der erſten Gelegenheit, welche ſich mir bietet, werde ich mir erlauben, ſie zu Ende zu bringen."

Aber die Gelegenheit blieb aus. Statt deſſen nahm das geräuſchvolle Leben zu. Zarskoje-Selo wimmelte von Gäſten. Es war, als ob der Karneval mitten in den Sommer verlegt worden ſei.

Einige Tage ſpäter war der General zur Tafel geladen.

„Ah," ſagte die Kaiſerin erfreut, als ſie Muße fand, mit dem verehrten Manne einige Augenblicke zu plaudern, „heute werden Sie alſo Ihr Verſprechen einlöſen?"

„Ich thäte es gewiß ſehr gern, wenn ich Eurer Majeſtät nicht eine andere und vorläufig um Vieles wichtigere Mittheilung zu machen hätte."

„Das wäre?"

„Fürſt Odaſchkoff trifft morgen hier ein."

Ueber die Lippen der Kaiſerin kam ein leiſer Ausruf des Erſtaunens.

„Selbſtverſtändlich iſt er von ſeiner Nichte begleitet. Der Zar hat Beide eingeladen, auf einige Zeit ſeine Gäſte

zu ſein. Doch möchte ich Eure Majeſtät inſtändigſt bitten, keiner vorzeitigen Entmuthigung Raum zu gewähren. Es iſt ja immerhin ein Erfolg, welchen unſere Gegner davon getragen haben, wenn ſie es überhaupt durchzuſetzen vermochten, daß Eudoxia Raſumin eine ſolche Auszeichnung erfährt. Allein ihrem eigentlichen Plane ſind ſie darum noch um keinen Schritt näher gekommen. Der Zar ſieht im Fürſten Odaſchkoff nur den Vertreter der Partei, deren Ziele auch die ſeinigen ſind. Die Nichte jenes Mannes hat ſchon infolge der hohen Stellung, welche ſie unter dem Adel Rußlands einnimmt, ein Anrecht darauf, bei Hofe gewiſſe Bevorzugungen zu erfahren. Jede weitere Abſicht, darauf möchte ich ſchwören, liegt dem Zaren fern. Im Grunde liebt er Eure Majeſtät viel zu innig, als daß er ſich einer anderen Frau zuwenden ſollte. Allerdings —"

„Es gibt alſo doch eine Einſchränkung!" fiel die Kaiſerin nicht ohne Bitterkeit ein.

„Allerdings möchte ich Eure Majeſtät bitten, nichtsdeſtoweniger auf der Hut zu ſein. Eudoxia Raſumin wird alle Hebel in Bewegung ſetzen, um ihren Zweck zu erreichen. So kann es immerhin zu einem Kampfe kommen, der, wenn auch im Stillen geführt, unter dem Firniß der geſellſchaftlichen Höflichkeit, mit größter Heftigkeit ſtattfinden und von größter Tragweite für Alle, die daran betheiligt, ſein dürfte.

Die Stimme der Kaiſerin zitterte, als ſie erwiederte: „Zu einem Kampfe? Nein, mein Freund, dahin wird es nicht kommen! Eine Hohenzollerntochter hält es für unter ihrer Würde, ſich der Ränke zu erwehren, welche man wider ſie ſpinnt! Raubt man mir das Herz meines Gatten, ſo werde ich gewiß darum trauern, denn der Himmel iſt mein Zeuge, wie ſehr ich ihn liebe! Aber bei all' dieſer Trübſal bleibe ich deſſen eingedenk, daß ich einen Vater habe, welcher die Sache ſeiner Tochter zu der ſeinigen

macht, Geschwister, die treu zu mir halten, ein Vaterland, eine Heimath!" —

Am nächsten Tage kam Eudoxia Rasumin nach Zarskoje-Selo.

Schön war sie in der That, von jenem dämonischen Zauber, welcher hinreißt. Die dunklen Augen sprühten Feuer, das Lachen klang verführerisch. In ihrem Wesen lag ein Uebermuth, welcher Jedermann elektrisirte.

Ihr Ziel verfolgte Eudoxia Rasumin mit ebensoviel Klugheit wie Ausdauer. Hätte sie es versucht, den Zaren durch Gefallsucht an sich zu locken, so wäre diese Mühe gewiß vergebens gewesen. Nikolaus war nicht der Mann, sich durch ein so alltägliches Mittel fesseln zu lassen. Sie begann vielmehr damit, in ihrer Kleidung so prunklos, in ihrem Wesen so zurückhaltend wie nur möglich zu sein. Nichtsdestoweniger heftete sie sich wie sein Schatten an den Zaren. Wenn es irgend anging, folgte sie ihm oder tauchte plötzlich vor ihm auf.

Den scharfen Blicken der Kaiserin entging alles das nicht — den Blicken der Frau, die den Gatten liebt und sich auf jede irgend mögliche Weise seinen Besitz zu sichern bestrebt ist.

Man war in den Gemächern, welche auf die Terrasse hinausgehen. Sämmtliche Gäste, welche das Schloß beherbergte, fanden sich hier zwanglos zusammen. Jeder vertrieb sich die Zeit nach eigenem Belieben und vor Allem ohne peinliche Rücksicht auf den Anderen. So hatte es der Wille des Zaren angeordnet, welcher wollte, daß sich seine Gäste wie zu Hause fühlen sollten.

Die Kaiserin hatte in der letzten Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß die Art und Weise, in der man sich unterhielt, ein ganz bestimmtes Gepräge gewann. Früher sprach man aus Rücksicht auf sie und weil sie des Russischen erst allmälig mächtig zu werden begann, in diesen Gesellschaften

ſtets deutſch. Das hatte aufgehört, ſeitdem Eudoxia Naſumin in Zarskoje-Selo anweſend war.

„Sie ſingen auch?“ fragte Nikolaus, als ſich Eudoxia

Naſumin eines Abends an den Flügel ſetzte und leiſe, wie nach einer Melodie ſuchend, einige Töne anſchlug.

„Ein wenig,“ verſetzte ſie, „und mit Eurer Majeſtät allergnädigſter Erlaubniß —“

„Gewiß."

Nun ſang ſie ein Lied. Weiſe und Text trugen ein echt ſlaviſches Gepräge. Die erſtere klang bald in melancholiſcher Schwermuth, bald in fanatiſch auflodernder Wildheit. Dazu paßten die Worte, welche den Inhalt bildeten. Zuerſt ergingen ſie ſich in düſterer Verzweiflung, daß das große ſlaviſche Volk ſich noch immer in einer Lage befinde, welche ſeiner eigentlichen Macht ſo wenig entſpräche. Das komme daher, weil man fremden Einflüſſen gehorche. Erſt wenn dieſe abgeſchüttelt, niedergetreten, über die Grenzen gewieſen, werde das heilige Rußland groß daſtehen. Nur dürfe man nicht zögern, das Schwert in der Hand, das Banner aufgerollt, den Anfang zu machen.

Der Kaiſerin war es, als ob jedes dieſer Worte wider ſie gekehrt ſei. Ihr Blick fiel auf den Zaren, der dicht neben dem Flügel ſtand.

Sein Auge brannte von einem heimlichen Feuer. Er ſchien hingeriſſen von einer Begeiſterung, die ihn mit elementarer Gewalt erfaßt hatte.

Die Hohenzollerntochter preßte die Rechte auf das laut pochende Herz.

„Die Kataſtrophe beginnt," murmelte ſie tonlos; „bald muß ſich entſcheiden, ob ich ſie überſtehe, oder mein Glück dabei in Scherben geht!"

4.

In Zarskoje-Selo hatten ſich die Hofſchranzen und die Dienerſchaft im Geheimen allerhand zu erzählen. Der Zar brachte jede freie Stunde, welche er den Regierungsgeſchäften abringen konnte, in Geſellſchaft der gluthäugigen Frau, welche hier als Gaſt weilte, zu. Es war kein Zweifel: Eudoxia Naſumin kam dem erſehnten Ziele ſtets näher. Die ſiegesgewiſſe Miene, welche ſie in jüngſter

Zeit zur Schau trug, bewies, daß ſie ſich ihrer Erfolge vollkommen bewußt war.

So vergingen einige Tage, ausgefüllt durch jenes bunte, abwechslungsvolle Leben, wie es nunmehr in dem ſonſt ſo ſtillen Bau ſeinen Einzug gehalten hatte.

Der General v. Klinger beobachtete die Vorgänge, welche ſich hier abſpielten, mit unabläſſiger Aufmerkſamkeit.

„Wie müſſen Eure Majeſtät leiden!“ ſagte er, als er wieder einmal Zeuge war, wie Eudoxia Naſumin ihre Sirenenkünſte unter den Augen der Frau, auf deren Gatten ſie es abgeſehen, ſchillern ließ.

„Gott weiß es!“ verſetzte die Kaiſerin, „aber das ſoll mich nicht abhalten, meine Pflicht zu erfüllen. Uebrigens habe ich noch immer keine Veranlaſſung, über meinen Gatten ernſtlich Klage zu führen. Es iſt wahr, er ſteht unter dem Banne jenes Weibes, allein in der Huldigung, welche er ihr darbringt, liegt bisher keine Verletzung der Pflicht, welche er mir ſchuldet.“

„Wenn er ſich aber zu Ungunſten Eurer Majeſtät entſcheidet —“ wagte der General einzuwerfen.

„Dann, mein Freund, iſt mein Entſchluß gefaßt. Ich verlaſſe ſofort dieſes Land, an welches mich ohnehin nichts als die Liebe zu meinem Gatten feſſelt.“

Sinnend hörte der General zu, entgegnete aber nichts.

Die wenigen Stunden der Muße, welche die Kaiſerin jetzt ab und zu fand, benutzte ſie am liebſten dazu, den geheimnißvollen Platz im Park aufzuſuchen. Wie mit magiſcher Gewalt zog es ſie hierher. Es war ihr, als ſollte dies Fleckchen Erde mit dem tiefen, abgeſchiedenen Frieden, welcher darüber gebreitet war, noch einmal entſcheidend auf ihr Geſchick wirken.

Einen Menſchen traf ſie niemals hier an, nur den Poſten, welcher in mechaniſchen Schritten der vorgeſchriebenen Wachtpflicht oblag.

Inzwiſchen war der Zar unabläſſig bemüht, den Grund, weshalb der Poſten aufgeſtellt war, zu erforſchen. Aber ebenſo beharrlich ſcheiterten ſeine Anſtrengungen. Es war, als ob der Schleier, welcher über dieſem Geheimniß lag, niemals gehoben werden ſolle. Eine Natur, wie Nikolaus von Rußland, konnte ſich jedoch in einen ſolchen Zuſtand nur ſchwer ſchicken. Ehern in ſeinem Willen, gewohnt, die Forderungen deſſelben durchzuſetzen, ſah er ſich mit einem Male vor Schranken, welche ſelbſt ſeine Macht nicht bewältigen konnte. Dazu kam, daß man ſich im Geheimen über ihn luſtig machte. Spottgedichte kurſirten, in denen geſchildert wurde, wie der Mann, welcher der geſammten Welt Befehle ertheilen wollte, nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, weshalb in ſeiner nächſten Nähe ein Soldat ſeinem Wachtdienſt genügte.

Anſcheinend hatte er die Angelegenheit bereits vergeſſen. Er ſprach niemals davon. Aber in ſeinem Innern glomm ſie wie ein einmal angefachter Funke weiter. Man brauchte nur die Aſche fortzublaſen, um den Zorn, nunmehr zu ſeiner vollen gefährlichen Macht aufgerüttelt, emporlohen zu ſehen.

Jedermann hütete ſich davor. Es war, als ob man durch gemeinſames Uebereinkommen zu dieſem Entſchluſſe gekommen ſei. Ein Verbot, deſſen Nichtbefolgung die ſtrengſte Strafe im Gefolge hat, konnte nicht peinlicher befolgt werden.

Eudoxia Raſumin wob unterdeſſen ſtets weiter an dem Netz, in welchem ſie den Zaren fangen wollte. Einige Male glaubte ſie bereits, daß der koſtbare Vogel ſich in den kunſtvoll gefügten Maſchen verſtrickt habe. Aber bei näherem Zuſehen ſtellte ſich heraus, daß er wieder fortgeflattert ſei. —

Es war am Vormittage. Eudoxia Raſumin lag auf einem Divan. Das dunkle Haar fluthete aufgelöst über

Hals und Schulter. Unter das Haupt hatte ſie die Hände geſchoben. So brütete ſie, die Augen nach oben gerichtet.

Sie hatte es ſich doch leichter vorgeſtellt. Als ſie herkam nach Zarskoje-Selo, meinte ſie, den Sieg ſchon halb davongetragen zu haben. Nun weilte ſie ſchon ſo lange hier, ohne eigentlich von der Stelle gekommen zu ſein.

Eudoxia Raſumin ſprang auf.

Ueber die roſigen Lippen kam ein derber Fluch. Mit dem kleinen Fuß ſtampfte ſie auf, daß der Boden erzitterte.

Es gibt Naturen, welche die Geduld verlieren, ſobald ſie nicht geraden Weges das Ziel erreichen, welches ſie ſich geſteckt haben. Sie überhaſten ſich, ſie begehen Thorheiten. So bringen ſie ſchließlich ſelber den Wagen aus dem Geleiſe, auf welches ſie ihn zuerſt mit ſo großer Mühe und Vorſicht geführt hatten.

Ganz ſo war es mit Eudoxia Raſumin der Fall.

„Was machſt Du, mein Täubchen?“ fragte Fürſt Odaſchkoff verwundert. „Glaube mir, das iſt nicht die Art und Weiſe, wie Du das Herz des Zaren dieſer Fremden abwendig machſt. Wohin iſt die Vorſicht, welche Du zuerſt gezeigt haſt? Ich kenne den Zaren. Ein unüberlegtes Wort, eine Bewegung, welche ihm mißfällt, und Alles iſt verloren!“

Sie lachte ſchneidend auf. In ihrem Herzen tobte es. War es Liebe, war es Haß — ſie wußte es ſelber nicht! Das allein war ihr klar, daß es nicht ſo weiter gehen könne. Sie war deſſen müde, ſich fortwährend zu verſtellen, damit ja nicht die geheimen Wünſche, welche ſie hegte, zum Durchbruch kämen.

„Ganz gleich,“ murmelte ſie, „ſo oder ſo! In jedem Falle muß ich es zur Entſcheidung bringen!“

5.

In den prächtigen Feſträumen von Zarskoje-Selo wogten die Gäſte auf und nieder. Die koſtbarſten Schüſſeln wurden herum gereicht, der Champagner perlte in den Gläſern.

„Sire!“

Zar Nikolaus wandte ſich um.

Alexandra Feodorowna war zu ihm getreten.

„Ich möchte Eure Majeſtät bitten, die Prinzeſſin Raſumin im Auge zu behalten. Die Art und Weiſe, wie ſie ſich benimmt, ſcheint mir nicht in Einklang zu ſtehen mit den Geſetzen des Taktes, der hier ſeine Stätte hat!“

Die Stimme der Kaiſerin zitterte, ihr ſchönes Antlitz war bleich vor Zorn.

Der Zar blickte auf.

Da ſtand Eudoxia Raſumin innerhalb eines Kreiſes, der ſich um ſie gebildet hatte. Die Augen funkelten. Wahrſcheinlich hatte der Wein, welchen ſie getrunken, das Blut in Wallung gebracht. Denn darauf deutete ihr Lachen, wie es übermüthig, laut vernehmbar über die Lippen quoll, und eine gewiſſe Leidenſchaftlichkeit in jeder einzelnen Bewegung, welche den ſchönen Körper durchzuckte.

Jawohl, Eudoxia Raſumin war ſchön! Vielleicht niemals mehr, als eben jetzt, wo ſie ſich ganz und gar ſo gab, wie ſie dachte und empfand! Aus den Augen brannte eine Leidenſchaftlichkeit, die keine Bändigung ertrug.

Die Stimmung des Zaren ſchwankte offenbar vom Unwillen zur Bewunderung. Dann ſagte er, indem er begütigend die Hand der Gattin nahm:

„Ich glaube, theure Freundin, Du faſſeſt die Sache zu tragiſch auf. Damit ſoll jedoch keineswegs geſagt ſein, daß ich das Betragen der Prinzeſſin Raſumin entſchuldige. Nur überſiehſt Du die Verhältniſſe, in welchen wir uns nun einmal befinden. Am Hofe zu Berlin oder Potsdam

hat man gewiß Recht, wenn man ſtreng auf die Regeln der Etikette hält. Allein wir leben hier in einem Lande, wo die Kultur nur ſchrittweiſe vorwärts dringt. Es iſt alles erſt im Werden, im Entſtehen. Da halte ich es für nicht mehr als billig, daß ich gegenüber manchen Erſcheinungen und Aeußerungen, die ſonſt wohl eine Rüge verdienen, gnädig die Augen zudrücke. Und ich darf wohl erwarten, daß die Frau, welche meinen Thron theilt, eine gleiche Duldſamkeit und Nachſicht an den Tag legt!"

Die Worte waren kaum verflogen, als Eudoxia Raſumin geradeswegs auf den Zaren zukam; ihre lange Schleppe aus ſchwerſter Seide raſchelte über die Parkettflächen dahin. Die Armſpangen von maſſivem Golde klirrten bei jedem Schritt, welchen ſie vorwärts that, und ſchon von Weitem rief ſie: „J'y pense!"

Das männlich-ſchöne Antlitz des Zaren wurde von einer tiefen Röthe übergoſſen.

Sich zu ſeiner Gemahlin wendend, ſagte er: „In der That, das hatte ich ganz vergeſſen! Da ſieht man, wie leicht wir Männer doch von den Frauen überliſtet werden können! Als wir geſtern beim Deſſert ſaßen, fand ſich in einer Mandelſchale ein prächtiger Doppelkern. Die Fürſtin war ſo liebenswürdig, ihn mir anzubieten; ich nahm ihn an, aber nur unter der Bedingung, daß wir ihn theilten. Wir aßen alſo ‚Vielliebchen'! Trotzdem ich mir nun feſt vornahm, die eingegangene Wette in der Erinnerung zu behalten, muß ich gleichwohl eingeſtehen, daß ich ſie verloren habe."

Eudoxia Raſumin ſtand jetzt dicht vor dem Herrſcherpaar.

„Majeſtät geſtatten mir alſo eine Bitte an Sie zu richten?"

„Das iſt Ihr gutes Recht!" entgegnete der Zar.

Sie ſchien ſich eine Weile zu beſinnen.

Im Raume herrſchte tiefes Schweigen. Alle Anweſenden waren herzugetreten. Jeder ſtand unter dem Eindrucke, daß ein bedeutungsvoller Moment gekommen ſei.

Der Zar ſaß auf einem Seſſel. Einen andern, welchen er galant herbeizog, bot er ſeiner Gemahlin an. Eudoxia Naſumin zögerte noch immer, als beſänne ſie ſich auf die Bitte, die ſie ausſprechen wollte.

„Nun, Fürſtin!“ ſcherzte der Zar. „Iſt das Anliegen, welches Sie haben, ſo groß, daß Sie es nicht auszuſprechen wagen?“

Eudoxia Naſumin ſchüttelte leicht mit dem Haupt. „Im Gegentheil,“ erwiederte ſie, jetzt ganz wieder in ihren übermüthigen Ton verfallend. „Die Wünſche, welche ich erfüllt ſehen möchte, pflegen immer beſcheiden zu ſein. Ich möchte demnach Eure Majeſtät nur bitten, mir allergnädigſt mitzutheilen, welche Bewandtniß es mit dem geheimnißvollen Poſten hat, der hier im Parke von Zarskoje-Selo ſteht?“

Wie vom Blitze getroffen, zuckte der Zar zuſammen. Sein hoch entwickeltes Selbſtgefühl war auf das Tödtlichſte verwundet.

Im Raume herrſchte tiefes Schweigen — dasjenige des Staunens über die Frau, welche den Muth beſaß, den Zaren an eine Angelegenheit zu erinnern, welche ihm ſo peinlich war.

Ja noch mehr! Sie verlangte etwas Unmögliches von ihm! Sie verſpottete ihn ſogar! Denn indem ſie ihn aufforderte, ihr den Grund mitzutheilen, weshalb jener Poſten im Park von Zarskoje-Selo aufgeſtellt ſei, gemahnte ſie ihn zugleich an ſeine Ohnmacht, da ſie ebenſo gut wie jeder Andere im Schloſſe wiſſen mußte, daß der Zar nicht im Stande ſei, dieſem Verlangen Folge zu leiſten.

Was in aller Welt war alſo dieſer Frau in den Sinn gekommen?

Es gibt Augenblicke, wo auch der Klügſte unter uns ſeiner Sinne nicht mächtig iſt, wo wir wie unter einem Zwange handeln, welcher dämoniſche Gewalt über ihn gewonnen hat. In einem ſolchen Zuſtande ſchien ſich Eudoxia Naſumin zu befinden. Sie hätte ſonſt niemals gewagt, eine ſo verwegene Frage zu ſtellen und den Zorn des Gewaltigen zu reizen.

Der Zar war aufgeſprungen. Das ſonſt männlich gebräunte Antlitz war dunkel geröthet, auf der Stirn traten die Adern dick hervor. Alles zitterte. Man erwartete allgemein einen furchtbaren Ausbruch ſeines Zornes. Und dieſer Zorn war zerſchmetternd.

In dieſem gefahrvollen Augenblicke trat General v. Klinger hinzu.

„Geſtatten Eure Majeſtät," ſagte er, indem er ſich vor dem Zaren verneigte, „daß ich in dieſer Angelegenheit einige Worte ſpreche? Ich glaube nämlich, die gewünſchte Auskunft geben zu können!"

In Kreiſe der Anweſenden machte ſich ein Gemurmel des Erſtaunens vernehmbar, und die Züge des Zaren erhellten ſich.

„Ah," ſagte er ſichtlich ruhiger. „Das nenne ich Hilfe zur rechten Zeit, damit ich — mein Vielliebchen einlöſen kann!"

Dabei warf er einen Blick auf Eudoxia Naſumin, welcher ihr ebenſo gut wie der kühle Ton dieſer Worte zeigte, daß ſie einen unheilbaren Fehlgriff gethan hatte. Doch ſie ſchien dies nicht zu bemerken. Regungslos verharrte ſie in der einmal angenommenen Stellung. Einer Statue konnte ſie verglichen werden, wenn nicht der brennende Blick aus den dunkeln Augen verrathen hätte, daß Leben in dieſem Körper wohne.

Der Zar hatte ſich wieder in den Seſſel geſetzt, an die Seite ſeiner Gemahlin, die pochenden Herzens dem Fortgang dieſer Angelegenheit beiwohnte.

„Alſo erzählen Sie," ſagte er, ſich in ſtets wachſender Freundlichkeit an den alten General wendend.

„Aber wenn ich nun bei Eurer Majeſtät Erinnerungen ſtreife, welche —"

„Die Wahrheit bedarf niemals einer Entſchuldigung," entgegnete Nikolaus. „Sprechen Sie!"

Der General begann: „Wir wiſſen Alle, unter wie ſeltſamen Umſtänden Zar Alexei ſeine Gemahlin, die ſchöne Charlotte von Braunſchweig heimführte. Unter den vielen

Prinzeſſinnen, welche nach der Ehre geizten, neben ihm den Thron über dieſes mächtige Reich einzunehmen, war ſie es geweſen, welche den Sieg davon getragen hatte. Sie verdiente übrigens eine ſolche Auszeichnung vollkommen. An ihrer Wiege hatten die Grazien geſtanden; ſie war ebenſo ſchön wie tugendhaft. Die Ehe geſtaltete ſich auch ſo glücklich wie nur möglich: Zar Alexei kannte kein größeres Glück, als in die Augen ſeiner Gattin zu ſchauen, und ſie vergalt die Liebe, welche er ihr darbrachte, durch volle Hingebung."

Alexandra Feodorowna ſog jedes der Worte, welche von den Lippen des alten Freundes kamen, begierig von ſeinen Lippen. Es war ja, als erzählte er ihre eigene Geſchichte.

„Allein nicht Jedermann war von dem Glücke erbaut, welches der jugendliche Zar genoß," fuhr der General fort. „Am Hofe hatte ſich eine Partei gebildet, welche ſcheelen Blickes auf die Kaiſerin ſah. Man mißgönnte ihr den Einfluß, welchen ſie auf den Gatten ausübte. Man warf ihr vor, daß ſie eine Fremde ſei, die in Rußland niemals feſten Boden faſſen werde. Darin, daß die Sehnſucht nach der Heimath, den Eltern und lieben Geſchwiſtern hin und wieder bei ihr zum Durchbruch kam, erblickte man einen Verrath an dem neuen Vaterlande. Jene ſo edlen Gefühle, die Anhänglichkeit, die Treue, wurden alſo geradezu zum Verbrechen geſtempelt."

Die Stimme des Generals hatte an Kraft zugenommen, das Auge ſah ſtreng unter den graubuſchigen, dichten Brauen hervor.

„Da man wußte, daß der Zar ſeiner jungen Gemahlin mit inniger Liebe zugethan ſei, hütete man ſich natürlich, ihn dieſe Geſinnung erkennen zu laſſen. Dafür verſuchte man einen anderen gewichtigen Anſchlag gegen das Glück der Kaiſerin. Der eheliche Friede ſollte vernichtet werden, man wollte ihr den Gemahl abwendig machen."

„Ganz wie bei uns," hauchte Alexandra Feodorowna tonlos.

„Man muß es dem Zaren nachrühmen, daß er jedem Anſturm, mit welchem man ſeine Sinne zu bethören ſuchte, mannhaften Widerſtand entgegenſetzte. Seine Liebe zur Kaiſerin ſchien nur noch zu wachſen. Die zarteſten und ſinnigſten Beweiſe derſelben ſuchte er ihr vor aller Welt zu geben. Endlich aber ſchien man die geeignete Perſönlichkeit gefunden zu haben. Es war eine Georgierin, die Gräfin Helene Darikoff, ebenſo ſchlau wie ſchön, rückſichtslos wie ehrgeizig. Ihr war die Miſſion zugedacht, den Zaren zu beſtricken."

Eudoxia Raſumin fühlte, daß in dieſem Augenblick jedes Auge auf ſie gerichtet war. Allein ſie rührte ſich nicht, ſie zuckte mit keiner Wimper. Kalt, gleichgiltig, als wenn dieſe Erzählung ſie abſolut nichts anginge, ſtand ſie da. Ihre Faſſung war bewundernswerth.

„Der letzte Akt der Intrigue, welche das Glück der Kaiſerin bedrohte, ſollte auf einem Balle ſtattfinden, welchen ein Verwandter der Gräfin zu eben dieſem Zwecke gab. Weder der Zar noch ſeine Gemahlin wußten, was auf dem Spiele ſtand. Sie hatten die Einladung angenommen und hegten auch die Abſicht, dort zu erſcheinen. Es war im Sommer, und der Hof reſidirte in Zarskoje-Selo, das damals freilich noch ein ſehr beſcheidener Wohnſitz war. Während die Kaiſerin Toilette machte, ging der Zar im Parke ſpazieren. Plötzlich kam er auf einen Platz, auf dem die ſchönſten Blumen wuchſen. Unter dieſen entdeckte er eine wundervolle, eben ſich entfaltende Roſenknoſpe von der Art und Farbe, wie ſie die Kaiſerin ſo ſehr liebte. Er beugte ſich nieder, um den Duft derſelben einzuathmen. Schon ſtreckte er die Hand darnach aus, um ſie zu brechen. Da fiel ihm ein, daß in einigen Tagen der Geburtstag ſeiner Gemahlin ſei. Welches ſinnigere Geſchenk konnte er ihr darbringen, als gerade

dieſe Blume, die ohnedies ſo ſelten war, daß ſie kaum anderswo ausfindig gemacht werden konnte! Gewiß, die Kaiſerin würde auf das Angenehmſte davon überraſcht ſein! Um aber zu verhüten, daß eine andere Hand inzwiſchen die Roſe brach, mußte ſofort ein Poſten aufgeſtellt werden, welcher Tag und Nacht Wache zu halten hatte."

„Ah!" Ein Lächeln erhellte das Geſicht des Zaren.

„Doch nun," fuhr der General fort, „kommt die Tragik, in welche dieſe ſo zarte Idylle ausläuft. Wenige Stunden darauf fand der Ball beim Fürſten Darikoff ſtatt. Der Zar unterlag den Verführungskünſten der Georgierin. Gattin, Pflicht, Roſe — Alles vergaß er unter der neuen Leidenſchaft. Die ſeltene Blume verblühte bald unter den ſengenden Sonnenſtrahlen, der Poſten aber zieht ſeitdem noch immer auf den Platz. Denn wenn der Zar einen Befehl gibt, bleibt er in Kraft, bis er ſelbſt ihn zurücknimmt, und ſollten auch Menſchenalter darüber vergehen!"

Nikolaus blickte auf ſeine Gemahlin. In ihren Augen blinkten Thränen. Sie ſchien nur mühſam die Faſſung zu bewahren.

Der Zar hatte ſich erhoben.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, mein lieber General," ſagte er, indem er dem alten Krieger zugleich die Hand reichte. „Die Geſchichte iſt übrigens ſehr lehrreich; ſie thut dar, zu welchen erbärmlichen Mitteln man zuweilen greift, um die eigenen egoiſtiſchen Pläne durchzuführen. Was mich betrifft, ſo bin ich jedoch keine Natur, wie Zar Alexei. Die Roſe, welche ich meiner Gattin ausgeſucht hätte, wäre nicht in Vergeſſenheit gerathen und verblüht! Das mögen ſich alle die geſagt ſein laſſen, welche vielleicht bisher Zweifel daran gehegt haben!"

Dabei neigte er ſich herab und küßte der Kaiſerin vor den verſammelten Gäſten die Hand.

„Dank, tauſend Dank," flüſterte ſie leiſe. „Niemals werde ich Dir dieſen Augenblick vergeſſen!"

6.

Ueber Zarskoje-Selo war wieder tiefer Friede gebreitet. Die Schaar der Gäſte, welche die letzten Wochen hier gehaust, hatte das Schloß wieder verlaſſen. Allen voran Eudoxia Raſumin, geleitet von ihrem Oheim, dem Fürſten Odaſchkoff. Noch an demſelben Abend, an welchem der ſoeben geſchilderte Vorgang ſtattgefunden hatte, jagte ſie auf ihrem Rappen durch das hohe Gitterthor hinaus in die Wälder, welche ringsum wie ſchwarze Schatten aufſtiegen, in eine Zukunft, welche dunkel war, wie jene.

Im innigſten Familienleben verlebten dafür der Zar und ſeine Gattin die holden Sommertage, welche jetzt folgten. Sie hatten ſich wiedergefunden, nachdem der unholde Spuk, welcher ſie getrennt, glücklich gebannt worden war.

Während des Tages ſaß Alexandra Feodorowna am liebſten auf der Terraſſe, welche ſich längs des Schloſſes hinzog, mit einer Stickerei beſchäftigt oder in einem Buche leſend. Am Abend kam der Zar, um im Kreiſe der Seinen Erholung und Zerſtreuung zu finden von der Wucht der Sorgen, welche die Regierung des ſo mächtigen Reiches auf ſeine Schultern warf.

Selbſtverſtändlich fehlte auch General v. Klinger nicht. Die Gunſt der Kaiſerin hatte er ja ſtets beſeſſen; nun beſtrebte ſich jedoch auch der Zar, ihm die ſeine im vollſten Maße zu Theil werden zu laſſen.

Man ſprach viel über die jüngſten Ereigniſſe, wobei Nikolaus dem greiſen Krieger gegenüber eine Vertraulichkeit an den Tag legte, die man bei ſeinem ſonſt ſo ſtrengen und verſchloſſenen Weſen kaum für möglich gehalten hätte.

„Ich habe Eudoxia Raſumin niemals geliebt," ſagte er, als er einmal mit dem General allein war. „Aber

ich geſtehe offen, daß jene Frau nahe daran war, Gewalt über mich zu gewinnen. Sie verſtand es zu geſchickt, ihre eigenen Wünſche unter dem Deckmantel eines glühenden Patriotismus zu verbergen."

„Sie ſoll St. Petersburg verlaſſen haben," bemerkte der General.

„Ich ließ ihr die Weiſung zukommen, daß ſie beſſer thue, einen anderen Aufenthaltsort zu wählen. Ich will Ruhe haben. Man ſagt, ſie habe ſich nach Paris begeben: dort mag ſie immerhin Ränke ſpinnen, ihre Netze nach einem Anderen auswerfen."

Die beiden Männer ſaßen eine Weile ſchweigend nebeneinander.

„Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?" fragte der Zar.

„Eure Majeſtät ſind zu huldvoll!"

Nikolaus reichte dem General eine Havanna, indem er zugleich für ſich ſelber eine andere dem gefüllten Etui entnahm. Gleich darauf ſtiegen bläuliche Ringel auf, gefüllt mit einem Wohlgeruch, wie ſie nur das edelſte Kraut auszuſtrömen vermag.

„Ich wollte Sie eigentlich ſchon längſt fragen, lieber General, wie Sie in die glückliche Lage gekommen ſind, Licht in die Geſchichte mit dem Poſten zu bringen," begann der Zar das Geſpräch von Neuem.

„O, die Sache iſt ſo einfach wie möglich! Haben Majeſtät nie von Sonja gehört?"

„Von Sonja? Nein, niemals!"

„Sonja Porfyrowna iſt die lebende Chronik der Dörfer, welche um Zarskoje-Selo liegen, ein ſteinaltes Mütterchen, welches in der Nähe haust. Als junges Mädchen diente ſie hier im Schloſſe. Alles nun, was ſie gehört oder ſelber erlebt hat, liegt in ihrer Erinnerung aufgeſpeichert. Sie wahrt es als ihren beſten Schatz in dem ſonſt nicht eben

freudvollen Daſein, und wenn ſie Jemand davon mittheilt, muß ſie die Ueberzeugung haben, daß er deſſen vollkommen würdig ſei!"

„Wie kamen Sie zu dieſer ſeltenen Bekanntſchaft?"

„Sonja ſammelt im Sommer allerhand Kräuter, mit denen ſie das Landvolk in den Stunden der Gefahr verſieht. So ſtieß ich einmal auf ſie, als ſie im Parke von Zarskoje-Selo dieſem menſchenfreundlichen Berufe nachging. Es war in der Nähe des geheimnißvollen Platzes, welcher uns Allen ſo viel Kopfzerbrechen verurſacht hat. Das runenvolle Haupt in die Hand geſtützt, hockte ſie zwiſchen Farrenkräutern und blickte unverwandt auf den Poſten. Ein Wort gab das andere. Da wir Beide alt ſind, war das Vertrauen bald hergeſtellt. So gelang es mir ſonder Mühe, jene Kunde zu erhalten, welche das Räthſel löſen ſollte."

Während der General ſprach, war die Kaiſerin hinzugetreten.

„Geſtatteſt Du," fragte ſie den Gatten, indem ſie leiſe den Arm um ſeinen Nacken legte, „daß ich Sonja einmal ſehe?"

„Du lieſeſt mir den eigenen Wunſch aus der Seele," entgegnete Nikolaus. „Suche ſie auf oder laß ſie kommen; wir wollen dafür Sorge tragen, daß ihr Lebensabend durch keinerlei Entbehrung getrübt wird."

Sonja Porfyrowna erhielt aus der Privatſchatulle des Zaren eine Penſion, welche es ihr geſtattete, behaglich die Tage abzuſpinnen. Zu den vielen Erzählungen, welche ſie in ihrem Gedächtniß aufbewahrte, konnte ſie nunmehr eine neue fügen. Dieſe handelte von der Güte des Zaren Nikolaus und ſeiner ſchönen Gemahlin.

— — — — — — — — — — — —

Wieder vergingen einige Wochen.

In Zarskoje-Selo war es während dieſer Zeit ſtill. Das Herrſcherpaar hatte ſich in ein deutſches Bad begeben.

Der Geſundheitszuſtand der Kaiſerin wies infolge der ſeeliſchen Erregungen, welche ſie zu beſtehen gehabt, allerhand Schwankungen auf, ſo daß die Aerzte eine Kur für abſolut nothwendig erklärten.

Auf dem Boden der Heimath fand ſie die erſehnte Hilfe.

Als man nach Zarskoje-Selo zurückkehrte, zeigte eben der Spätſommer die letzten ſchönen Tage. Das Laub der Bäume hatte geſättigte Farbentöne gewonnen; Droſſel und Dompfaff flöteten ihre Melodien.

Den erſten unbewachten Augenblick, welchen die Kaiſerin erhaſchen konnte, benutzte ſie dazu, in den Park zu eilen. Mit magiſcher Gewalt zog es ſie zu jenem Platze, der eine ſo wichtige Rolle in ihrem eigenen Leben geſpielt hatte. Aber welches Staunen ergriff ſie über die Veränderung, welche inzwiſchen hier ſtattgefunden. Der Poſten war verſchwunden; wo ſonſt Ginſter und Haidekraut ſorglos emporwucherten, blühte ein Meer von Roſen.

Ein Ruf der Freude kam über die Lippen der hohen Frau.

Als ſie ſich umwandte, blickte ſie in die Augen des Zaren.

„Welche ſinnige Ueberraſchung haſt Du mir bereitet," ſagte ſie gerührt, indem ſie das Haupt an die Schulter des hochgewachſenen Mannes legte.

Er küßte ſie auf die Stirn.*)

„Es ſind Deine Schweſtern," verſetzte er, auf die Blumen zeigend. „Sie kommen aus den Gärten von Potsdam und Sansſouci — deutſche Roſen, von denen Du ſelber die ſchönſte biſt!" . . .

Die Ehe des Herrſcherpaares gehörte zu den glücklichſten, von denen die Geſchichte zu melden weiß. Zar Nikolaus war oft ſtolz, eigenwillig und despotiſch. Aber als Gatte benahm er ſich muſterhaft. Die Hohenzollerntochter hat niemals wieder Veranlaſſung gehabt, Reue darüber zu empfinden, daß ſie ihm in das fremde Land gefolgt war.

*) Siehe das Titelbild.

Onkel Trinius.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Nachdruck verboten.)

Ich bin in einer großen norddeutschen Handelsstadt geboren und wurde von Jugend auf zum Kaufmann erzogen, wie das dort eben so allgemein Sitte ist. Bald, nachdem ich ausgelernt hatte, ging ich in die Fremde, zuerst nach New-York, später nahm ich eine gute Stelle an in einem englischen Handlungshause. Meine Eltern starben inzwischen und hinterließen mir fast nichts. Ich war, um in die Höhe zu kommen, auf meine eigenen Kräfte angewiesen. Und in die Höhe kommen wollte ich. Ich sah, wie Diejenigen, die oben standen, ihre Truhen füllten. Warum sollte mir das nicht auch gelingen?

Wer auf Erreichung eines Zieles alle seine Kräfte konzentrirt, kein Dummkopf ist und ein wenig Glück hat, der wird mit der Zeit hinkommen. Ich arbeitete mit alles Andere außer Acht lassendem Eifer. Als in China eine Hungersnoth drohte, wurde ich von meinen Chefs nach Birma gesandt, um Reis aufzukaufen. Diese Reise entschied mein Schicksal. Ein Nebengeschäft für eigene Rechnung machte mich unabhängig. Ich blieb in den Reishöfen. Meine Erntezeit war da, und ich nützte sie. Allmälig schwoll die Summe meines Guthabens, und mit fünfundvierzig Jahren sah ich mich im Besitze eines Ver-

mögens, das mir erlaubt haben würde, mich zurückzuziehen und mein Leben zu genießen, nachholend, was ich in meinen Jugendjahren versäumt hatte.

Daran dachte ich indessen nicht. Ich war eben durch und durch eine bloße Erwerbsmaschine geworden. Geselligkeit hatte ich nur wenig und mit Widerstreben gepflegt; von den Frauen hielt ich nicht viel; sie schienen mir wenig mehr als ein Quell beständiger Sorge, als eine zeitraubende, kostspielige Beigabe. Noch nie war der Gedanke in mir aufgestiegen, mich mit einer Lebensgefährtin zu versehen. Mein Junggesellendasein befriedigte mich vollständig.

Da erforderte das Geschäftsinteresse, daß ich eine Reise nach Deutschland unternahm. Auf dem nach Liverpool bestimmten Dampfer, den ich zu meiner Reise benutzte, traf ich eine Engländerin, die Gattin eines in Rangun ansässigen deutschen Geschäftsfreundes, der aus Bremen stammte. Die Dame, eine Frau Brinner, hatte das indische Klima nicht vertragen können; sie wollte in ihrer Heimath Erholung suchen. Ihre beiden Kinder hatte sie bei sich. Und als Bonne vervollständigte Lottchen Drude die kleine Gesellschaft.

Nachdem Frau Brinner erkundet hatte, daß ich beabsichtigte, nach Ankunft in Liverpool sofort nach Bremen weiter zu reisen, muthete sie mir zu, ihre Bonne unter meine Fittige zu nehmen und sie an die Wittwe Drude abzuliefern, die in einem Orte in der Nähe von Bremen ihren Wohnsitz hatte. Nach Ansicht der Frau Brinner war dies für mich die leichteste Sache von der Welt. Es gibt ja bekanntlich eine Menge Leute, namentlich Frauenzimmer, die jede Gefälligkeit, die man ihnen erweisen soll, für eine lumpige Kleinigkeit halten.

Ich antwortete Frau Brinner, daß das Vertrauen, womit sie mich beehre, mir zwar sehr schmeichelhaft sei,

indeſſen hätte ich, als Junggeſelle, nicht die mindeſte Erfahrung in der Eskortirung hilfloſer junger Mädchen, und müßte fürchten, daß mein erſter Verſuch ſchlecht ausfallen würde.

Trotz meiner Ablehnung indeſſen nahm ich bald darauf Gelegenheit, mit der kleinen Bonne, die mir aufgepackt werden ſollte, Bekanntſchaft zu machen. Eines Abends, als Frau Brinner mit ihren Kindern bereits zur Ruhe gegangen war, traf ich ſie auf Deck. Sie ſaß allein an der Regeling und ſchaute hinauf zu den Sternen, die in ungewöhnlichem Glanze ſtrahlten. Nun haſſe ich jede Sentimentalität, und von allen Eigenthümlichkeiten des anderen Geſchlechts iſt mir ſeine Schwärmerei für Mond und Sterne, für allerlei buntes Kraut in Garten und Feld und für Klaviergeklimper und Geſang immer am wenigſten ſympathiſch geweſen. Vollends ein Kindermädchen, das ſeine freie Zeit damit zubrachte, den nächtlichen Himmel zu begaffen — ich dachte, ich wollte Lottchen Drude lieber unbehelligt laſſen.

Da redete ſie mich an. Ob ich ſo gut ſein wollte und ihr den Nordſtern zeigen.

Was ſie mit dem Nordſtern vorhätte — fragte ich zurück.

Sie blickte mich vorwurfsvoll an. Bis dahin hatte ich nicht bemerkt, welch' ſprechende Augen das kleine Ding hatte.

„O, Herr Trinius," erwiederte ſie, „ich möchte nur wiſſen, wo ich mir meine Heimath vorzuſtellen habe."

Das war nun, nach meiner Anſicht, ein ganz thörichtes Verlangen. Wenn ich auf einem Thurme ſtehe, und der Wärter ſagt mir: in jener Richtung liegt Berlin, in jener Paris — was habe ich davon? Aber es war etwas in dem Ton von Lottchens Stimme, das mich ergriff. Und dann dachte ich: es iſt doch ſeltſam! Dies Kind, das aus

der Armuth kommt und in die Armuth zurückgeht, sehnt sich nach seiner Heimath. Mir war der Begriff längst verloren gegangen. Ich hatte nur noch ein geographisches Vaterland.

Ich zeigte also Lottchen, in welcher Himmelsgegend sie sich die paar Stuben ihrer Mutter zu denken hatte. Sie dankte mir, und ich hätte meinen Spaziergang auf Deck fortsetzen können. Aber ich blieb bei ihr stehen und fragte sie, ob sie schon lange an Heimweh leide?

„O nein," war ihre Antwort. „Es ist soeben über mich gekommen in der Stille und bei dem Rauschen des Meeres. Und ich habe nicht einmal Ursache, mich auf das zu freuen, was mir da oben im Norden bevorsteht. Freundliche Gesichter habe ich nicht zu erwarten oder höchstens so lange, als meine Ersparnisse reichen. Ich habe fünf Geschwister und keinen Vater; da muß gerechnet werden. Bei uns kommt zuerst die Nahrung und dann erst die Liebe. Es ist bitter, Herr Trinius."

„Wie sind Sie so jung nach Ostindien gerathen?" forschte ich weiter.

Das war ganz einfach zugegangen. Brinner hatte sie vor vier Jahren, als er sein erstes Kind erwartete, in Bremen engagirt. Damals hatte sie eben ihre Lehrzeit als Kindergärtnerin bestanden gehabt und die ihr gebotene, für ihre Ansprüche glänzende Stellung sofort mit Freuden angenommen.

Eine europäische Bonne gehört in den Hinduländern kaum zur Dienerschaft. Lottchen war fast beständig in Frau Brinner's Gesellschaft gewesen. Sie sprach englisch mit ihrem Accent; sie hatte sich den ganzen äußerlichen Schliff ihrer Herrin angeeignet. Aber die Kopie hatte merkwürdigerweise den Reiz von etwas Ursprünglichem, den das Original nicht besaß. Dies fiel mir auf, als ich mich zu Lottchen setzte und mit ihr weiter plauderte. Wo-

von, weiß ich nicht mehr. Während ich ihr zuhörte, überlegte ich mir, daß ich sie doch wohl von Liverpool weiter mitnehmen könne.

Eine ungewöhnliche Bewegung unter den Schiffsoffizieren, ein Hin- und Herlaufen der Mannschaft machte unserem Gespräch ein Ende. Ich war ein zu erfahrener Reisender, um nicht sofort zu wissen, daß nicht Alles so war, wie es sein sollte. Ein Bootsmann, den ich fragte, was vorgehe, erwiederte mir kurzab: „Nichts," und machte, daß er aus meiner Nähe kam. Das Benehmen des Mannes bestärkte mich in meinem Verdacht. Ich sagte Lottchen, sie möchte sich nicht vom Fleck rühren, bis ich zurückkäme, und ging auf Kundschaft. Als ich unter der Kommandobrücke durchgegangen war, sah ich die Bescheerung. Auf dem Vorderdeck war eine Luke geöffnet, und ein feiner bläulicher Rauch drang aus dem Laderaum. Was ich sah, konnte mir nicht abgeleuguet werden: in der Ladung des Dampfers war Feuer ausgebrochen. Noch ein paar Minuten, und die Dampfpumpe goß einen Strom von Wasser hinein. Der Kapitän meinte: „Es ist kein Grund vorhanden, die Passagiere zu alarmiren. In einer Viertelstunde wird der letzte Funke gelöscht sein." Er that sehr zuversichtlich und war es vielleicht auch. Mich aber beruhigte er nicht. Am besten fährt immer, wer sich auf einen schlimmen Fall vorbereitet.

Ich spazierte zurück zu Lottchen und sagte zu ihr: „Erschrecken Sie nicht; vorne im Schiff sind ein paar Stücke von der Ladung in Brand gerathen; die Pumpe wird wahrscheinlich in kurzer Zeit den Herd des Feuers unter Wasser gesetzt haben. Nichtsdestoweniger gebietet die Klugheit, auf Alles gerüstet zu sein. Wecken Sie Frau Brinner, ohne viel Geräusch zu machen. Sie soll sich ankleiden und die Kinder auch. Dann versehen Sie sich Alle mit Korkjacken."

Lottchen lamentirte nicht. Sie erhob ſich ſofort und begab ſich in die Kajüte, um meinen Befehl auszuführen. Mit Wohlgefallen ſah ich, daß ſie ein ſtarkes Herz beſaß.

Ich ging wieder nach vorne; aus der Luke rauchte es ſtärker. Noch immer behauptete der Kapitän, es ſei nicht die geringſte Gefahr vorhanden. Nun, ſoviel leuchtete mir ein, daß die Ausbreitung des Feuers ſehr langſam erfolgte. Jedenfalls hatten wir Paſſagiere Zeit genug, mit aller Muße unſere Einrichtungen für eine etwaige Einſchiffung in die Boote zu treffen.

Frau Brinner, durch Lottchens Unglücksbotſchaft aus dem erſten Schlafe aufgeſchreckt, ſchlug ſofort ſolchen Lärm, daß ſämmtliche Paſſagiere in Bewegung geriethen. Als ich in die Kajüte trat, fand ich die heilloſeſte Verwirrung. Es brannten nur ein paar Nachtlampen, bei deren ſchwachem Lichte Männer und Weiber, die aus ihren Betten zuſammengeſtrömt waren, ſich meiſt vergeblich bemühten, in ihre Kleider hineinzukommen. Ganz, wie es bei dergleichen Veranlaſſungen immer iſt. Es war die höchſte Zeit, daß ein tüchtiger, mit Autorität bekleideter Mann dieſe Schafe zur Beſinnung brachte, ſonſt ſtürmte die ganze Heerde in fünf Minuten wie toll auf Deck und warf ſich überall in den Weg der arbeitenden Mannſchaft.

Auf meine Veranlaſſung übernahm der Kapitän dieſes Geſchäft. Er log die vorhandene Gefahr auf ein Minimum herunter und ermahnte meine Schickſalsgenoſſen, ſich ruhig wieder zu Bett zu legen — wenn ſie ängſtlich ſeien, in ihren Kleidern — indem er ſein Ehrenwort verpfändete, daß ſie Alle geweckt werden ſollten, ſobald er anfange, für die Sicherheit ſeines Schiffes zu fürchten.

Ich glaube nicht, daß Jemand ſeinen Rath befolgt hat, aber ſeine Anſprache hatte doch die Wirkung, die ausgebrochene Panik zu dämpfen. Als die Stewards kamen und die Lampen im Salon anzündeten, ſchlüpfte die Mehr-

zahl der Paſſagiere wieder in ihre Kabinen zurück, um dort ihre Toilette zu vollenden, unter ihnen auch Frau Brinner.

Lottchen mit ihren beiden Pfleglingen entdeckte ich im Damenſalon.

„Die armen Dinger!“ ſagte Lottchen. „Sie können ſich nicht ermuntern. Darf ich ſie weiterſchlafen laſſen? — Es iſt Alles fertig. Dort liegen die Korkjacken.“

„Sehr gut. — Die Kinder mögen ſchlafen; es iſt beſſer, als wenn ſie ſchreien. Nur verlaſſe ich mich darauf, daß ich Sie an dieſer Stelle wiederfinde.“

„Ich warte hier auf Sie,“ verſicherte Lottchen. Dann, als ich mich zum Gehen wandte, fragte ſie: „Werden wir lange umherfahren müſſen, ehe wir ein Schiff treffen?“

Offenbar ſah ſie ſich ſchon im Geiſte, den verlaſſenen Dampfer als Feuerſäule hinter ſich, auf dem Meerbuſen von Aden umhertreiben!

„So weit ſind wir noch nicht,“ erwiederte ich. „Kommt es aber dazu, ſo iſt es auch noch nicht allzu ſchlimm. Wir ſind im Kurſe des Verkehrs. Alſo nur guten Muth!“

„Ich fürchte mich nicht!“ gab ſie leiſe zur Antwort.

Nachdem ich meine eigenen Vorkehrungen für den ſchlimmſten Fall getroffen, begab ich mich wieder auf Deck. Augenſcheinlich griff das Feuer um ſich. Ich fand die Mannſchaft beſchäftigt, die am Vordertheile des Schiffs befeſtigten Boote, als die zunächſt gefährdeten, zu Waſſer zu laſſen. Als ſie ſicher im Kielwaſſer des Dampfers ſchwammen, an einer langen nachſchleppenden Troſſe hintereinander befeſtigt, begab ich mich wieder in die Kajüte.

Die Kinder ſchliefen friedlich auf einem niedrigen Divan. Und vor ihnen, auf dem Teppich, mit den Korkjacken als Kopfkiſſen, lag Lottchen Drude. Auch ſie hatte dem Schlafe nicht widerſtehen können, trotz der Unruhe um ſie her.

Ich holte einen Klappſeſſel und ließ mich zu ihren Füßen nieder. Nur, um ſie mir mit Muße zu betrachten. Sie war damals noch kein voll erblühtes Weib, erſt zwanzig Jahre alt, in meinen Augen ein halbes Kind.

Niemals, ſoweit ich zurückdenken konnte, hatte mich die Luſt angewandelt, irgend einem Nebenmenſchen ſein Schickſal zu erleichtern. Es iſt meine Natur nicht. Doch jetzt, bei dieſem jungen Ding, das mich gar nichts anging, ergriff mich das Gefühl, als ob ich ſo für ſie ſorgen möchte, daß ihr das Daſein nichts als eitel Freude gewährte. Und, was das Seltſamſte war, es ſchien mir, daß ich dabei der eigentliche Gewinner ſein würde.

Eine Viertelſtunde lang hatte ich vergeſſen, was uns bedrohte. Plötzlich hörte die Schraube auf zu arbeiten, und im Nu war ich wieder mitten in der Situation.

Ich ſtürzte auf Deck. Dichter Rauch verbreitete ſich langſam durch die unteren Räume des Dampfers; die Kohlenzieher hatten ihre Arbeit einſtellen müſſen. Es wurden Segel geſetzt, damit das Schiff nicht zum Spielball der Wellen werde. Signalraketen ziſchten in die Luft; aber von keiner Seite kam Antwort.

„Wir dürfen den Morgen nicht abwarten," hörte ich den Kapitän ſagen.

Da wußte ich, was die Glocke geſchlagen hatte und beeilte mich, Frau Brinner nebſt Zubehör auf Deck zu holen.

Sie hatte eine ziemliche Anzahl handlicher Packete verfertigt, die wahrſcheinlich ihre ganze erreichbare Habe enthielten, und trug Lottchen auf, ſie nachzubringen.

Das erſte Boot gehörte, wie billig, den Frauen und Kindern. Bei der ruhigen See machte die Einſchiffung keine ſonderlichen Schwierigkeiten. Das Boot war ſchon mehr als halbvoll, als die Reihe an Frau Brinner kam. Nun aber fehlte Lottchen; wahrſcheinlich war ſie noch

immer mit dem Transport jener unglückſeligen Packete beſchäftigt. Ich erbot mich, ſie herbeizuholen; der Kapitän indeſſen wollte nicht warten und beſtand darauf, daß Frau Brinner entweder jetzt ihren Platz einnehme oder einſtweilen zurücktrete. Natürlich entſchied Frau Brinner ſich für das erſtere und wurde ſofort mit ihren Kindern hinabbefördert.

Das Boot füllte ſich, und noch immer kam Lottchen nicht. Da ſuchte ich ſie auf. In der Kajüte packte ſie mit der größten Gemüthsruhe ein letztes Bündel; es waren ihre eigenen Habſeligkeiten, die Frau Brinner unbeachtet gelaſſen hatte. Sie blickte auf und ſah mich fragend an.

„Ich will Ihnen helfen," ſagte ich.

„Iſt Frau Brinner ſehr ungeduldig?" fragte ſie.

„Höchſtwahrſcheinlich. Vorhin iſt ſie mit einem Kinde auf dem Arm die Schiffstreppe hinuntergeklettert. Ein Matroſe hat ihr dann das andere zugereicht. Vorläufig ſind ſie gut aufgehoben."

Erſchrocken wollte Lottchen davonrennen.

Ich hielt ſie feſt. „Ruhig Blut, Kind! Sie kommen doch zu ſpät. Das macht aber nichts; ich werde dafür ſorgen, daß Sie im zweiten Boote den beſten Platz erhalten."

Sie ſtand unentſchieden.

„Bleiben Sie bei mir?" fragte ſie.

„Unter allen Umſtänden. Ich werde doch nicht geſtatten, daß Sie die nächtliche Spazierfahrt allein antreten."

Inzwiſchen hatte ich das Bündel fertig gemacht, und wir begaben uns auf Deck. Nach zehn Minuten hatten wir im zweiten Boote Platz gefunden. Als wir mit voller Ladung vom Schiffe abſtießen, war das erſte Boot bereits einige hundert Meter abgetrieben.

„Kurs Nordweſt!" rief der Kapitän.

Dann begann unſere Reiſe in's Ungewiſſe. Weiter und weiter entfernten ſich die Lichter des Dampfers. Eine graue Rauchwolke ſtand über ihnen. Wir fuhren in's Dunkel; nur die Sterne, ſoweit ſie nicht von langen Strichwolken bedeckt waren, verbreiteten einen Schimmer von Licht. Das Boot, worin ſich Frau Brinner befand, konnten wir nicht mehr entdecken.

Die Matroſen, die uns beigegeben waren, hatten den Maſt geſetzt und ein Segel hochgebracht. Der Wind war flau, und wir machten langſame Fahrt. Dafür aber war die See gnädig; nur ein kleiner Spritzer ſprühte zuweilen über den Bug. Und die Luft, wie faſt immer in dieſer Gegend, hatte die Temperatur eines eben angeheizten Backofens — für uns Indier eine ganz angenehme Wärme. Es lag alſo einſtweilen kein Grund vor, die Sache tragiſch zu nehmen. Ich glaube, wenn wir der Aufnahme durch einen Dampfer am nächſten Morgen ſicher geweſen wären, wir würden dieſe erzwungene Bootfahrt als ein ganz unterhaltendes Abenteuer betrachtet haben.

Lottchen brachte das fertig. Sie horchte auf das leiſe Rauſchen des Waſſers, wie es an der Schiffswand entlang lief. „Hören Sie nur, Herr Trinius," ſagte ſie. „Es klingt wie Muſik."

„Hm," erwiederte ich. „Ich habe nicht viel für Muſik übrig, und für dieſe Sorte am allerwenigſten. Lieber wäre mir in dieſem Augenblick das Pfeifen einer Lokomotive, die mich zöge."

Wir mochten etwa eine Stunde gefahren ſein, als auf dem von uns verlaſſenen Dampfer die Flammen durchbrachen. In kurzer Zeit ſchien der ganze Schiffskörper in Feuer zu ſtehen. Nach meiner Uhr dauerte es genau zwei Stunden und drei Minuten, bis der eiſerne Rumpf ausgebrannt war und der letzte matte Schein glimmenden Holzes erloſch.

Es war zwei Uhr Morgens. Die Meiſten von uns

ſehnten ungeduldig den Anbruch des Tages herbei. Ich nicht. Zwar war mir die Sonne als Lichtſpender willkommen, aber ich fürchtete die ſengenden Strahlen, mit denen ſie uns ſehr bald heimſuchen würde.

Von Zeit zu Zeit flammte ein Streichholz auf. Jemand ſah nach der Uhr. Drei Uhr — vier — fünf. Bald mußte es im Oſten hell werden.

Da tauchte hinter uns über dem Horizonte ein weißes Licht auf.

„Es iſt das Toplicht eines Dampfers," erklärte der Bootsmann.

Er hatte Recht; zehn Minuten ſpäter erſchienen auch die farbigen Seitenlichter, und der Steuermann ließ unſer Boot etwas nach Norden abfallen. „Dies bringt uns in den Kurs des Dampfers," erklärte er. „Es wird hell ſein, wenn er in unſere Nähe kommt."

Seine Rechnung ſtimmte. Die Sonne ging auf, als der Dampfer noch etwa eine Seemeile entfernt war. Er hielt gerade auf uns zu; es war augenſcheinlich, daß wir bemerkt worden waren.

Nun ſpähten wir nach unſeren Schickſalsgefährten in den übrigen Booten aus. Weit im Weſten entdeckten wir ihre Segel. Und zugleich wurde uns auch der Grund klar, weshalb ſie von dem vorgeſchriebenen Kurſe abgewichen waren. Auch von Norden her nahte ſich ein Dampfer. Da unſere Aufmerkſamkeit gänzlich nach der anderen Seite hin in Anſpruch genommen war, hatten wir ihn nicht geſehen. Wahrſcheinlich war er von der Schaluppe aus, die einen Vorſprung vor uns hatte, um dieſelbe Zeit geſichtet worden, als uns im Süden das Licht erſchien. Die Folge dieſes Zuſammentreffens war, daß die kleine Flottille der Schiffbrüchigen ſich getheilt hatte. Wir ſuchten Rettung von dem einen Dampfer, die übrigen Boote von dem andern.

Um es kurz zu machen: wir wurden von dem nach

Amsterdam bestimmten Dampfer „Nederland" aufgenommen, der unmittelbar darauf seinen Weg nach Norden fortsetzte. Unsere Schicksalsgefährten — unter ihnen Frau Brinner mit ihren Kindern — mußten zurück nach Bombay und verloren voraussichtlich vierzehn Tage.

* * *

Da waren wir nun, Lottchen und ich, vom Schicksal zusammengeworfen. Sie wußte Frau Brinner und die Kleinen gerettet, blieb in voller Fahrt nach der Heimath und hatte in mir einen Beschützer gewonnen — Grund genug für sie, um ihre neue Lage erträglich zu finden. Freilich: ihre Kisten und Kasten waren mit verbrannt, und Frau Brinner schuldete ihr noch ein halbes Jahr Gehalt, das sie ihr in Liverpool hatte auszahlen wollen. Doch das machte ihr weiter keine Sorge.

Ich habe mich immer einer vortrefflichen Gesundheit erfreut. Selbst das indische Klima konnte mir nichts anhaben. Ueber die Mahlzeiten fiel ich her wie ein Wolf und schlief wie ein Bär. Seit dem Schiffsbrande war das anders geworden. Mein Appetit wurde schwindsüchtig. Dies beunruhigte mich nicht sonderlich; ich wußte, daß ich noch lange nicht am Verhungern war. Aber mein tiefer, fester Schlaf hatte mich verlassen. Ich wachte Nachts zu allen Zeiten auf und glaubte einen Brandgeruch zu spüren. Meist gelang es mir, mich zu überreden, daß ich mich täuschte; zuweilen indessen war die Einbildung so stark, daß ich aufsprang, in die Kleider fuhr und das ganze Schiff, soweit mir dasselbe zugänglich war, abpatrouillirte.

Eines Morgens — wir befanden uns im Rothen Meer — kam ich an Deck, als es eben dämmerte. Vorne stand ein Trupp der Mannschaft zusammen. Dies war ungewöhnlich und erregte meinen Argwohn. Als ich näher trat, wurde aus dem Volkslogis eine auf ein Brett geschnürte

Leiche herausgetragen. Die Leute bildeten einen Halbkreis und nahmen die Mützen ab; der erste Offizier las ein kurzes Gebet; die Maschine stoppte, und die Leiche, an den Füßen mit einem Stück alten Eisens beschwert, wurde über Bord geworfen. Gleich darauf ging es mit vollem Dampf wieder vorwärts.

Es war dies nicht die erste Versenkung eines Todten in die See, der ich beiwohnte. Deshalb fiel mir auf, daß das traurige Geschäft mit einer gewissen ängstlichen Hast vollzogen wurde. Ich erkundigte mich beim Schiffsarzt. Der Gestorbene war ein armer Teufel von Heizer gewesen. Der Arzt sagte es mit einem mitleidigen Achselzucken und ging seiner Wege. Nun: ich wußte, daß das Rothe Meer, dieser Gluthkessel, der die auf dem Wüstensande erhitzte Luft von allen Seiten empfängt, fast immer von jenen Bedauernswerthen, die unten im Schiffsraum die Feuer schüren, ein oder mehrere Opfer fordert. Demgemäß machte ich mir denn auch über den Todesfall keine weiteren Gedanken.

Dennoch trieb mich am nächsten Morgen eine mir unerklärliche Unruhe um dieselbe Zeit aus meiner Kabine. Ich kam gerade recht, um wiederum Zeuge einer Bestattung zu sein. Diesmal waren es zwei Leichen, die in dem nassen Grabe verschwanden.

Der Schiffsarzt wich mir aus. Ich hielt einen Matrosen an und schob ihm ein Päckchen Tabak in die Hand. „Cholera?“ fragte ich ihn leise, mit einem Auge zwinkernd. Der Mann nickte.

Ich behielt für mich, was ich erfahren hatte; eine abermalige Panik wollte ich nicht veranlassen. Für meine eigene Person fürchtete ich die unheimliche Krankheit nicht; ich hielt mich für seuchenfest. Es ergriff mich jedoch eine lebhafte Sorge um Lottchen. Sie hatte, nach meiner Ansicht, wenig Widerstandskraft; wenn sie befallen wurde, unterlag sie voraussichtlich.

Von Stund an wachte ich über ſie wie ein Vater über ſein einziges Kind. Ich ließ ſie nichts eſſen, was mir bedenklich ſchien, und erlaubte ihr Waſſer nur, weil ich mich überzeugt hatte, daß es aus einem geſchloſſenen eiſernen Kaſten abgezogen wurde. Mit guter Miene ließ ſie ſich meine Bevormundung gefallen. Wenn ich ihr ein Gericht verbot, ſah ſie mich nur an, lächelte und ließ es vorübergehen. Nach dem Grunde fragte ſie nicht.

Wie viele Leichen in den nächſten Tagen in das Meer verſenkt wurden, erfuhr ich nicht. Ich bekümmerte mich auch nicht darum; ich wollte mich nicht noch ängſtlicher machen, als ich ohnehin ſchon war. Jedenfalls wüthete die Krankheit nur unter der Mannſchaft; wir in der Kajüte erſchienen immer vollzählig bei den Mahlzeiten. Darüber führte ich genaue Kontrole und athmete jedesmal auf, wenn die Rechnung ſtimmte.

Dieſes Leben konnte ich bis Amſterdam nicht aushalten, ſoviel wurde mir bald klar. Während wir den Suezkanal paſſirten, theilte ich dem Kapitän mit, daß ich mit meinem Schützling in Alexandria das Schiff zu verlaſſen wünſche. Er ſprach höflich ſein Bedauern aus; ob er vermuthete, daß ich von den Vorfällen unter dem Vorderdeck Wind bekommen hatte, verſchwieg er mir. Es war das Klügſte, daß er ſich unwiſſend ſtellte; er hatte keine Luſt, Quarantäne über ſein Schiff verhängt zu ſehen.

* * *

Wir kamen in Alexandria an, und wurden ſofort von einer wilden Meute in Booten überfallen, die ſich unſerer Perſonen zu bemächtigen ſtrebten. Die beturbanten braunen Burſchen, die ich ſchließlich mit unſerer Beförderung an Land beauftragte, wurden ganz kleinlaut, als ſie ſahen, daß unſer Gepäck nur aus zwei armſeligen Bündeln beſtand. Wahrſcheinlich hielten ſie uns für blinde Paſſagiere, deren ſich der Dampfer kurzer Hand entledigte.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich den Dampfer „Nederland" im Rücken hatte. Jetzt konnte ich Lottchen ſagen, in welcher Gefahr wir uns befunden hatten und weshalb ich eine Unterbrechung der Reiſe für nothwendig gehalten. An Bord hatte ich Geſchäfte in Alexandria vorgeſchützt.

Lottchen hörte mir aufmerkſam zu. Aber ſie erſchrak nicht nachträglich. „Dann haben Sie alſo nichts hier zu thun?" fragte ſie nur.

„Nicht das Mindeſte," erwiederte ich. „Nur in Geduld den nächſten Dampfer zu erwarten, der nach Bremen fährt."

„Und ich darf bei Ihnen bleiben? Sie wollen mich weiter mitnehmen? — O Herr Trinius, wie gut ſind Sie!"

„Ja, mein liebes Kind, was ſollte denn aus Ihnen werden, wenn ich Sie jetzt abſchüttelte? — Ich habe Sie übernommen und laſſe Sie erſt von mir, wenn Ihre Mutter vor mir ſteht. Nun aber etwas Anderes! Wir müſſen für uns Beide ein Verhältniß finden, das die Leute reſpektiren. Ich dachte mir, wir wollten unſere Pilgerfahrt als Onkel und Nichte fortſetzen. Es iſt das Einfachſte. Du nennſt mich Onkel Trinius — natürlich müſſen wir uns duzen — ich nenne Dich Lottchen."

Das war abgemacht, als wir landeten. Ich nahm eine Droſchke, und wir fuhren zum Hotel Abbat. Es iſt das erſte in der Stadt. Daß wir etwas ſchofel ausſahen, will ich nicht leugnen. Außerdem führten wir kein Gepäck bei uns, und das iſt allemal, namentlich aber im Orient, für einen vorſichtigen Hotelbeamten ein verdächtiger Umſtand. Wir wurden abgewieſen unter dem gewöhnlichen Vorwande, daß kein Zimmer frei ſei. Ich hätte dem Portier ja erklären können, daß unſere Koffer auf See verbrannt wären, und wir ſeitdem nothgedrungen die nämlichen Kleider trugen,

in denen wir uns gerettet hätten. Ich hätte ja auch nur eine Hundertpfundnote der Bank von England aus meiner Brieftaſche hervorholen und ſie dem Sicherheitskommiſſarius unter die Naſe halten können. Aber ich ärgerte mich über die hochmüthige Miene des Menſchen, wandte ihm den Rücken und befahl dem Kutſcher, bei einem anderen Hotel vorzufahren.

Dies geſchah denn auch. Es war ein franzöſiſches Haus, das uns ohne Schwierigkeiten aufnahm. Ich würde mich nie hineinbegeben haben, wenn ich kalten Blutes geweſen wäre. Es war dritten oder vierten Ranges, unordentlich und ſchmutzig. Aber ich ſtand noch unter dem Eindruck des Vorfalls vor dem Hotel Abbat und ließ mich geduldig abladen.

Im zweiten Stock wurden uns zwei nebeneinander liegende Zimmer angewieſen. Sie waren erbärmlich. Ob er nicht beſſere Zimmer für uns habe — fragte ich den Oberkellner. Er muſterte uns prüfend und zögerte mit der Antwort. Ich brauste auf: ob er etwa dächte, ich könnte nicht bezahlen? — Da wurde er geſchmeidig und gab uns Zimmer im erſten Stock.

Er mußte wohl höheren Orts über die neuen Gäſte berichtet haben, die ſo anſpruchsvoll auftraten, obgleich ſie ſo abgebrannt ausſahen; denn bald darauf erſchien Monſieur Taillefer, der Wirth, um uns zu beſichtigen. Er war ein kleiner, brauner Südfranzoſe, der einen Schwall von Höflichkeiten über uns ausgoß. Dadurch erreichte er ſeinen Zweck: er erfuhr, wie wir in den Zuſtand von Reiſenden letzter Klaſſe gerathen waren, und als ich von meiner Abſicht ſprach, uns ſofort neu zu equipiren, leuchtete ihm die freudige Ueberzeugung von meiner Zahlungsfähigkeit aus den Augen.

Wir fanden bald einen Bazar, wo wir uns mit anſtändiger Kleidung verſehen konnten. Ich hatte meine liebe

Noth mit Lottchen. Sie wollte ſich nicht von mir kleiden laſſen, am allerwenigſten als Dame. Endlich ſah ſie doch ein, daß ſie, um meine Nichte glaubhaft darſtellen zu können, in entſprechender Garderobe erſcheinen müſſe. Und Monſieur Taillefer hatte die Freude, zwei funkelnagelneue, wohlgefüllte Koffer in ſeinen Gaſthof hineinſpazieren zu ſehen. In meiner Taſche brachte ich auch einen geladenen Revolver mit — zu meiner Beruhigung. Auf unbekanntem, verdächtigem Terrain fühlt ſich ein bewaffneter Menſch immer ſicherer, als ein waffenloſer.

Die Küche im Hotel „Mehemed Ali" — ſo hatte Monſieur Taillefer ſein Etabliſſement getauft — war paſſabel, und der Wein über Erwarten gut. Ich fing an, mich mit dem Hauſe auszuſöhnen, in das uns der Zufall geführt hatte. Als wir uns jedoch zur Ruhe begaben, verlor ſich meine beſſere Meinung wieder. Die Thüren konnten nicht geſperrt werden. Es war eine recht unliebſame Entdeckung. An Abhilfe war erſt am nächſten Tage zu denken; für dieſe Nacht mußten wir die Dinge nehmen, wie wir ſie fanden. Ich rückte vor jede Thüre einen Koffer, legte den Revolver unter das Kopfkiſſen, ſtellte Licht und Streichhölzer handgerecht, und hatte damit Alles gethan, was ich konnte, um uns vor Ueberraſchungen zu ſchützen.

Ich ſchlief bald ein. Einige Stunden ſpäter erwachte ich wieder. Ich wußte nicht, was mit mir geſchehen war, ſo elend fühlte ich mich. Mein erſter Gedanke war, der Wirth hätte mich mit ſeinem Wein vergiftet. Ich wollte aufſtehen, aber mir verſagten die Kräfte. Mir ſchwindelte, und ich fiel in die Kiſſen zurück, einen Klageruf ausſtoßend.

Eine Minute ſpäter ſtand Lottchen neben mir. Ich hatte die Empfindung, daß es in kurzer Zeit mit mir zu Ende ſein würde.

„Ich bin ſchwer krank, Lottchen," ſtammelte ich. „Auf

alle Fälle — nimm mein Geld an Dich — es ſteckt in der Innentaſche meiner Weſte. Verbirg es an Dir, ſo gut Du kannſt. Will man Dir etwas zu Leide thun, gebrauche den Revolver und frage Dich hin zum deutſchen Konſul; er wird für Dich ſorgen."

Weiter reicht meine Erinnerung nicht; was nun folgte, erfuhr ich erſt ſpäter durch Lottchen. Sie ließ den Wirth wecken und verlangte einen Arzt. Monſieur Taillefer beſichtigte mich und entſchied, daß ich ſofort in's Hoſpital geſchafft werden müſſe; er wolle keinen Todesfall in ſeinem Hauſe haben. Lottchen widerſprach vergeblich. Endlich ſagte ſie: „Gut, mein Herr. Hängen Sie nur an die große Glocke, welche Krankheit in Ihrem Hauſe ausgebrochen iſt; die Folgen werden Sie bald merken." — Da ſtutzte er und verlangte zu wiſſen, was Lottchen meinte. Sie flüſterte ihm ein einziges Wort in's Ohr. Er fluchte und wetterte und ſchoß davon, wahrſcheinlich, um ſich mit ſeiner Frau zu berathen. Bald erſchien er wieder, wagte ſich aber nur bis zur Thüre, die er handbreit öffnete. Gegen Zahlung von tauſend Franken erklärte er ſich bereit, mich zu laſſen, wo ich war.

Lottchen hätte beſſer daran gethan, mich ohne Widerrede in das Hoſpital ſchaffen zu laſſen. Aber mein Zuſtand war derart, daß ſie fürchtete, ich würde den Transport nicht überſtehen. Und dann hätte ſie mich auch verlaſſen müſſen. Das wollte ſie nicht.

Kurz: ſie nahm das Anerbieten des Wirthes an, unter der Bedingung, daß er ſchleunigſt für ärztliche Hilfe ſorge. Dies verſprach er auch, und eine halbe Stunde ſpäter erſchien ein Individuum, das ſich als „docteur en médecine" vorſtellte und dann ein Honorar von dreihundert Franken verlangte, ehe er ſich überhaupt mit dem Falle beſchäftigte.

Es wurde ihm bewilligt. Was ſollte Lottchen anders

thun? Sie hatte zwar eine Ahnung, daß dieſer Doktor nichts weiter war als ein franzöſiſcher Heilgehilfe, dem ſein guter Freund Taillefer zu einer außerordentlichen Einnahme verhelfen wollte, aber was ſollte ſie machen?

Was mir fehlte, hatte Lottchen richtig errathen. Ich war auf dem „Nederland" angeſteckt worden. Der „Doktor" gab mich auf, nachdem er mich flüchtig unterſucht hatte. Indeſſen war er doch ſo gütig, eine Flaſche Arznei herbeizuholen, die Lottchen wohlweislich uneröffnet bei Seite ſtellte. Dann ließ er ſich nicht wieder ſehen und auch ſonſt bekümmerte ſich Niemand um mich.

Inzwiſchen war es längſt Tag geworden, und Lottchen wurde hungrig. Sie drückte auf den Knopf der elektriſchen Leitung. Vergebens, kein Menſch ließ ſich ſehen. Nach mehreren fruchtloſen Verſuchen, einen Kellner herbeizuklingeln, mußte ſie ſchon auf die Vermuthung kommen, daß der vorſichtige Monſieur Taillefer den Draht durchſchnitten habe. Wir ſollten, als gemeingefährliche Subjekte, iſolirt bleiben. Zum Glück hatte ich Abends vorher für Lottchen eine Schachtel Chokolade gekauft; damit hielt ſie ſich nothdürftig bei Kräften. Allein laſſen wollte ſie mich nicht, um ſich unten Nahrung zu holen, und nach den bislang gemachten Erfahrungen fürchtete ſie auch, daß man ſie zurückjagen würde.

So ſchlich der Tag langſam hin. Es wurde Abend und raſch ſank die Nacht herab. Noch ein paar Stunden hielt das Geräuſch im Hotel an, dann wurde es ſchwächer und ſchwächer, und endlich erloſch es. Tiefe Stille trat ein; das Geſchäft des Tages war vorüber.

Um dieſe Zeit befand ſich bei mir die Krankheit auf ihrer Höhe. Ich verfiel in eine Art von Starrkrampf und Lottchen, die mich bisher aufopferungsvoll gepflegt hatte, glaubte, daß ich in den letzten Zügen läge. Entſetzt ſprang ſie auf, um nach Hilfe zu rufen, den Arzt zu holen. Aber

die Zimmerthür war von außen verſchloſſen worden. Sie war eine Gefangene.

Da, in höchſter Angſt und Verzweiflung, zog Lottchen den Revolver unter meinem Kopfkiſſen hervor, öffnete das Fenſter und feuerte ein paar Schüſſe in die Nacht hinaus ab.

Zwei Minuten ſpäter wurde von der Straße her das Geräuſch raſch ſich nähernder Fußtritte gehört. Von beiden Seiten kamen Menſchen herbei, und Lottchen rief ſo laut ſie vermochte: „Hilfe, Hilfe! Hier oben im Hotel ‚Mehemed Ali‘ Zimmer Numero drei!“

Gleich darauf wurde die Nachtglocke des Hauſes heftig geläutet und dann die Hausthür geöffnet. Ein Dutzend Menſchen ſtürmte zugleich die Treppe hinauf, an ihrer Spitze der Poliziſt.

„Hier iſt Zimmer Numero drei,“ ſagte der Wirth. „Ich halte es indeſſen für meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen, daß Sie einen Cholerakranken vorfinden werden. Aus Gutmüthigkeit habe ich ihn im Hauſe behalten.“

Es ſchien, als wolle ſich Niemand hereinwagen. Nur der Poliziſt trat heran und ſagte im Tone des Befehls: „Schließen Sie auf, Herr Wirth. Ich werde mich ſelbſt überzeugen, ob Ihre Angabe richtig iſt.“

Eine Sekunde ſpäter wurde die Thüre aufgeſtoßen, und die Menge, der Poliziſt an der Spitze, drang in das Zimmer.

Der Anblick, der ſich den Leuten darbot, war ohne Zweifel ein entſetzenerregender. Auf dem Fußboden hingeſtreckt lag Lottchen, die gleich, nachdem ſie den Hilferuf ausgeſtoßen hatte, von Hunger, Aufregung und geiſtiger und körperlicher Erſchöpfung ohnmächtig geworden war. Im Bette aber ein anſcheinend in den letzten Zügen liegender Kranker.

Ich wurde ſofort auf Anordnung des Poliziſten in das Hoſpital transportirt, und auch Lottchen mußte ſich dort einer zehntägigen Quarantäne unterwerfen. Ich erholte mich unter ſachgemäßer Pflege ſchnell. Sobald ich wieder bei klarer Beſinnung war, begann mich die Angſt um Lottchen zu quälen. Vorausſichtlich wurde ſie früher entlaſſen als ich. Dann ſtand ſie allein in der fremden Stadt. Was konnte ihr nicht Alles zuſtoßen? Sobald ich Kraft genug dazu hatte, ſchrieb ich an den deutſchen Konſul, und dieſer verſprach mir in ſeiner Antwort, daß für meine Nichte nach ihrer Entlaſſung beſtens geſorgt werden ſolle. Da kam ich denn leichter durch die langen, öden Tage, die mir noch bevorſtanden, ehe ich endlich dem freien Verkehr mit Meinesgleichen zurückgegeben wurde.

Daß ich mich geradeswegs in das Geſchäftszimmer des Konſuls verfügte, iſt ſelbſtverſtändlich. Jedes andere Intereſſe trat hinter der Sorge um Lottchen zurück. Zu meiner freudigen Ueberraſchung hörte ich, daß der Konſul ſie in ſeinem eigenen Hauſe aufgenommen hatte. Wenige Minuten ſpäter ſtand ich vor ihr. Und ſie, nach kaum bemerkbarem Zögern, gab dem Impulſe ihres Herzens nach, flog mir an die Bruſt und umarmte und küßte mich unter Lachen und Weinen. Nie war mir etwas derartiges geſchehen. Ich glaube, ich habe mich recht ungeſchickt benommen, denn das liebe Kind ließ mich gleich wieder los und wich roth und verlegen vor mir zurück, erſchrocken über die unziemliche Freiheit, die ſie ſich mit mir genommen.

Ich aber gelobte mir, daß ich Lottchen nie wieder von mir laſſen würde. Nur wußte ich noch nicht, wie ſich unſer Zuſammenbleiben für die Zukunft am beſten werde einrichten laſſen. —

Wir blieben noch acht Tage in Alexandria in einem deutſchen Gaſthauſe, das uns der Konſul empfahl, damit wir uns dort völlig erholten. Dann traten wir die Heimreiſe an.

Lottchen, das merkte ich mit Erſtaunen, wurde immer betrübter und immer ſtiller, je mehr wir uns der Heimath näherten. Sie hielt ſich abſeits, ſo viel ſie konnte, und einigemale, als ich unvermuthet in die Nähe ihres Lieblingsſitzes auf Deck kam, entdeckte ich Thränen in ihren Augen.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich mußte mit ihr in's Reine kommen. Eines Abends, als wir ſchon in den Aermelkanal eingefahren waren, und ich es wieder einmal in ihren Augen feucht ſchimmern ſah, ſetzte ich mich zu ihr und nahm ihre Hände in die meinigen.

„Warum ſo traurig, Lottchen?“ fragte ich leiſe.

Sie ſah mich an und verſuchte zu lächeln.

„Es iſt nichts,“ ſagte ſie.

„Das weiß ich beſſer, Kind. Wer keinen Kummer hat, weint auch nicht. Was iſt es? Mir kannſt Du es doch ſagen.“

Da brach ſie aus: „O, ich wünſchte, dieſer Dampfer käme nie an!“

Es war ein ſonderbarer Wunſch. Ich ſchüttelte den Kopf. „Es iſt noch gar nicht lange her, da mußte ich Dir den Nordſtern zeigen.“

Sie ſchwieg.

„Fürchteſt Du Dich vor den Verhältniſſen zu Hauſe?“

„Nein.“

„Möchteſt Du lieber bei mir bleiben?“

Ein raſcher Blick traf mich, dann ſenkte ſie die Augen wieder. „Du kannſt mich nicht gebrauchen, Onkel Trinius,“ ſagte ſie.

„Da ließe ſich doch vielleicht Rath ſchaffen.“

„Nein, nein,“ fiel ſie haſtig ein. „Plage Dich nur nicht mit Nachdenken! Es geht nicht.“

„Oho! Ich könnte mich einrichten, und Du führteſt mir den Haushalt. Sieh, Kind; ſeit Du in mein Leben

getreten bist, habe ich mich so an Dich gewöhnt — ich möchte Dich nicht mehr missen."

Ihre Hände zitterten in den meinigen.

„Wenn ich fünfzehn Jahre jünger wäre, würde ich Dir einen anderen Vorschlag machen. Daran aber darf ich nicht denken. Was hätte ich Dir denn noch zu bieten? Reichthum — nun ja; im Uebrigen aber bin ich ein alter, eingetrockneter, langweiliger Junggeselle."

Lebhaft unterbrach sie mich: „O, Onkel Trinius, sprich nicht so häßlich von Dir! Ich kenne Dich besser; Du bist —"

„Nun, was bin ich?"

In äußerster Verwirrung entriß sie mir plötzlich ihre Hände.

„Liebes Kind, Du kennst mich nicht. Bisher habe ich noch für keinen Menschen etwas übrig gehabt, als für mich selbst. Ich bin ein hartgesottener Egoist. Du bist die Erste, für die sich ein paar Fäserchen in meinem Herzen rühren. Es ist ein schnurriges Gefühl, aber es gibt mir eine Lebensfreudigkeit, die ich noch nicht in mir erfahren habe."

„O, daß Du das sagst, Onkel Trinius — es macht mich so glücklich!"

„Nun denn — so laß uns doch beieinander bleiben. Wenn's einmal nicht anders sein kann, dann als Onkel und Nichte. Es geht am Ende auch, obgleich — na, so alte Burschen dürfen nicht so anspruchsvoll sein."

Sie stand und blickte hinaus über das träge wogende Meer zu der fernen Küste Englands. Von den rothen Wolken im Westen fiel ein schwacher Schein in ihr liebes Gesicht. Mir wurde entsetzlich bange, daß sie meine resignirten Redensarten für bare Münze nehmen möchte.

Endlich rief sie, die Hände ringend: „Was soll ich thun?"

„Als wir in Alexandria, nach gemeinsamer Todes-

gefahr, getrennt waren — erinnere Dich einmal — wie dachteſt Du damals an mich?"

„O Onkel Trinius," ſtammelte ſie. „Es iſt ja ganz unglaublich . . . nein, ich kann es Dir wirklich nicht ſagen . . ."

Und die Hände vor das Geſicht haltend, rannte ſie davon und ließ ſich nicht wieder ſehen bis ſpät am nächſten Morgen.

Ich aber lud den erſten Offizier, der mir gleich darauf in die Quere kam, ein, mit mir eine Flaſche Sekt zu trinken. Und dann ging ich bis nach Mitternacht auf Deck ſpazieren, ſtudirte die Leuchtfeuer, ſah nach dem Kompaß und verglich den Kurs. Es war mir ungeheuer wichtig geworden, daß wir raſch und ſicher an Land kamen.

Noch zwei Tage fuhren wir. Ich behelligte Lottchen nicht mehr mit vorwitzigen Fragen. Ich war ja ſelbſt mit mir noch nicht einig. Am Morgen nach unſerer Ankunft in Bremen ließ ich einen Wagen holen. Wir wollten zuſammen in Lottchens Heimathsdorf fahren.

„Soll mein Koffer nicht mitgenommen werden?" fragte ſie.

„Heute noch nicht. Erſt müſſen wir ſehen, ob für Dich Platz iſt."

„Aber —"

„Du biſt vier Jahre von Hauſe fortgeweſen. Das iſt eine lange Zeit. Da zeigen oft Perſonen und Dinge ein ganz anderes Geſicht."

Nachdenklich ſtieg ſie ein. Unterwegs war ſie einſilbig. Meine Bemerkung ging ihr im Kopfe herum. Erſt als der Kirchthurm auftauchte, wurde ſie lebhafter und unterhielt mich mit Erinnerungen aus ihrer Kindheit.

Es war ein kleines Häuslein, vor dem wir ſtillhielten. Ein junger Menſch war draußen beſchäftigt, den beſchädigten Lattenzaun auszubeſſern.

„Robert!“ rief Lottchen.

Er ſtellte phlegmatiſch die Säge hin und kam an den Wagenſchlag.

„Wo iſt Mutter?“

Robert ſtreifte ſeine Schweſter mit einem ſcheuen Blick und wandte ſich an mich: „Wollen Sie nicht ausſteigen und eintreten?“

Hinten aus dem Garten liefen neugierig zwei kleine Mädchen herbei. „Kennt ihr mich nicht mehr?“ rief Lottchen, indem ſie zu Boden ſprang. „Ich bin ja die Lotte!“

Aber die Kleinen wichen zurück und verſteckten ſich hinter der Regentonne.

„Ihr werdet mich ſchon wiedererkennen, wartet nur!“ rief Lottchen. „Jetzt lauft nur; erſt will ich die Mutter begrüßen.“

Sie eilte in's Haus hinein.

Robert flüſterte mir zu: „Die Mutter iſt todt.“

Schon kam Lottchen zurück. „Ich weiß nicht, wie mich's da d'rinnen angraust. Als ob etwas Dunkles geſchehen wäre.“

„Der Tod iſt durchpaſſirt, Lottchen,“ ſagte ich. „Wann iſt es geweſen, Herr Drude?“

„Vor zwei Monaten.“

Lottchen verſtand, daß ſie mutterlos geworden war. Stumm lehnte ſie ſich an mich. Ich umfaßte ſie und flüſterte ihr zu: „Du ſtehſt nicht allein.“

Robert beobachtete uns, an ſeiner Werkſchürze drehend. „Ich habe die Hinterlaſſenſchaft übernommen,“ erklärte er mir. „Dafür ziehe ich die Kinder groß. Lotte muß noch beſcheinigen, daß ſie damit einverſtanden iſt und kein Erbtheil begehrt.“

Lottchen war wie im Traum. Die plötzliche Todesnachricht, der ſeltſam froſtige Empfang, den ihr der Bruder

zu Theil werden ließ — der jähe Fall von ihren freudigen Erwartungen in eine herzbeklemmende Wirklichkeit — es war zu viel für sie. Weinend legte sie den Kopf an meine Schulter, während ich sie zum Wagen zurückführte.

Ich holte eine Visitenkarte hervor, schrieb meine Adresse darauf und gab sie Lottchens Bruder mit den Worten: „Wenn Sie Ihrer Schwester etwas Geschäftliches mitzutheilen wünschen — der Weg geht durch mich. Zur Stadt, Kutscher!“

So vollzog sich die Trennung Lottchens von ihrer Familie. Mein Entschluß aber war jetzt gefaßt. Als wir wieder in der Stadt angelangt waren, ließ ich bei einem Goldschmied vorfahren.

„Was wollen wir hier?“ fragte Lottchen.

„Uns an eine glückliche Zukunft binden,“ versetzte ich.

Sie drückte mir die Hand, als ich ihr aus dem Wagen half. Das war unsere Verlobung. Mit den goldenen Reifen an der linken Hand kehrten wir in das Gasthaus zurück.

Als es in den Kreisen, worin ich verkehrte, bekannt wurde, daß ich die Absicht hatte, eine ehemalige Bonne, ein ganz junges Ding, zu meiner Gemahlin zu erheben, erfolgte ein allgemeines Kopfschütteln und Achselzucken über diesen „dummen Streich“ eines Fünfundvierzigjährigen. Ich machte mir nichts daraus; ich versuchte nicht einmal, die öffentliche Meinung zu Gunsten Lottchens zu stimmen, indem ich die Geschichte meiner Ueberfahrt von Rangun nach Bremen erzählte. Wahrscheinlich würde es mir doch nichts geholfen haben. Wie die Welt nun einmal ist: Vorurtheile sind ebenso wenig zu entfernen, wie Flecken aus Marmor; eben glaubt man sie ausgetilgt zu haben, da schimmern sie wieder durch.

Wie die Dinge einmal lagen, war eine baldige Hochzeit für beide Theile das Beste, um aus den unklaren Ver-

hältniſſen herauszukommen. Wir ließen uns ſechs Wochen ſpäter in aller Stille trauen.

Nach Indien bin ich nicht wieder zurückgegangen. Mir ging an Lottchens Seite ein neues Leben auf. Ich genoß ein Glück, wie ich es mir nie hatte träumen laſſen. Wahrſcheinlich lächelten meine Bekannten über den verliebten alten Brummbär, der ſo hübſch an der Kette tanzte, die ihm ein junges unternehmendes Ding an der Naſe befeſtigt hatte. Mich kümmerte es nicht. Und im Laufe der Zeit hatte ich die Genugthuung, daß Frau Lottchen Trinius einen dieſer Spötter nach dem andern überzeugte, daß ein Mädchen nicht in eine mit Atlaß ausgeſchlagene Wiege hineingeboren zu werden braucht, um zu echter Vornehmheit zu gelangen.

Kinder wachſen um uns auf und machen mir zuweilen den Kopf warm. Aber wenn ich dann Lottchen als Mutter zwiſchen der kleinen Bande ſchalten und walten ſehe — immer freundlich, immer geduldig — dann ſchäme ich mich der Anwandlungen von Unzufriedenheit und verurtheile mich ſelbſt zu einer Stunde Kinderſtube. Und die Zeit iſt mir noch niemals zu lang geworden.

Natürlich ſprechen wir zuweilen von den Gefahren, die wir gemeinſam überſtanden haben. Einmal ſagte Lottchen: „Wir müſſen eigentlich Frau Brinner ſehr dankbar dafür ſein, daß ſie damals meine Garderobe liegen ließ.“

„Wieſo?“

„Verſtehſt Du denn nicht? Wären wir wohl in dasſelbe Boot gekommen, wenn ſie nicht nur an ſich ſelbſt gedacht hätte?“

„Sehr wahr. Mit ſolchen Kleinigkeiten operirt das Schickſal! Und dennoch: wenn nicht damals ſchon, noch unerkannt von mir, in meinem alten Herzen ein Fünkchen Liebe für Frau Brinner's Bonne gebrannt hätte — es iſt

doch die Frage, ob es zur Trennung zwiſchen euch gekommen wäre.“

Ihre Augen leuchteten auf. „Wirklich?“

„Aber in Lottchen Drude kam ſolch' ein Fünkchen erſt ſpäter . . .“

„Was weißt Du davon?“ fiel ſie mir in die Rede. „O Du blinder Onkel Trinius!“

Sie legte die Arme um meinen Hals und ſchloß mir den Mund mit Küſſen.

Die „Söhne des Scheingefechts“.

Bilder aus dem chineſiſchen Theater. Von **Hans Gerſtner.**

Mit 12 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Eine chineſiſche Theatertruppe, die erſte überhaupt, welche nach Europa kommt, gibt gegenwärtig in Berlin Vorſtellungen, die natürlich das lebhafteſte Intereſſe des Publikums erregen. Der Krieg zwiſchen China und Japan iſt der Anlaß, daß dieſe bezopften Künſtler vor den „Barbaren des Weſtens“ auftreten. Wie nämlich bei uns in Fällen der Landestrauer, ſo werden im „Reiche der Mitte“ während eines Krieges die Theater geſchloſſen, und dieſer Umſtand hat die erwähnte Truppe auf den Gedanken einer europäiſchen Gaſtſpielreiſe gebracht.

Da nun aber gewiß nicht alle unſere Leſer dieſe Wandergeſellſchaft zu ſehen bekommen werden, das allgemeine Intereſſe aus Anlaß der kriegeriſchen Verwickelungen in Oſtaſien jedoch gegenwärtig mehr als je auf China gerichtet iſt, ſo dürfte eine Schilderung des chineſiſchen Theaters und ſeiner Einrichtungen, die überall genau dieſelben ſind, ſicherlich willkommen ſein.

Der Urſprung des chineſiſchen Theaters verliert ſich im Dunkel der Zeiten. Noch gegenwärtig verräth das chineſiſche Drama ſein Hervorgehen aus der Muſik und der Pantomime dadurch, daß der Geſang dominirt und pantomimiſche Scenen, die oft ſogar mit Akrobatik verbunden

sind, hinein greifen. Ursprünglich hat der Dialog nur eine erläuternde Verbindung der Gesänge gebildet.

Als Urheber des regelrechten Dramas wird Kaiser Hiuentsong (702—756 n. Chr.) angeführt, der aus Wechselrede und Wechselgesang das erste Drama geschaffen haben soll. Aber erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gründete Kaiser Hong Hai die erste Bühne zu Peking, an der berufsmäßige Darsteller auftraten. Liebhabertheater dagegen hat es in China bereits seit alter Zeit gegeben, deren Ursprung in poetischer Weise auf einen Traum des Kaisers Ming Wang, der vor etwa fünfhundert Jahren regierte, zurückgeführt wird.

Dieser Herrscher fand sich im Traume auf den Mond versetzt, wo er Berg und Thal durchstreifte und allerhand wunderbare Dinge sah. Ueberirdische Töne schlugen an sein Ohr, und gar liebliche Wesen in prachtvollen Gewändern erblickten seine Augen. Nach dem Erwachen beschloß der Kaiser, seiner zärtlich geliebten Gemahlin ebenfalls die Herrlichkeiten dieses Traumes vorzuführen. Es ward deshalb in dem kaiserlichen Birnengarten ein Gebäude aufgeführt, auf dessen Bühne jüngere Edelleute des Hofes, nach den Angaben Ming Wang's kostümirt, die Genien, welche ihm im Traume erschienen waren, darstellen mußten. Aus diesem Grunde heißen noch heute die Mitspieler bei einem Liebhabertheater oder Mandarinentheater, wie man in China sagt, „Jüngere Brüder aus dem Birnengarten", während die berufsmäßigen Schauspieler die „Söhne des Scheingefechts" genannt werden, um anzudeuten, daß auf der Bühne nicht wirkliches, sondern nur fingirtes Leben sich abspielt.

Es gibt in China nur wenige stehende Theater in den größeren Städten; meist sind es Wanderbühnen, umherziehende Gesellschaften, die nur wenige Tage an einem und demselben Orte weilen. Sie spielen in Bambuszelten mit

Vorhängen oder in höchst primitiven Buden, die aber häufig so groß sind, daß sie mehrere tausend Besucher fassen können, da die Chinesen aller Stände eine leidenschaftliche Vorliebe für theatralische Darstellungen hegen. Die Folge

Der Eingang eines chinesischen Theaters.

der Eile, mit der solche „fliegenden Theater" errichtet werden, sind häufige Unglücksfälle; gar nicht selten bricht solch' ein Musentempel dem Publikum über den Köpfen zusammen. Sehr oft werden derartige Wandertruppen auch in die Häuser reicher Leute entboten, um dort Privatvorstellungen zu geben.

Aber auch unter den erwähnten stehenden Bühnen darf

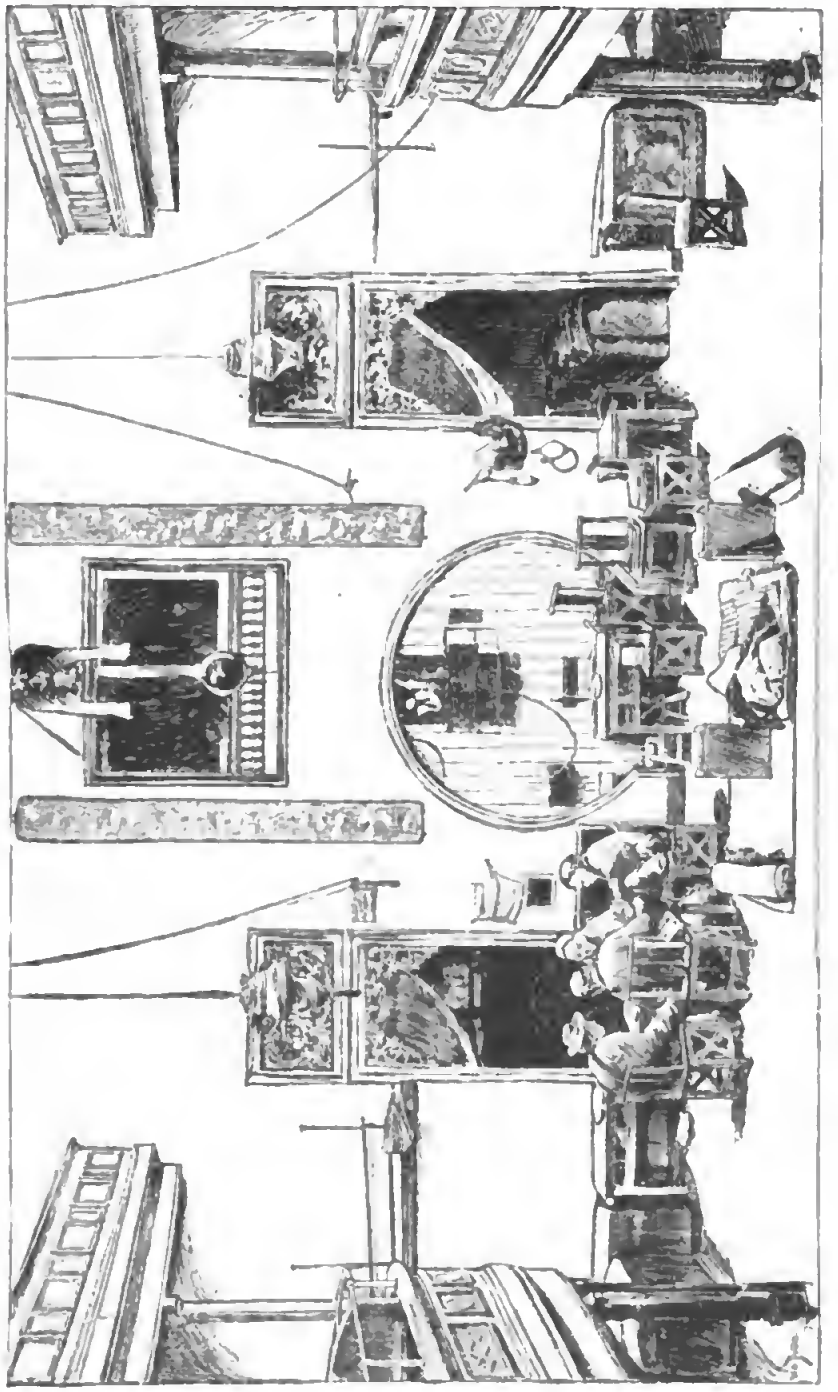
man ſich durchaus keine prächtigen Bauten gleich unſeren Theatern vorſtellen. Es ſind niedrige, unſcheinbare Gebäude, die allerdings im Innern hinreichenden Raum bieten. Meiſt führen von der Straße Treppen zu dem Zuſchauerraum empor; vor den Eingangsthüren hängen Papierlaternen und an den Außenwänden und in der Nähe des Theaters thun ſich Verkaufsbuden, Theehandlungen u. ſ. w. auf.

Das chineſiſche Theaterweſen ſchließt alle Illuſionen aus: es gibt keinen Vorhang, kein Proſcenium, keine Scenerie und keine Kuliſſen. Der bei uns als Parkett oder Parterre bezeichnete Zuſchauerraum liegt auf gleicher Höhe mit der Bühne, in deren Hintergrund das Orcheſter ſitzt. In der Hinterwand der Bühne befinden ſich zwei Thüren, durch welche die Schauſpieler auftreten und abgehen; oben iſt eine Loge für die nicht im Stücke beſchäftigten Schauſpieler. Die ganze Einrichtung lernt man am beſten kennen, wenn man ein chineſiſches Theater am Vormittage beſucht. Man findet dort auch gewöhnlich die ganze Truppe verſammelt, da ſie Alle eng zuſammenhalten und ſich nach außen hin abſchließen.

Es kommt das daher, weil der Stand des Schauſpielers in China noch, wie vordem in Europa ebenfalls, wenn auch nicht gerade verachtet, ſo doch auch nicht geachtet iſt. Der Schauſpieler büßt ſeinen Rang ein, kann nicht in den Staatsdienſt eintreten, und auch die gute Geſellſchaft iſt ihm und den Seinigen verſchloſſen. Sie heirathen daher faſt nur untereinander, und ihre Kinder werden wieder Schauſpieler, weil ihnen der Weg zu anderen Gewerben verſchloſſen iſt.

Die Frauenrollen werden im Allgemeinen, wie in England zu Shakeſpeare's Zeit, durch Knaben und Jünglinge geſpielt, jedoch nicht ausſchließlich, wie man oft irrthümlich in Reiſebeſchreibungen lieſt. Es gibt auch Schauſpielerinnen,

z. B. befinden ſich unter der jetzt in Europa gaſtirenden Truppe fünf Frauen, von denen ſich namentlich Ao-Yoph,



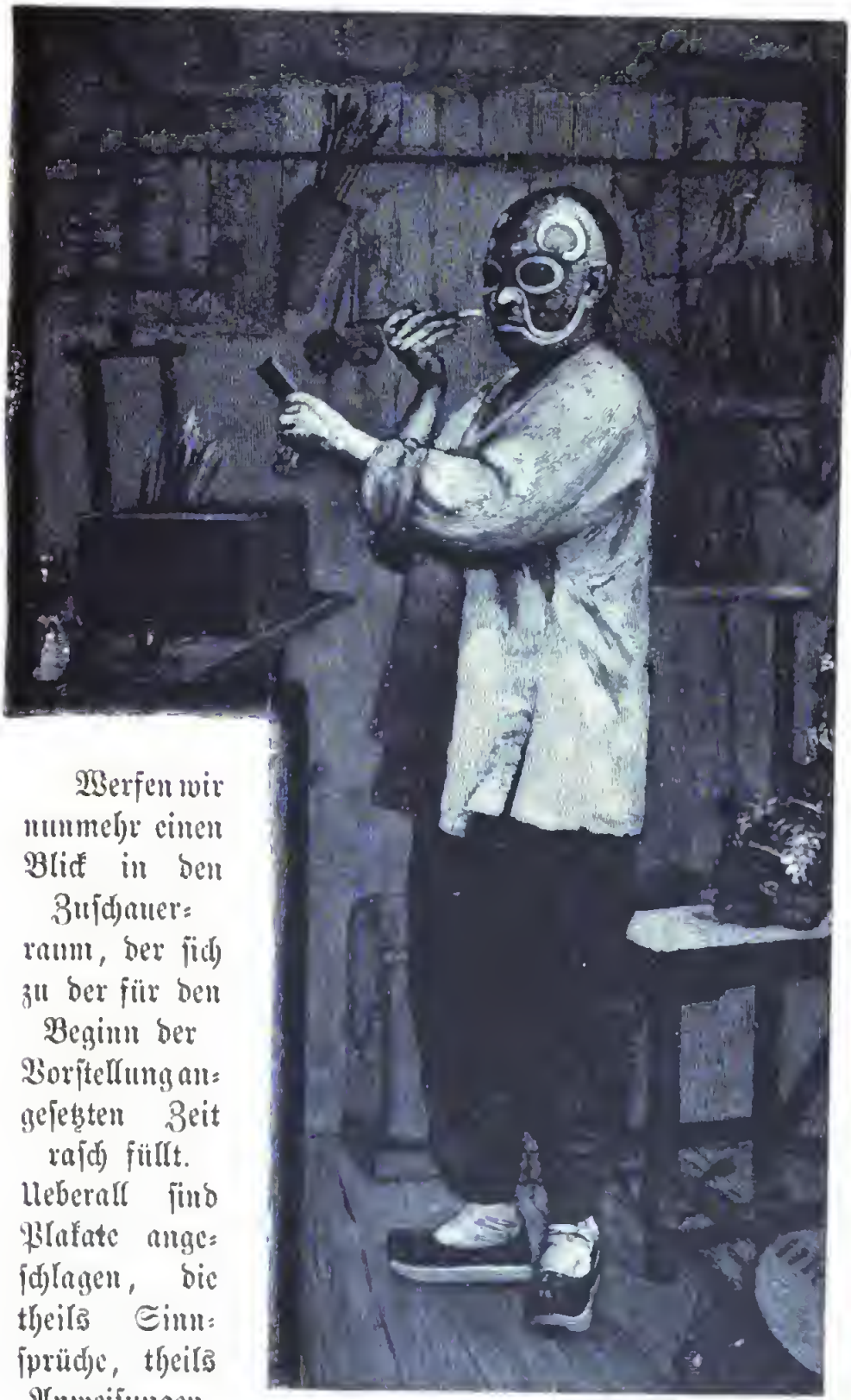
Das Innere eines chineſiſchen Theaters am Vormittage.

die Frau des Direktors, durch ihre zierliche Erſcheinung bemerkbar macht. Niemals aber widmet ſich eine Frau

aus beſſerem Stande der Bühne. Hinter der Scene befindet ſich ein beſonderes Zimmer, in dem die Schauſpieler ſich ſchminken, ſoweit dies für ihre Rolle erforderlich iſt. Nur die Träger beſtimmter Rollen nämlich, wie z. B. aller ausländiſchen „Barbaren“, der Rebellenführer in hiſtoriſchen Stücken, die Darſteller von Seeräubern u. ſ. w. müſſen ſich mit weißer, rother oder brauner Farbe möglichſt ſcheußlich bemalen. Ebenſo ſpielen Perrücken, falſche Bärte und Masken (für Götter und Dämonen) eine große Rolle.

Jeder Schauſpieler hat ſein Rollenfach, aus dem er nur in den ſeltenſten Fällen heraustritt; daraus ergibt ſich die Nothwendigkeit einer ſehr ſtarken Truppe, zu der immer auch eine erhebliche Anzahl von Choriſten und Gehilfen, ſowie verſchiedene Akrobaten gehören. Die Gage der Künſtler richtet ſich nach den Rollen, welche ſie ſpielen. Die glücklichen Mimen, welche Könige, Kaiſer, Prinzen, Generäle und hohe Beamte zu verkörpern haben, erhalten für die gegen zehn Monate dauernde Spielzeit etwa 400 bis 600 Mark unſeren Geldes. Die Künſtler zweiter Klaſſe, die als biedere Bürger, niedere Beamte, Kaufleute, Dämonen u. ſ. w. auftreten, erhalten ſchon weniger, und am ſchlechteſten bezahlt ſind die jungen Leute, welche Frauenrollen ſpielen, denn dieſe bekommen nur 25 bis 40 Pfennig für die Vorſtellung.

Die gewöhnliche Daner einer Vorſtellung beträgt ſieben bis acht Stunden, meiſt aber iſt das Stück damit noch keineswegs beendet, ſondern die Handlung geht am nächſten Tage munter weiter und dauert mitunter ſogar wochenlang. Vielfach zahlen die Beſucher, die über ihre Zeit nicht frei verfügen können, ihren Kunſtgenuß ſtundenweiſe. Uebrigens iſt in China der Zutritt zum Parterre unentgeltlich, und nur die Beſucher der Logen oder Gallerien zahlen je nach der ihnen gebotenen Bequemlichkeit ein höheres oder niedrigeres Eintrittsgeld.



Chinesischer Schauspieler, sich schminkend.

Werfen wir nunmehr einen Blick in den Zuschauerraum, der sich zu der für den Beginn der Vorstellung angesetzten Zeit rasch füllt. Ueberall sind Plakate angeschlagen, die theils Sinnsprüche, theils Anweisungen

bezüglich des Verhaltens der Zuschauer enthalten. Ueber der Eingangsthür sind gewöhnlich allegorische Darstellungen zweier Naturerscheinungen angebracht, welche die Chinesen sich ganz und gar nicht zu erklären vermögen, nämlich der Wasserhose und der Sonnenfinsterniß. Erstere wird dargestellt durch einen Drachen, der eine Wassersäule ausspeit; letztere durch eine Fledermaus, welche die Sonne verschlingt.

Kopf an Kopf drängt sich in dem übervollen Hause. Die Frauen aus dem Volke und dem Mittelstande bringen meist ihre Kinder mit, und die von ihnen besetzte Frauengallerie gewährt einen höchst originellen Anblick. Vielfach sind auch vergitterte Logen für die Damen vorhanden.

Bei der erwähnten langen Dauer der Vorstellungen ist es kein Wunder, daß viele Zuschauer Speisevorräthe mitbringen, was die ohnehin schon sehr dumpfe und übelriechende Luft in dem Hause nicht verbessert. Auch bieten Zuckerwerkhändler und andere Verkäufer während der Vorstellung ihre Waaren mit lauter Stimme aus; Thee wird in unglaublicher Menge ausgeschenkt.

Alle Stücke, welche das chinesische Theater besitzt, zerfallen in folgende vier Arten: Geschichtsdramen, Familienschauspiele (nach Art der „Waise von Tschao“, die Voltaire bearbeitet hat), Charakter- und Intrignen-Lustspiele und Zauberdramen. Letztere bilden wohl die eigenartigste Kunstgattung des chinesischen Theaters, weshalb wir die Handlung eines solchen in ihren Hauptzügen wiedergeben wollen.

Vorher sei noch bemerkt, daß die Ausstattung der Bühne ziemlich ärmlich ist und an die Einbildungskraft der Zuschauer die höchsten Anforderungen stellt. Einige Tische und Stühle sind Alles. Soll ein Thron dargestellt werden, so wirft man ein Stück Zeug über einige Stühle; Berge werden durch einige übereinander gehäufte Stühle angedeutet. Wenn der Schauspieler das eine Bein eine gewisse Zeit lang in die Höhe hält, so deutet das an, daß

er zu Pferde ſitzt. Läßt er ſeine Peitſche durch die Luft pfeifen, ſo ſagt das dem Zuſchauer, daß er im Galop

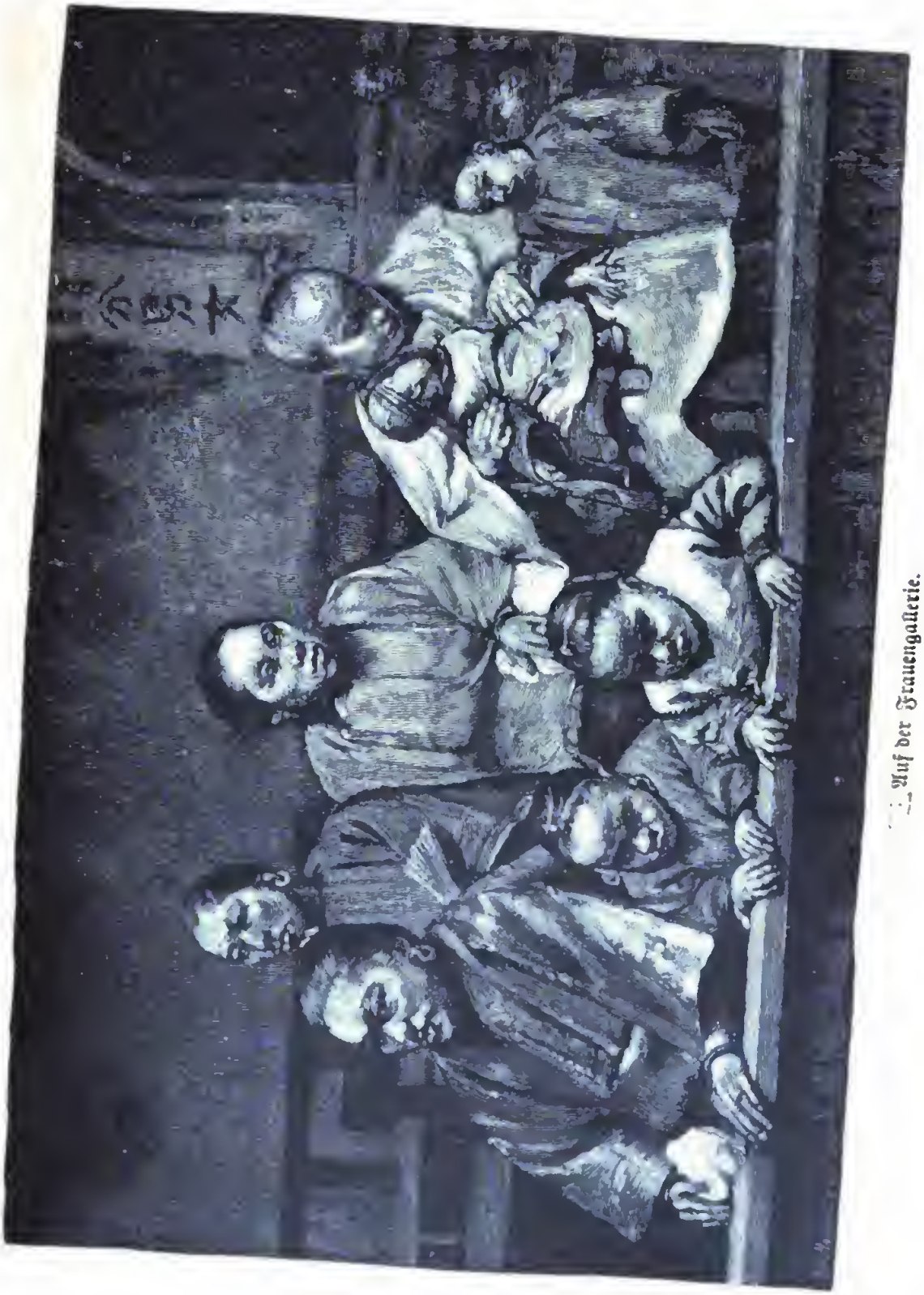
Ein Seeräuber.

davonſprengt. Erſcheint er dagegen mit zwei viereckigen Stücken Zeug in den Händen, auf denen rothe Räder gemalt ſind, ſo ſitzt er im Wagen; will er ausſteigen, ſo reicht er die Stücke einem Theatergehilfen, der ſie unter

den Arm nimmt. Spielt sich eine Scene auf einem Schiffe ab, so erscheint ein Gehilfe mit einem Ruder, das er wie

Maske eines Königs.

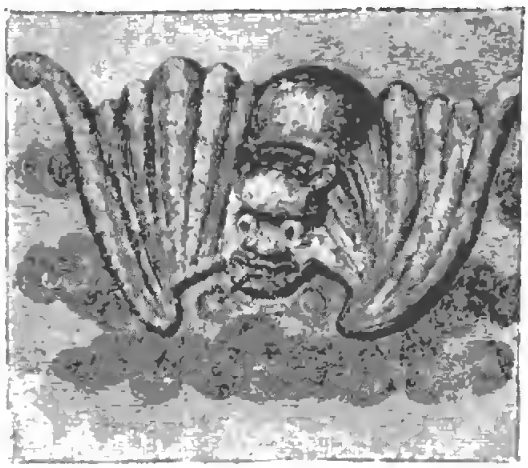
ein Steuerruder hält und womit er Schritt für Schritt hinter einem der Schauspieler hergeht. Ein kriegerische Aktion geht in der Weise vor sich, daß zuerst eine Gruppe von Leuten mit Fahnen durch die Thür auf der rechten



Auf der Frauengallerie.

Seite auftritt und durch die zur Linken verschwindet; dann kommt eine Anzahl Anderer, die andere Fahnen tragen, von links, um sich durch die Thür auf der rechten Seite zurückzuziehen.

Eine Art Herold verkündet zuerst den allgemeinen Inhalt des Stückes; jeder Schauspieler, der auftritt, nennt sogleich seinen Namen und die Lokalität, in der er sich befindet, z. B.: „Ich bin Li, der Seidenhändler, trete in einen Garten und setze mich auf einen schwarzen Felsen im Schatten eines blühenden Pflaumenbaumes; der Himmel ist heiter.“ Gespenster, Geister und Götter theilen dem Publikum mit, was sie beabsichtigen, wie überhaupt alle Auftretenden die Zuhörer auf alle mögliche Weise in den Gang des Stückes einweihen.

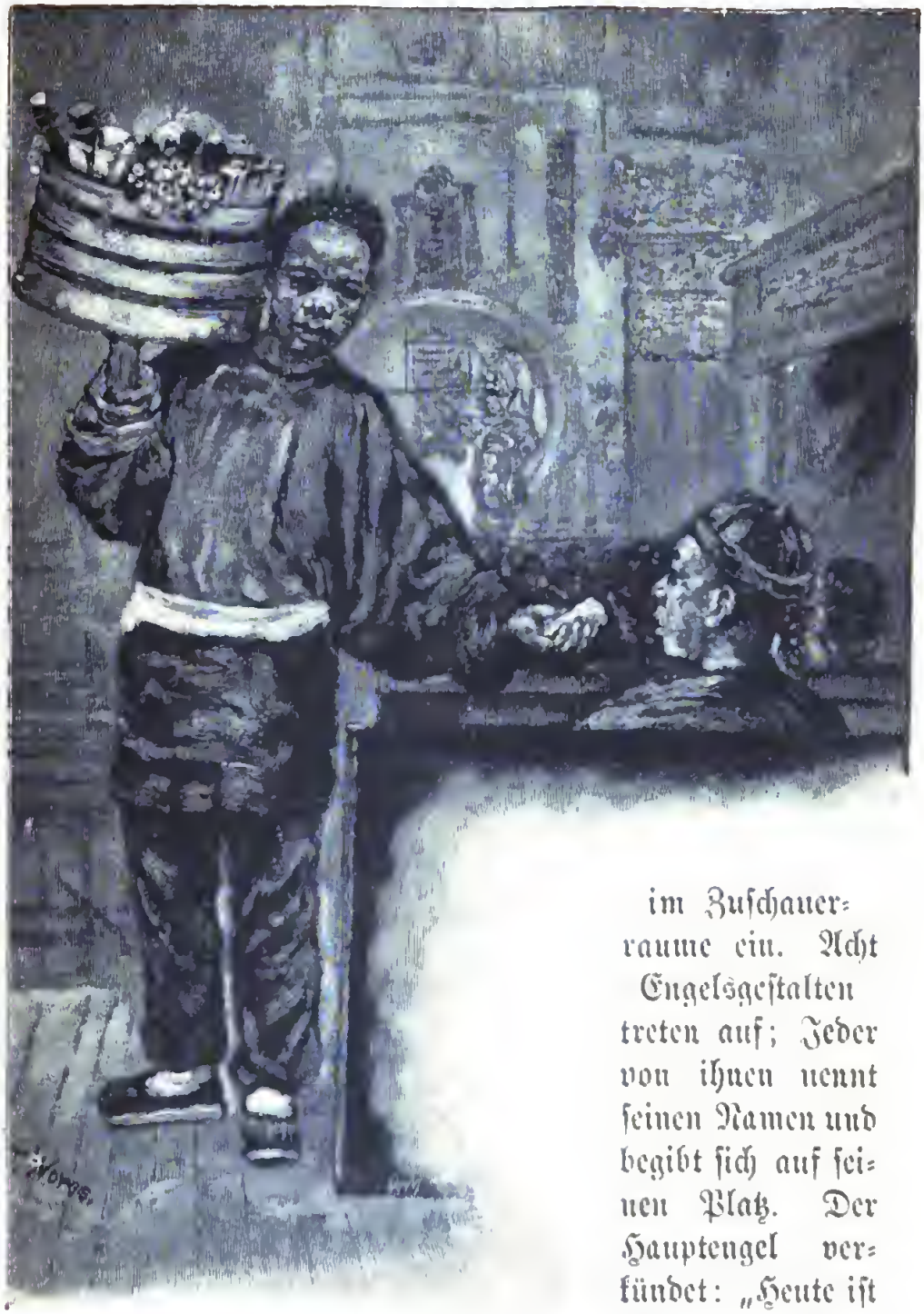


Allegorische Darstellung der Sonnenfinsterniß.

Im Gegensatze zu der armseligen Bühnenausstattung sind die Kostüme meist ungemein prachtvoll aus schweren, feinen Seidenstoffen, oft mit reicher Kunststickerei versehen und nach alten Mustern hergestellt.

Einige Schwärmer, die abgebrannt werden, künden der schon ungeduldig werdenden Zuhörerschaft an, daß das Stück anfängt. Sofort beginnt auch das Orchester seine primitive und höchst einförmige Musik, die vorzugsweise durch Flöten, Klarinetten, eine Art von Cymbal, Trommeln und Gongs in gedämpfter Weise hervorgebracht wird. Sie begleitet den Gesang; alle Stücke sind melodramatisch.

Es tritt mit Anfang der Vorstellung alsbald tiefe Stille



Zuckerwaarenhändler.

im Zuschauerraume ein. Acht Engelsgestalten treten auf; Jeder von ihnen nennt seinen Namen und begibt sich auf seinen Platz. Der Hauptengel verkündet: „Heute ist der Geburtstag der Göttin der Barmherzigkeit. Wir wollen ihr unsere Glückwünsche darbringen." Das ist der Prolog, der zugleich kurz Zweck

und Inhalt des Stückes andeutet. Die Engel verlaſſen hierauf die Bühne, und es tritt der Affenkönig mit einem Gefolge von Affen auf. Sie durchforſchen die Berge nach einem wunderbaren Pfirſich, der ſeinen Beſitzer unſterblich macht und den ſie der Göttin als Angebinde darbringen möchten. Ein großes akrobatiſches Ballet veranſchaulicht die ſchließliche Eroberung dieſes Apfels, mit dem die Affen triumphirend davon ziehen.

Nunmehr erſcheint Kwan Yin, die Göttin der Barmherzigkeit, mit zwei Bannerträgern und nimmt auf ihrem Throne Platz. Sie empfängt die Gottheiten der Blumen, des Weſtens und Oſtens, die zur Feier ihres Geburtsfeſtes Glückwünſche abſtatten, und den Affenkönig, der ihr zum Zeichen der Ergebenheit des geſammten Affenvolkes die wunderbare Frucht zu Füßen legt. Endlich bittet der König des öſtlichen Oceans im Namen der Verſammlung die Göttin der Barmherzigkeit, ſie möge doch einige ihrer überraſchenden Verwandlungen vornehmen. Kwan Yin nickt Gewährung und erſcheint hierauf in acht verſchiedenen Geſtalten, zuletzt als Schüler, der bei der letzten Prüfung den höchſten kaiſerlichen Preis davongetragen hat.

Die Scene ſoll nun den Tempel der Göttin der Barmherzigkeit darſtellen, in dem Kwan Yin und ihre Gäſte auf übereinander geſtellten Stühlen bis zu der oben erwähnten Loge der Schauſpieler emporſteigen, die nun das Himmelsthor vorſtellt, vor dem die Göttin einen Wächter aufgeſtellt hat. Indem die Göttinnen und Götter die Stuhlpyramide auf und ab ſteigen, erſcheint der Gott des gemünzten Goldes, wobei das Orcheſter die Töne, welche das Abzählen von Goldſtücken auf einer Tiſchplatte erzeugt, nachahmt. Er öffnet eine von ihm als Geburtstagsgeſchenk mitgebrachte große Kiſte voll baren Goldes und ſtreut deren Inhalt unter die Zuſchauer.

In dieſem Augenblicke öffnet ſich der Wunderpfirſich

und es zeigt sich ein darin versteckt gewesener Knabe, der im Munde einen mit einem symbolischen Motto versehenen Pergamentstreifen hält.

Damit ist das Stück zu Ende. Es ist, wie man sieht, eine ziemlich unvermittelte Aneinanderreihung von Scenen und Aufzügen, was jedoch durchaus nicht immer der Fall ist, wenngleich im Allgemeinen die Handlung sich meist ziemlich lose aufbaut. Die Hauptsache ist, daß nichts Frivoles vorkommt, und daß das Laster, wenn es sich zeigt, bestraft wird. Kein Wort eines Stückes darf gegen Anstand, Sitte und guten Ton verstoßen, sonst trifft das Strafgesetz den Bühnendichter mit schwerer Buße.

Der Wächter des Himmelsthores.

Die Charakterisirung ist meist sehr scharf, auf den Dialog wird vom Autor weniger Werth gelegt; sehr oft sind den Schauspielern sogar nur die Stichworte und ihre eigenen Anfangsworte vorgeschrieben, während ihnen überlassen bleibt, das Dazwischenliegende im Sinne der Tendenz des Stückes zu gestalten.

Namentlich in den historischen Stücken ist die Handlung

durchweg eine sehr lebhafte, zu deren Verkörperung das gesammte Personal aufgeboten wird. Heere, Aufzüge von Fürsten, Staatsmännern und Generalen kommen in rascher Folge durch die eine Thür auf die Bühne, um durch die andere wieder zu verschwinden. Jetzt ertheilt der Herrscher

Zwei Prinzen, in einem Stück Dame spielend.

eine Audienz, um dann mit seinem Heere in's Feld zu ziehen. Gräßliche Verbrechen werden vorgeführt und die Zuschauer durch die wildesten Ausbrüche der Leidenschaft erschüttert.

Während in einer Ecke zwei Prinzen bedachtsam Dame spielen, tobt ein König in dem Gemach umher, Alles mit wüsten Flüchen und Schwüren bedräuend; wilde Jäger, der Donnergott und allerlei Dämonen stürmen herein, und

die unabläſſig dazu erſchallende ſchrille Muſik trägt weſentlich dazu bei, das Publikum in Aufregung zu verſetzen. —

Für das beſte unter allen ihren Dramen halten die Chineſen ſelbſt ein Stück, das „Loke-Kwog-Fong-Shung" heißt und die Gründung des chineſiſchen Kaiſerthums durch

Ein wilder Jäger.

den erſten Miniſter Shung, mehrere hundert Jahre vor Chriſti Geburt, behandelt. Die Hauptperſon iſt dieſer Miniſter, der faſt allein redet, um den Zuſchauern mitzutheilen, wie er bei der Prüfung den erſten Grad erhalten und dann ſeinem Lande hervorragende Dienſte geleiſtet habe. Es fehlt dem Stücke faſt gänzlich an Handlung, aber die prächtigen Aufzüge der darin vorkommenden ſechs

Könige und ihrer Gemahlinnen entzücken jedesmal die Zuſchauer in hohem Grade.

In den Intriguenluſtſpielen fehlt es aber auch nicht

Der Donnergott.

an fein erſonnenen, ſpannenden Situationen, und dem Helden eines Stückes, der gegen des Schickſals Tücke ſchwer ankämpfen muß, folgt das Publikum ſtets mit athemloſer Spannung auf ſeinem Lebenswege, bis der ſchließliche gute

Ausgang mit einem befriedigten „Hoi! Hoi!“ aufgenommen wird.

Seine Beifallsbezeugungen äußert das Publikum nicht durch Blumen und Kränze — das ſogenannte „Gemüſe des Ruhmes“ fehlt durchaus auf dem chineſiſchen Theater. Wenn aber ein bezopfter „Sonnenthal“ oder „Mitterwurzer“ ſich ganz beſonders hervorgethan hat, ſo wird ihm auf offener Scene von einem Diener ein dampfender, lieblich duftender Schweine- oder Puterbraten überreicht. Seinen Dank gibt der Mime dann ſpäter durch große Buchſtaben kund, die er auf eine Tafel malt. Für jeden Hervorruf endlich hat der chineſiſche Bühnenkünſtler von ſeinem Direktor einen Betrag in der Höhe von zwei Franken zu fordern.

Magenkrankheiten.

Populär-medizinische Skizze von **Dr. Fr. Parkner.**

(Nachdruck verboten.)

Zu den verbreitetsten krankhaften Erscheinungen, die sich bei dem Menschen einstellen, gehören unstreitig die Magenleiden, denn es dürfte wenig Menschen geben, die nicht schon wiederholt in ihrem Leben wenigstens an einer krankhaften Verstimmung des Magens gelitten hätten.

Die Häufigkeit der Magenleiden läßt sich leicht erklären. Der Magen ist dasjenige Organ des menschlichen Körpers, welches unausgesetzt arbeiten muß. Auch wenn die übrigen Theile unseres Körpers sich ausruhen, wenn wir weder eine körperliche, noch eine geistige Arbeit verrichten, so müssen wir doch essen und trinken, und nöthigen deshalb den Magen zu seiner Verdauungsthätigkeit. Es kommt aber noch ein anderer Umstand hinzu, der die Magenleiden vermehren hilft. Das ist die geringe Rücksicht, die im Allgemeinen auf das Wohlbefinden des Magens genommen wird. Kalte und warme Speisen und Getränke von der verschiedensten Zusammensetzung werden oft dem Magen in schneller Aufeinanderfolge zugemuthet und das nicht selten in Mengen, die das Nahrungsbedürfniß weit übersteigen. Unter diesen Umständen ist es dann nur zu natürlich, wenn der Magen von einer ganzen Reihe von krankhaften Erscheinungen heimgesucht wird.

Beginnen wir zunächst mit der ungefährlichsten Magen-

krankheit, dem akuten Magenkatarrh, den man gemeinhin als „verdorbenen Magen" zu bezeichnen pflegt. Derselbe entsteht durch eine einmalige Reizung der Magenschleimhaut, zumeist im Ausgangstheile des Magens, die sich durch Lockerung, Schwellung, Röthung und Absonderung von Schleim kenntlich macht. Der akute Magenkatarrh ist, wie bemerkt, unschuldiger Natur, das verhindert aber nicht, daß er bekanntermaßen recht lästig empfunden wird.

Wie alle Krankheiten, so läßt sich der Magenkatarrh nur dann vermeiden, wenn wir die Ursache seines Entstehens kennen. Diese ist fast ausnahmslos ein Diätfehler. Zu diesen gehört aber nicht nur die Ueberladung des Magens mit allzu vielen und zu verschiedenen Speisen, sondern auch die Einführung schwer oder gar nicht verdaulicher Stoffe. So gehören zu den schwer verdaulichen Nahrungsmitteln fette Speisen, wie der schmackhafte Schweinebraten und fette Kuchen aller Art. Gerade gegen fette Speisen sind gewisse Personen besonders empfindlich, während sie andere, sonst wegen der von ihnen bewirkten Verdauungsstörungen berüchtigte Nahrungsmittel gut vertragen. Auch sehr massige und wenig lockere Gerichte, wie Klöse, Puddings, grobes Brod und seifige Kartoffeln bilden öfters die Ursache des akuten Magenkatarrhs. Ferner sind schwer verdaulich die nährkräftigen Hülsenfrüchte.

Aber auch uns sonst ganz zuträgliche Genußmittel können zu Magenverderbern werden, wenn wir sie nämlich zu heiß oder zu kalt zu uns nehmen. Im Winter kann uns eine heiße Tasse Kaffee oder ein heißer Teller Suppe und im Sommer ein kaltes Glas Bier den unleidlichsten Magenkatarrh zuziehen, wenn wir diese Flüssigkeiten zu hastig zu uns nehmen. Mehr noch aber als zu hohe oder niedrige Temperaturen von Speisen und Getränken vermögen chemische Reize in Form von zu stark gewürzten oder in Zersetzung begriffenen Nahrungsmitteln die Magenschleim-

haut schädlich zu beeinflussen. Wenn man sieht, welche Unmengen von Salz, Pfeffer und Senf manche Menschen zu ihren Speisen verwenden, so ist es eigentlich ein Wunder, daß sie nicht noch häufiger am Magenkatarrh zu leiden haben. Gerade solche Gewürzliebhaber fragen sich dann oft, was wohl der Grund von ihren Magenbeschwerden sein könne, und finden darauf keine Antwort, weil alle verzehrten Speisen, die sie in Gedanken durchgehen, bis auf die starke Würzung, auf die man nicht verfällt, in der That auch unschädlich sind. Schließlich sei noch erwähnt, daß auch das Uebergehen einer oder mehrerer Mahlzeiten einen Magenkatarrh zeitigen kann. Das Uebergehen oder Hinausschieben der Mahlzeiten ist häufig bei Geschäftsleuten die Ursache von Magenstörungen, da diese infolge ihres Berufs oft behindert sind, eine regelmäßige Tischordnung einzuhalten. Als äußeres Zeichen dafür, daß der Magen aus seiner Ordnung gerathen ist, bemerkt man dann, wenn die Mahlzeit über die gewohnte Zeit hinausgeschoben worden ist, das Verschwinden des Appetits.

Wer daher öfters an akutem Magenkatarrh leidet, wird, wenn er über die angeführten Ursachen Umschau hält, vielleicht in der einen oder anderen den wahren Grund seiner Beschwerden entdecken und sich durch Vermeidung desselben in Zukunft vor ihnen zu schützen wissen, während er bisher sich immer auf einer falschen Fährte befand und infolge dessen trotz aller Vorsicht stets wieder ihnen zum Opfer fiel.

Die Symptome des Magenkatarrhs sind bekannt. Die Appetitlosigkeit, der reiche Belag der Zunge mit dem ausgesprochenen Gefühl der Trockenheit im Munde sind ein Zeichen, daß gleichzeitig ein Mundkatarrh besteht. Der fade Geschmack alles Genossenen, sowie das brennende Gefühl im Rachen, das mit dem Namen Sodbrennen bezeichnet wird, bekunden das Vorhandensein einer abnormen Gährung im Magen.

Sorgfältige Diät, in stärkeren Fällen sogar Fasten während eines oder zweier Tage, sowie Beschränkung der Flüssigkeitszufuhr sind das sicherste Mittel zur Erholung der angegriffenen Schleimhaut. Für gewöhnlich genügt früh und Abends Thee, nur mit etwas Milch oder Zwieback, und Mittags Schleimsuppe aus Gries oder Mehl. Als Getränk eignet sich am besten frisches Wasser oder Selterswasser. Gegen Uebelkeit und Erbrechen wirkt gut das Verschlucken von Eisstückchen, während gegen etwaige heftige Magenschmerzen Breiumschläge aus Roggenmehl vortreffliche Dienste leisten. Erst wenn alle Krankheitserscheinungen verschwunden sind, darf man wieder zu Fleisch und festerer Kost übergehen.

Gewöhnlich hält der Magenkatarrh nur wenige Tage an, zuweilen dauert er aber auch durch die häufige Wiederholung der Reizwirkungen längere Zeit an und gestaltet sich dann zum chronischen Magenkatarrh. Dieser chronische, langwierige Magenkatarrh kann aber auch von vornherein entstehen und namentlich durch Alkoholmißbrauch. Es ist dazu nicht nöthig, daß Jemand täglich große Massen von Bier oder auch Branntwein trinkt, sondern auch kleinere Mengen des letzteren, Tag für Tag regelmäßig genossen, reichen aus, um einen chronischen Magenkatarrh hervorzurufen. Selbst die sogenannten Frühstücksschnäpschen sind nach zahlreichen Beobachtungen bei empfindlichen Naturen genügend, da sie in regelmäßiger Wiederkehr die Schleimhäute des Magens reizen, dieses Magenleiden herbeizuführen.

Die Symptome des chronischen Magenkatarrhs sind im Großen und Ganzen dieselben wie beim akuten Magenkatarrh, nur daß sie eben nach der Natur der Sache nicht nach einigen Tagen wieder zurückgehen, sondern sich über eine längere Zeit, nach Umständen über Jahre, erstrecken. In vielen Fällen erfolgt Erbrechen kurz nach der Mahlzeit

oder wenige Stunden darauf; regelmäßig nach dem Aufstehen am Morgen bei Trinkern. Zur Beseitigung des chronischen Magenkatarrhs sind strenge diätetische Maßregeln das einzige Mittel. Vor Allem ist eine späte Einnahme der Abendmahlzeiten unbedingt zu vermeiden, da an chronischem Magenkatarrh Erkrankte während des Schlafes fast gar nicht verdauen, und die aufgenommenen Speisen darum ohne Weiteres einer abnormen Gährung verfallen. Sodann ist streng auf regelmäßige Einnahme der Mahlzeiten, auf genügende Zerkleinerung und mäßige Temperatur der Speisen zu achten. Die viel verbreitete Gewohnheit des hastigen Essens muß aufgegeben und den übeln Folgen eines schadhaften Gebisses durch künstlichen Zahnersatz abgeholfen werden. Hinsichtlich der Diät soll der Kranke trotz Innehaltung gewisser Vorschriften nur seiner persönlichen Geschmacksrichtung und Neigung Rechnung tragen und sich nicht zwingen, auch noch so geeignete Speisen zu sich zu nehmen, wenn sie ihm widerstehen.

Im Allgemeinen sind die durch ihre chemische oder mechanische Beschaffenheit reizenden Speisen zu vermeiden, also alle sauren, stark gesalzenen und gewürzten Nahrungsmittel, sodann alle fetten Stoffe, weil durch die fettige Umhüllung die Einwirkung des Magensaftes beeinträchtigt wird, ferner die verholzten Gemüse, die Kohlarten und Mehlspeisen. Denn gerade die letzteren geben infolge ihres Stärkegehaltes einerseits das Material ab, das so leicht der mit Recht gefürchteten Gährung Vorschub leistet, andererseits ist die Menge, in der sie zugeführt werden müssen, um den Stoffwechsel zu decken, häufig zu groß, um von dem Magensaft bewältigt und verdaut zu werden, und hieraus ergibt sich dann eine reichliche Gelegenheit zur Stauung und Zersetzung. Frisches oder schwarzes Brod ist schädlich, gut vertragen wird dagegen Zwieback. Erfahrungsgemäß ist auch der Kaffee bei chronischem Magenkatarrh von nachtheiligem Ein-

Digitized by Google

fluß auf die Schleimhaut, weshalb er am besten durch Thee mit etwas Milch ersetzt wird. Es dürfen daher genossen werden einfache, nicht mit Mehlzusatz hergestellte Suppen, Eier und die weicheren Fleischsorten, wie Kalbfleisch, junges, aber nicht fettes Geflügel und Wild. Alles das stets in geringer, durch die Wage zu kontrolirender Menge. Man esse stets nur wenig auf einmal, dafür aber öfter. Das Uebel ist sehr lästig und langwierig, und setzt die Geduld des Kranken wie des Arztes auf eine harte Probe.

Auf Grund des chronischen Magenkatarrhs kann sich zuweilen ein anderes Magenleiden, die Magenerweiterung entwickeln, indem das Gewebe der Magenwand aufgelockert, die Muskulatur weniger widerstandsfähig, und die Magenbewegung träg und unzureichend wird, wodurch naturgemäß die Austreibung der Speisen nur in unvollständiger Weise vor sich gehen kann, und nun eine Erweiterung der Magenwand erfolgt. Die Erweiterung betrifft gewöhnlich nur den unteren Theil des Magens, mitunter allerdings so stark, daß er sich in einem großen Bogen über den ganzen Unterleib bis in das kleine Becken hinein ausspannt, während unter normalen Verhältnissen der Magen nie bis unter den Nabel hinabreicht. Die Erweiterung des Magens bedingt eine Zurückhaltung der genossenen Speisen, die, weil sie in der tiefen Ausbuchtung desselben liegen, nur zu einem Theil durch den Ausgang des Magens in den Darm gelangen können und nun im Magen abnorme Gährungen eingehen. Die Folge davon ist Erbrechen. Das Erbrechen stellt sich meist aber erst dann ein, wenn durch die über mehrere Tage sich fortsetzende Anhäufung der Magen auf's Höchste ausgedehnt ist. Ohne die dem Brechakt sonst anhaftenden Beschwerden werden dann zur großen Erleichterung des Kranken bedeutende, arg saure und häufig schäumende Massen entleert. Allgemeinerscheinungen, wie Appetit-

losigkeit, Vollsein und Druck in der Magengrube gesellen sich dazu. Ferner wird durch infolge der Gährungen immer wieder von Neuem gebildete Gase das Zwerchfell nach oben gedrängt, wodurch häufig Athemnoth und Beklemmung hervorgerufen wird. Desgleichen tritt bei dem nahezu gänzlichen Fehlen der Aufsaugung des Speisebreies und dem andauernden Erbrechen heftiges Durstgefühl auf, das durch ein unaufhörliches, ein beständiges Gefühl von Trockenheit und Prickeln im Rachen erzeugendes Aufstoßen noch verstärkt wird. Sehr bezeichnend für die Magenerweiterung sind eigenthümlich polternde oder plätschernde Geräusche, die als Folge einer Wellenbewegung in dem mit Flüssigkeiten und Gasen angefüllten Magen bei einer Hin- und Herbewegung desselben aufzutreten pflegen. Oft fällt bei der Besichtigung auch eine starke Ausdehnung und Hervortreibung in der Nabelgegend auf.

Die Behandlung richtet sich in erster Linie gegen die Anstauung der Speisen und ihre Zersetzung. Werden nämlich die angestauten Massen immer zur rechten Zeit entleert und wird eine weitere Ansammlung und Gährung verhindert, so fallen damit die Schädlichkeiten fort, die der Magenerweiterung immer wieder Vorschub leisten und sie erhöhen. Daher muß eine Säuberung des Magens vorgenommen werden. Dies geschieht dadurch, daß man durch die Speiseröhre einen einfachen Heber, an dessen Ende sich eine Sonde aus weichem Gummi befindet, in den Magen einführt. Es wird durch ihn so lange lauwarmes oder auch kaltes Wasser, wenn man die Magenwand zu einer Zusammenziehung anzuregen beabsichtigt, in den Magen geleitet, bis das rückfließende Wasser vollständig klar erscheint. Dann ist die Ausspülung sorgfältig vorgenommen, und es sind dann alle Gährungsvorgänge unmöglich gemacht. Der Eingriff muß natürlich zuerst vom Arzt ausgeführt werden, bald sind aber die Patienten bei gehöriger

Anleitung so geschickt, daß sie die Prozedur, die am zweckmäßigsten anfänglich täglich, später jeden zweiten Tag wiederholt wird, selbst vornehmen können. Auch hier ist die Diät besonders zu regeln. Die Kost muß leicht verdaulich sein, einen sehr geringen Rauminhalt umfassen und möglichst wenig oder gar keine gährungsfähigen Stoffe enthalten. Man hat daher die Hülsenfrüchte und zuckerhaltigen Stoffe zu vermeiden und sich hauptsächlich auf Fleischkost in den leicht verdaulichen Formen zu beschränken. Den entschiedensten Nutzen bringt eine trockene Kost. Daher ist die Flüssigkeitszufuhr von Suppen und Getränken auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen.

Veranlassung zur Magenerweiterung kann auch ein Magengeschwür geben, wenn es sich nämlich am Ausgang des Magens in den Darm, am sogenannten Pförtner, bildet. Dadurch wird eine Verengerung der Passage bewirkt, die den Durchtritt des Speisebreies erheblich hemmen kann. Die Größe der Magengeschwüre, die aber auch ohne Magenerweiterung häufig auftreten, schwankt zwischen dem Umfang einer Linse und eines Fünfmarkstückes, doch hat man auch Magengeschwüre von der Ausdehnung eines Handtellers und darüber aufgefunden. Magengeschwüre von geringerer Ausdehnung kommen vielfach, und ohne besondere Merkmale zu hinterlassen, von selbst zur Heilung. Ein nicht geringer Theil der größeren heilt zwar ebenfalls, hinterläßt jedoch mehr oder weniger hochgradige narbige Zusammenziehungen, die dann eine Verengerung an der betreffenden Magenparthie nach sich ziehen. Zeigt das Magengeschwür keine Neigung zur Heilung, so dringt es unaufhaltsam in die Tiefe, zerstört die Magenwand und kann in den Bauchraum durchbrechen. Allerdings wird diese Möglichkeit meist dadurch verhindert, daß, bevor das Geschwür die äußere Oberfläche des Magens erreicht, an der bezüglichen Stelle eine theilweise Bauchfellentzündung entsteht, wodurch

eine Verwachsung der äußeren Magenwand mit den benachbarten Organen eintritt, und der drohende Durchbruch verhindert wird. Auf diese Weise bilden sich Verwachsungen mit der Bauchspeicheldrüse, mit der Milz, der Leber, einem anliegenden Darmstück und sogar mit der vorderen Bauchwand.

Die Entstehungsursachen sind in allen Fällen noch nicht vollständig aufgeklärt. Wahrscheinlich spielen Störungen im Blutumlauf, besonders gewisse Stauungsvorgänge, eine Rolle, wozu dann die Wirkung des Magensaftes tritt, der das absterbende Schleimhautgewebe verdaut. Besonders empfänglich für dieses Leiden ist das jüngere Alter und namentlich das weibliche Geschlecht, das einen weitaus höheren Bruchtheil als die Männer zu dieser Krankheit zu stellen pflegt. Das Kindesalter und das höhere Alter bleibt von dem Leiden fast gänzlich verschont.

Die Beschwerden sind zuweilen so gering, daß die Kranken gar nicht die Hilfe des Arztes aufsuchen. Das Verlangen nach Speise ist dann vollkommen befriedigend, ja es kann mitunter noch gesteigert sein. In der Regel treten allerdings Appetitmangel, Aufstoßen, Erbrechen auf. Sehr bestärkt wird die Annahme von dem Vorhandensein eines Magengeschwürs durch häufig nach Nabel, Brust und Armen ausstrahlende Schmerzen, die durch Druck auf eine ganz bestimmte, umschriebene Stelle merklich hervortreten und sich steigern. Sie halten bis zu zwei Stunden an. Gesellt sich dazu Blutbrechen, so ist an einem Magengeschwür nicht zu zweifeln. Gewöhnlich wiederholt sich die das Blutbrechen bedingende Magenblutung gleich innerhalb weniger Tage.

Das Magengeschwür verheilt zuweilen in einigen Wochen, mitunter zieht es sich aber auch viele Monate lang hin. Da man auf den Magen nicht unmittelbar einwirken, und er ebenso wenig völlig ruhig gestellt werden kann, weil

ſonſt die Kranken mehrere Wochen hungern müßten, ſo muß mit um ſo größerer Strenge die Vermeidung aller derjenigen Nahrungsmittel beobachtet werden, welche durch ihre Beſchaffenheit größere Anforderungen an die Thätigkeit des Magens ſtellen. Die Ernährung des Kranken hat ſich daher auf flüſſige Nahrung zu beſchränken, die anfangs nur aus dünnem Thee, aus entfetteten, ſchleimigen Fleiſchſuppen, aus Fleiſchbrühe und aus rohem oder weich gekochtem Eidotter beſtehen darf und möglichſt kühl verabreicht werden muß. Nach drei bis vier Wochen darf man dann beim Nachlaß der Erſcheinungen allmälig zu anderen, leicht verdaulichen Speiſen übergehen, wozu Milchſpeiſen, gekochtes junges mageres Geflügel und geſchabtes, aber nicht gewürztes Rindfleiſch gehören. In den ſich daran ſchließenden Wochen können dieſelben Fleiſchſpeiſen in gebratenem Zuſtande gegeben werden. Zu dieſem Zeitpunkt darf der Kranke auch etwas leichten Wein oder ein wenig gutes Bier genießen. Beſſer iſt es aber, er läßt das ganz, wie bei allen Magenkrankheiten. Grundſätzlich ſoll der Kranke am Abend nur flüſſige Nahrung geraume Zeit hindurch zu ſich nehmen. Einen wohl verdienten Ruf hat ſich beim Magengeſchwür die ausſchließliche Milchdiät erworben. Die Milch wird, falls ſie vertragen wird und nicht Widerwillen erregt, gekocht genoſſen und, um ſtörende Gerinnungen im Magen zu verhindern, ſehr oft und nur immer in kleinen Mengen genommen.

Wenden wir uns ſchließlich zu der gefürchtetſten Magenkrankheit, zum Magenkrebs. Der Magen wird von allen Organen und Geweben des Körpers überhaupt am häufigſten vom Krebs befallen. Der Sitz des Magenkrebſes iſt meiſtens die Verbindungsſtelle zwiſchen Magen und Darm, der ſogenannte Pförtner, den er gewöhnlich ringförmig umgibt. Der Magenkrebs kann in verſchiedenen Abarten auftreten, ſo daß man ihn als Bindegewebskrebs, mit derber, faſeriger

Beschaffenheit, als Markschwamm, mit weichem, an graulichem Saft reichen Gewebe, und als Gallertkrebs, mit körnigem, gallertartigem Aussehen, bezeichnet. Diese Arten gehen aber vielfach ineinander über oder bestehen gleichzeitig nebeneinander, so daß beispielsweise die Geschwulst zum Theil faserigen, zum Theil gallertigen Charakter tragen kann. An den oberflächlichen Parthien des Krebses tritt zudem außerordentlich schnell eine Zersetzung ein, die zur Geschwürbildung führt. Kann schon der einfache Magenkrebs, namentlich beim Sitz am Pförtnertheil, den Magenraum bedeutend verengern und dadurch die gefährlichsten Folgezustände bedingen, so birgt das Krebsgeschwür mit seinen charakteristisch wallartig und pilzförmig aufgeworfenen Rändern, mit seinem zerklüfteten, mißfarbig grauschwärzlichen Grunde und seiner ausgesprochenen Neigung zur Ausdehnung eine noch viel größere Gefährdung des Gesammtorganismus in sich, da es sowohl durch Annagung von Blutgefäßen zur Entstehung von Blutungen Anlaß geben kann, als auch die Entwickelung von krebsigen Neubildungen in benachbarten Organen des Körpers, am häufigsten in der Leber, dann in der Bauchspeicheldrüse, dem Netz, dem Bauchfell, der Milz und den Nieren befördert, indem krebsige Geschwürtheilchen mit der Blutbahn fortgeführt und nach diesen Körpertheilen verpflanzt werden.

Für die Entstehung des Magenkrebses wirkt, wie bei allen Krebsen, das höhere Alter begünstigend ein. Besonders kommt der Zeitraum von 35 bis 65 Jahren in Betracht. Die Versuche, die Krebsbildung auf Bakterien oder andere Mikroorganismen zurückzuführen, haben bis jetzt noch kein Ergebniß gezeitigt. Dagegen steht fest, daß sich der Magenkrebs leicht auf dem Boden eines chronischen Magenkatarrhs, eines Magengeschwürs oder dessen Narbe entwickelt. Daß ungeeignete Nahrung, wie überreichliche

Zufuhr von pflanzlichen Stoffen und verholzten Gemüsen, mit der Zeit ebenfalls den Anlaß zum Magenkrebs liefern können, darf ebenso als zweifellos angesehen werden. So beobachtete man in einem Theil der bayrischen Oberpfalz, wo Kartoffeln, Sauerkraut und grobes, aus Roggen und Hafer hergestelltes Schwarzbrod zu den Hauptnahrungsmitteln gehören, eine auffallend häufige Erkrankung an Magenkrebs, und ähnliche Wahrnehmungen machte man auch anderwärts.

Die Symptome sind zuweilen in der ersten Zeit nur gering, dennoch fehlen niemals die allgemeinen Zeichen einer gestörten Verdauung. So hat man auch neuerdings dargethan, daß gerade beim Magenkrebs die freie Salzsäure im Magensaft fast regelmäßig dauernd fehlt, und daß überhaupt bedeutende Veränderungen in der chemischen Zusammensetzung des Magensaftes, sowie eine gestörte Aufsaugungsfähigkeit der Schleimhaut sich ausbilden. Aus der Untersuchung des Magensaftes auf freie Salzsäure ist heute dem Arzt ein wichtiges Mittel zur Erkennung des Magenkrebses erwachsen. Regelmäßig zeigt sich Erbrechen. Das Erbrochene hat häufig wegen kleinerer Magenblutungen eine kaffeesatzartige oder chokoladene Färbung. Sehr bedeutsam ist ferner das Fühlbarwerden einer knolligen Geschwulst in der Magengegend. Außerdem bleiben Schmerzen mit nagendem, bohrendem und stechendem Charakter nicht aus, die nach der Mahlzeit und auf Druck zunehmen, aber nicht so heftig sind, wie beim Magengeschwür.

Die Dauer des Bestehens eines Magenkrebses schwankt zwischen einem Monat und zwei Jahren. Der Ausgang ist bekanntlich ungünstig. Ein Mittel zur Bekämpfung der Krankheit steht bis jetzt der Wissenschaft noch nicht zur Verfügung. Sie muß sich damit begnügen, durch schmerzstillende Medikamente und geeignete Diät das Leiden des Kranken nach Möglichkeit zu lindern und ihm das Leben nach

Kräften zu verlängern. Auch die ſogenannte Magenreſektion, d. h. die Ausſchneidung des erkrankten Magentheiles, iſt ein chirurgiſches Kunſtſtückchen, das nur ſelten zum Ziele führt. Die Kranken bekommen meiſt nach kurzer Zeit einen Rückfall und ſterben doch. Alles, was wir thun können, iſt, das Entſtehen eines Magenkrebſes durch geeignete Diät zu verhindern.

Wenn auch die leichteren Formen der Magenkrankheiten häufig von ſelbſt wieder vergehen, ſo ſollte man ſie doch nicht für zu gering achten. Denn, wie erwähnt wurde, es gehen aus ihnen nicht allzu ſelten auch bedenklichere Magenleiden hervor. Daher ſollte man auch hier, wenn die Beſchwerden ſich öfters wiederholen und läſtiger werden, nicht zögern, den Rath des Arztes einzuholen, weil bei einer zeitigen ſachgemäßen Behandlung ſich bedrohlicheren Erſcheinungen noch erfolgreich vorbeugen läßt.

Antike und moderne Faustkämpfer.

Ein Kapitel aus der Geschichte des Sports.

Von

Signor Saltarino.

Mit 2 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Faustkampf entstammt dem frühesten Alterthum, denn lange vor Verfertigung aller Waffen mußten sich die Menschen der Fäuste als natürliche Vertheidigungsmittel bedienen. Besonders die alten Griechen hatten den Faustkampf zu einer förmlichen Wissenschaft erhoben, die ebenso gelehrt wurde wie Philosophie und die schönen Künste. Auf den Gymnasien ließen sich die Jünglinge darin von kundigen Lehrern unterweisen, die mit allen „Tricks" und Finten dieser rohen und ungeschliffenen Kunst vertraut waren. Bei allen öffentlichen Lustbarkeiten, religiösen Festen und Leichenbegängnissen traten auch Faustkämpfer auf.

Die besten Faustkämpfer der Griechen kamen aus Arkadien, Aegina und Rhodus. Von der letztgenannten Insel stammte auch der von Pindar besungene Diagoras, der seinen Geist aushauchte, nachdem man ihm den Sieg seiner beiden Söhne im Faustkampfe gemeldet hatte.

„Stirb, Diagoras, denn es bleibt Dir nichts mehr zu wünschen übrig!" rief ihm ein Lacedämonier zu.

Und der alte Faustkämpfer starb glücklich und stolz.

Es würde uns hier zu weit führen, die von Homer beſungenen Kämpfe zwiſchen den griechiſchen Athleten zu ſchildern, nur des Kampfes ſei Erwähnung gethan, der bei den nemeiſchen Spielen in Argolis zwiſchen Kreugas aus Epidamnus und Damoxenos aus Syrakus ſtattfand. Der Kampf zwiſchen dieſen Beiden drohte bis in die Nacht hinein zu dauern, und darum kamen die Athleten überein, ſich beiderſeits gegen die Streiche nicht mehr zu decken. Während der Eine ſchlug, blieb der Andere unthätig ſtehen. Kreugas ſchlug zuerſt, und ſeine Fauſt fiel wie ein eiſerner Hammer auf das Haupt des Gegners. Jetzt kam die Reihe an dieſen. Er winkte dem Kreugas, ſeine Hände über dem Kopf zu erheben, ſtreckte dann ſeine mit langen, ſpitzen Nägeln verſehenen Hände vor und ſtieß dieſe blitzſchnell in den Unterleib des Gegners, um deſſen Eingeweide zu faſſen und in die Arena zu ſchleudern. Kreugas gab ſofort ſeinen Geiſt auf, während Damoxenos vom Spielplatz gewieſen wurde, weil er ſich eines unerlaubten Kniffes bedient hatte.

Von den Griechen übernahmen die Römer den Fauſtkampf, der beſonders unter dem Kaiſer Titus gepflegt wurde. Mit dem Untergang des römiſchen Kaiſerreiches verſchwand dieſer Sport auf Jahrhunderte, um erſt wieder im Mittelalter bei den Engländern als „boxing“ aufzutauchen. Dieſe brachten in die Boxkunſt gewiſſe, theilweiſe noch heute geltende Regeln, die der geſchickte Profeſſionalboxer Jack Broughton am 10. Auguſt 1743 aufſtellte und ſich von hervorragenden Amateuren beſtätigen ließ.

Dieſer Broughton war der erſte offizielle „Champion of England“, der an dem greiſen Sohne des Königs Georg II., dem Herzog von Cumberland, einen einflußreichen Beſchützer hatte. Broughton fand jedoch bald einen ihm überlegenen Gegner, und zwar in dem Amateurboxer Slack. Er war ſeines Zeichens ein Schlächter, gerieth mit

dem Champion bei dem Pferderennen in Hounslow in Streit und ſandte ihm darauf eine Herausforderung. Der Kampf fand am 10. April 1750 ſtatt, und zwar ſtanden die Wetten zu Gunſten des Meiſterſchaftsboxers Eins gegen Zehn. Im Anfang war Broughton im Vortheil, bald aber wendete ſich das Bild, als er von Slack einen Streich zwiſchen die Augen erhielt.

Der Champion ſchlug in die Luft — er war erblindet!

Slack verdiente bei dieſem Kampfe neben dem Titel des Champion, der nun auf ihn überging, über 600 Pfund Sterling (12,000 Mark). Broughton aber ſtarb arm und verlaſſen am 8. Januar 1789 in London. Der Vater der „edlen" Boxerei liegt auf dem Kirchhofe zu Lambeth begraben.

Nach Slack bekam den Titel eines „Champion of England" im Jahre 1783 Tom Johnſon, ſodann John Jackſon, der beſonders „elegant arbeitete" und daher den Beinamen Gentleman-Boxer erwarb. Lord Byron, ebenfalls ein eifriger Boxer, rühmt ſich an mehreren Stellen in ſeinen Werken, dieſen eleganten Athleten als Lehrer gehabt zu haben.

Wie hoch im Laufe der Jahre das Anſehen der Boxkunſt im engliſchen Volke ſtieg, davon kann man ſich kaum einen Begriff machen. Selbſt ein „goldenes Buch der Boxerei" erſchien, fünf dicke Bände, in welchem die Geſchichte und Theorie des Fauſtkampfes gelehrt wird. (Peter Egan, „Boxiana or sketches of ancient and modern pugilism", London 1824.) Der Boxer findet darin Alles, was er wiſſen muß, um ſeinen Gegner mit Leichtigkeit zu überwältigen. Selbſtverſtändlich kann die reine Kraft nie genügen, wenn ſie auch zur Durchfechtung des Kampfes unbedingt erforderlich iſt.

Das „Training" der Muskeln, das Balancehalten, das Wiſſen der Theorie vom Schwerpunkte (man muß die

Beine in schicklichem Verhältnisse auseinanderhalten, das linke Bein ein wenig über das rechte hinaus, während der linke Arm als Schild dient, um sich gegen die Schläge zu decken) — das Alles wirkt beim Boxkampfe mit, wenngleich die wenigsten Boxer nach der grauen Theorie „arbeiten" dürften, sondern sich instinktiv nach der Sachlage des Augenblicks richten.

Die gefährlichsten Hiebe sind nach dem oben erwähnten Buche diejenigen unter das Ohr, zwischen die Augenbrauen und auf den Magen. Der Schlag zwischen die Ecke des linken Kinnbackens und den Hals ist der empfindlichste, weil an dieser Stelle Blutgefäße liegen, welche das Blut vom Herzen nach dem Kopfe leiten. Sobald das Blut in diesen Gefäßen infolge des heftigen Druckes in's Stocken geräth, entsteht eine Rückwirkung auf das Gehirn, wodurch Bewußtlosigkeit eintritt, während das Blut aus Ohren, Mund und Nase läuft. Das sprudelnde Blut nennen die Engländer „claret" (nach dem rothen Bordeauxwein).

Der Boxer, welcher zwischen die Augenbrauen trifft, ist seines Sieges so gut wie sicher, denn ein Druck, den zwei harte Körper, hier die Faust und das Stirnbein, aufeinander ausüben, verursacht, daß die Augenlider mit Blut unterlaufen; letztere, von sehr losem Gewebe und unfähig, der Blutergießung zu widerstehen, schwellen sogleich auf und verdunkeln das Auge. Unter solchen Umständen hat der betreffende Boxer mit seinem Gegner leichtes Spiel.

In gleichem Grade ist der Magen empfindlich. Es wird daher den Boxern empfohlen, sich nicht mit Speisen zu überladen, sondern vor Beginn des Kampfes nur eine kleine Herzstärkung zu sich zu nehmen, wodurch die Fibern des Magens gewissermaßen auf einen kleineren Raum zusammen gezogen werden.

So machte es auch der große Faustkämpfer Tom Crib, der im Anfang dieses Jahrhunderts der Champion von England war. Er wurde am 8. Juli 1781 zu Hankam an der Grenze zwischen Gloceſterſhire und Somerſetſhire geboren, ſo daß zwei Grafſchaften Englands ſich um die Ehre ſtreiten, als Geburtsland des Raufbolds gelten zu dürfen. Man hat vergeſſen, daß Crib nur ein Laſtträger war — man ſieht in ihm nur den unvergleichlichen Boxer.

Die Engländer ſind ſtolz auf ihren Landsmann, denn dieſer war es, der in zwei Treffen den Neger Molineux beſiegte, der eigens über das Meer gefahren kam, um ſich mit dem engliſchen Champion zu meſſen. Dieſer „unvergeßliche" Kampf fand am 10. Dezember 1810 zu Copthall-Common, Grafſchaft Eſſex, ſtatt und endete mit einer Niederlage des Schwarzen. Dieſer forderte Revanche. Nun entſtand unter den Anhängern dieſes Sports eine wahre Raſerei, und ſelbſt die Träger der berühmteſten Namen hielten es nicht unter ihrer Würde, dem Kampfe beizuwohnen. Er fand am 28. September 1811 in Thiſelton-Gab, Grafſchaft Rutland, ſtatt. Drei Monate vorher war Tom Crib von einem ſeiner hochadeligen Beſchützer in Beſchlag genommen und nach Schottland entführt worden, wo ihm ein angemeſſenes Training zu Theil wurde.

Am Abend vor dem großen Ereigniß war es nicht möglich, zwanzig engliſche Meilen in der Runde ein Bett zu erhalten, welchen Preis man auch bieten mochte. 20,000 Menſchen waren anweſend, um dem Match zuzuſchauen.

Aus dem Schlachtenbulletin des „Nationalkampfes" ſeien folgende Stellen entlehnt:

„. . . 18. Gang. Der Champion of England ſchlägt ſeinen Gegner mit der rechten Hand an den Leib. Molineux ſchlägt einen Kopfhieb nach; er erhält ſeinerſeits einen Schlag gegen die Stirn, daß er wankt, aber auch

Crib fällt bei dem heftig geführten Hiebe zu Boden. Beide sind im Zustande der äußersten Erschöpfung.

19. Gang. Es ist unmöglich, die Züge der Kämpfenden zu unterscheiden, so schrecklich entstellt sind ihre Gesichter. Der Unterschied der Farbe gestattet jedoch, sie auseinander zu halten. . . ."

Unter den Zuschauern erblickte man Generäle, Pairs, den Marquis v. Queensberry, Lord Yarmouth, Lord Pomfret, den General Grosvenor, Major Mellish, Hauptmann Barklay, der 10,000 Pfund Sterling gewann, denn sein Klient Crib trug den Sieg davon. Crib selbst gewann 400 Pfund. Auf die Kämpfer waren Wetten von mehr denn einer Million Pfund abgeschlossen worden. Ein Bäcker verspielte seinen ganzen Grund und Boden, sein Haus und seine Habe, nahezu 1700 Pfund Sterling. In mehreren Vierteln Londons brachen Aufstände aus, da das Volk nicht rechtzeitig den Ausgang des Kampfes erfahren konnte.

Crib's Rückkehr glich einem Triumphzuge. Ein Mitglied des Landadels fuhr ihm mit einer vierspännigen Equipage entgegen, und in allen Ortschaften, die der Boxer berührte, fand feierliche Begrüßung statt. In London selbst hatte der Jubel keine Grenzen. Man gab ein Bankett, bei dem Crib den Ehrensitz einnahm, er wurde von Lords angesprochen, angedichtet und man schenkte ihm endlich einen Becher im Werthe von 50 Guineen. Eine Subskription ergab sofort 80 Guineen. Auf dem künstlerisch gearbeiteten Becher war als Inschrift eine Stelle von Shakespeare angebracht: „Schmach dem, der zuerst rufen wird: Halt ein — es ist genug!"

Crib's Geschichte beweist unwidersprechlich, welche Leidenschaft das englische Volk für diese Art von Sport bewegt, die sich bis heute erhalten hat. In fast allen größeren Städten gibt es Boxerklubs und Institute, in

denen von bewährten „Professionals“ die Kunst gelehrt wird. Etwas ist das Boxen neuerdings zwar abgekommen, es findet aber immer noch als eine „mannhafte“ Leibesübung beredte Vertheidiger.

Dagegen ist heute Nordamerika das klassische Land des Boxens, wo auch die sogenannte Weltmeisterschaft ausgefochten wird, zu welcher sich immer der Champion von England stellen muß, welchen Titel jetzt Charley Mitchell innehat.

Dieser wurde am 21. November 1861 zu Birmingham geboren. Sein erster Boxkampf fand daselbst am 11. Januar 1878 mit dem Champion Bob Cuningham statt, den er in 50 Minuten besiegte. Sodann besiegte er am 22. November 1879 in 17 Minuten ohne Handschuhe in Wolverhampton C. Smithers und wenige Wochen später Bill Kennedy in London. Er blieb weiter Sieger in den Kämpfen mit Bill Gray, Tom Tully, Jack Burke und unterlag endlich am 10. März 1888 in 39 Gängen, welche über drei Stunden dauerten, dem Champion of the World John L. Sullivan. Dieser Kampf fand in Chantilly statt.

John L. Sullivan wurde geboren am 15. Oktober 1858 in Boston, Mass., stieg zum ersten Male am 24. Dezember 1880 in Cincinnati in den Ring, besiegte Steve Taylor und Jimmy Ellioth, und errang am 16. Mai 1881 mit seinem Sieg über Paddy Ryan die „Meisterschaft von Amerika“. In dem berühmten Match vom 7. September 1892, welcher in New-Orleans ausgefochten wurde, unterlag Sullivan nach 21 Runden dem aufstrebenden James J. Corbett, der mit seinem Siege „Champion pugilist of the World“, der Meisterfaustkämpfer der Welt, wurde.

Der neue Weltmeisterschaftsboxer wurde am 1. September 1866 von irischen Eltern in San Francisco geboren, und besiegte im Alter von 19 Jahren den „Professional“ Jack Burke. Er trat erfolgreich mit Joe

Choynski, Kilrain und Bud Renaud in den Ring und focht dann mit dem Australier Peter Jackson einen Match aus, der nach 61 Runden unentschieden blieb. Es war zu erwarten, daß Corbett nach seinem Siege über Sullivan seinen Titel bald zu vertheidigen haben würde.

Es meldete sich dann auch der bereits erwähnte Charley Mitchell, und dieser focht am 25. Januar 1894 zu Jacksonville in Florida jenen berühmten Kampf aus, der den Kennern der edlen Boxkunst als größtes pugilistisches Ereigniß des Jahrhunderts gilt.

Als zum ersten Male die Welt die Nachricht erhielt, daß der Engländer und der Vertreter Amerikas sich entschlossen hätten, zu erproben, wer von Beiden der Bessere sei, da regnete es von Seite der angesehensten Athletikerklubs der Neuen Welt und des alten Albions Anerbieten oft horrender Summen als Kampfpreis. Schließlich sollte der Kampf in Amerika ausgetragen werden. Während Alles im besten Gange war und der ersehnte Match schon feste Gestalt gewonnen zu haben schien, kam aber plötzlich die Nachricht, daß die Behörden die Abhaltung eines Kampfes, bei dem, wie dies leider der Fall, auch Blut fließen könnte, nicht gestatten würden. Die verschiedenen Vereine zogen einer nach dem anderen die gemachten Offerten zurück, und nur der „Duval Athletic Club" zu Jacksonville in Florida hielt sein Angebot aufrecht. Florida, so glaubte man, sei der Staat, wo man dem Kampf keine Hindernisse bereiten werde.

Aber es kam anders, unvorhergesehene Schwierigkeiten erhoben sich, der Gouverneur des Staates erklärte ganz entschieden, derartige Veranstaltungen mit Gewalt verhindern zu wollen. Kurz, es war im höchsten Grade noch bis zur letzten Minute vor Beginn des Kampfes ganz ungewiß, ob die Sache zu Stande gebracht werden könne. Der „Duval Athletic Club" aber setzte Alles daran, seine

James J. Corbett, der „Meiſterboxer der Welt".

Reunion auch wirklich abhalten zu können, und so kam denn der seit September 1892 beabsichtigte, stets verschobene Kampf endlich nach einer Verzögerung von mehr als einem Jahre zu Stande.

Bereits seit mehreren Wochen war Jacksonville mit Sportsmen aller Länder überfüllt, die sich von dem großen „Ereigniß" persönlich überzeugen wollten. Als am 25. Januar bekannt wurde, daß der Kampf an diesem Tage stattfinden würde, da drängte sich Alles in die Klubräume des „Duval Athletic", um Eintrittskarten zu kaufen; so groß war der Zuspruch, daß sich der Verein veranlaßt sah, den ohnedies nicht zu niedrigen Preis von 25 Dollars für den reservirten Sitz auf 35 Dollars zu erhöhen. Das erregte zwar den hohen Unwillen des Publikums, hinderte aber nicht, daß bereits Vormittags, trotz des strömenden Regens, der Platz vor der Arena von einer dichtgedrängten einlaßbegehrenden Menge erfüllt war, die dem recht starken Aufgebot von Schutzleuten ziemlich viel zu schaffen machte.

Unter den der Eröffnung Harrenden wurden natürlich die Aussichten der beiden Kämpen lebhaft erörtert, und trotz der „drangvoll fürchterlichen Enge", in der sich die einzelnen Individuen der sehr einem Heringfaß gleichenden Versammlung befanden, auch zahlreiche Wetten abgeschlossen.

Alles wettete meist nur auf Corbett, während merkwürdigerweise, gleichsam in Vorahnung der kommenden Dinge, sein Gegner Mitchell wenig Freunde und Nehmer fand.

Endlich wurde das Gebäude geöffnet, und was bereits Karten hatte, ergoß sich in den weiten Raum, der nach und nach schwarz vor Menschen wurde, besonders als der Regen knapp vor Beginn des Kampfes aufhörte. Unter den Zuschauern befanden sich auch zahlreiche Damen, die aber in — Männerkleidern erschienen waren, indem es

ja bekanntlich für Ladies höchst unanständig ist, einer derartigen Veranstaltung beizuwohnen.

Die englische Sportzeitschrift „Sporting Life" gab wenige Tage nach dem Kampfe eine charakteristische Schilderung desselben, nach der wir unseren Lesern die einzelnen Phasen des Schauspiels vorführen wollen:

Zehn Minuten nach zwei Uhr erschien Corbett in der Arena, die durch einen hohen Drahtzaun von dem Zuschauerraum abgegrenzt war, etwas später betrat Mitchell den Kampfplatz. Die beiden Matadore wurden mit frenetischem Applaus empfangen, namentlich aber erregte Corbett's Erscheinen den wildesten Enthusiasmus unter den Yankees. Die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, als ein Witzbold mit lauter Stimme Jedermann eine Wette von 100 Stück Ochsen gegen 5000 Dollars anbot, daß Corbett Sieger bleiben werde. Dieser Antrag verursachte ein minutenlanges Halloh. Nahezu lebensgefährlich wurde schließlich die Heiterkeit, als ein anderer Zuschauer allen Ernstes diese sonderbare Wette anzunehmen erklärte und den „Wippchen" von der Gallerie aufforderte, sein Vieh hereinzubringen.

Um 2¼ Uhr erschienen die Schiedsrichter, und der Obmann derselben forderte die beiden Champions auf, ihre Plätze einzunehmen, was diese denn auch thaten. Corbett trug ein Kostüm in den amerikanischen und irischen Farben, sowie leichte dunkle Handschuhe, während Mitchell solche von lichtem Leder benützte; im Uebrigen war er dunkel gekleidet. Vielfach bemerkt wurde, daß Beide sich nicht, wie üblich, als sie ihre Stellungen einnahmen, die Hände schüttelten. Der Obmann der Schiedsrichter forderte sie dann ausdrücklich hierzu auf, aber keiner von ihnen entsprach der Aufforderung.

Während die Richter sich noch besprachen, standen sich die beiden Rivalen unthätig Auge in Auge gegenüber

und boten dem Beschauer vorzügliche Gelegenheit zu Vergleichen. Mitchell sah dem ihm an Größe überlegenen Corbett gegenüber bei oberflächlicher Betrachtung ziemlich unterwerthig aus. Aber seine Muskeln waren ausgemeißelt wie an einer Statue, sein Nacken breit und kräftig, alles überflüssige Fett fehlte, kurz, man konnte merken, daß der Mann sich in „brillanter Kondition" befand. Noch mehr aber war der Ausdruck strotzender Kraft an dem amerikanischen Champion bemerkbar, der vermöge seiner schlanken und zugleich hohen, sehnigen Gestalt, sowie durch seine strotzenden, bei jeder Bewegung hervortretenden Muskeln allgemeine Bewunderung erregte.

Die Richter begaben sich nunmehr auf ihre Plätze, und einige Minuten später fing das Gefecht an. Auf das „Los!" avancirte Corbett sofort und rasch gegen den zuversichtlich lächelnden Engländer. Gleich zu Beginn zeigte sich die Ueberlegenheit des größeren Corbett. Sein Gegner brachte ihm zwar mehrere Stöße bei, der Vertreter Amerikas jedoch beherrschte die Situation vollkommen, wehrte einen meisterhaften Stoß des kleinen Engländers in seinen Nacken ebenso meisterhaft ab und beantwortete diesen Angriff mit einem blitzartig ausgeführten Hieb in das Gesicht Mitchell's, der diesen für einen Augenblick taumeln machte. Aber der Engländer nahm sich zusammen, und fort ging der Kampf in einer zweiten Runde.

Corbett ist wieder der agressive Theil und geht Mitchell sehr scharf an. Hin und her fliegen die Stöße. Mitchell versetzt dem Amerikaner einen gelungenen Stoß zwischen die Rippen, dieser wird wüthend und schlägt unbarmherzig auf seinen etwas langsamen Gegner los, Beide fassen sich am Nacken, das Ganze droht in eine persönliche Balgerei auszuarten, da springen die Schiedsrichter hinzu und trennen sie, worauf der Kampf wieder ordnungsmäßig fortgesetzt wird.

Mitchell ſcheint nicht mehr recht zu können, und Alles ſchreit ſchon: „Corbett wins!“ Das gibt dem Sohne Albions wieder neue Kraft, er ſtürmt auf Corbett los und holt zu einem furchtbaren Schlage aus, den aber „Jim“ geſchickt vermeidet.

Man ſieht, Mitchell iſt dem langen Amerikaner gegenüber augenſcheinlich im Nachtheil, er thut zwar ſein Beſtes, um noch eine Wendung herbeizuführen, aber Corbett läßt in ſeinem wüthenden Schlagen und Stoßen nicht nach, vom Publikum, das fortwährend ſchreit: „Gib ihm den Reſt, Jim!“ ſtets auf's Neue ermuntert. Jetzt iſt Mitchell zu Fall gebracht, aber nein, er erhebt ſich ſofort wieder und kämpft weiter, bis die Schiedsrichter die Runde für beendigt erklären.

Nach kurzer Weile beginnt eine neue Runde; ſie ſollte die letzte ſein. Mitchell erhebt ſich anfangs nur mühſam, findet aber dann ſeine Kampfesfreudigkeit wieder und ſtellt ſich in Poſitur.

Wie ein gereizter Tiger fliegt Corbett auf ihn los, aber Mitchell hält ſich geſchickt in der Defenſive und wehrt mit beſonnenen Stößen die Angriffe ſeines Gegners ab.

Der Amerikaner wird dadurch äußerſt erbittert, er bietet alle ſeine Kunſt auf, um Mitchell niederzuzwingen, aber dieſer weiß, daß es ſein letzter Gang iſt, und kämpft mit dem Muthe der Verzweiflung.

Ein furchtbarer Schlag, und Corbett rollt zu Boden, doch nicht allein. Auch Mitchell hat einen Stoß erhalten, der ihn zu Fall bringt.

Im nächſten Momente ſpringen Beide wieder auf, Mitchell ergreift die Offenſive, ſtößt mit voller Wucht nach dem Magen des Gegners, dieſer weicht mit geſchickter Wendung aus und benützt ein Straucheln ſeines Gegners, um ihm einen furchtbaren Stoß in's Antlitz zu verſetzen. Mitchell taumelt wie ein Trunkener hin und her, dann

breitet er die Hände aus und fällt dröhnend nieder. Sein Gesicht ist über und über mit Blut bedeckt.

Die Menge brüllt dem siegreichen Corbett ihre „Cheers" zu, die Richter rufen Mitchell laut zu, aufzustehen. Er hört nichts von alledem, was jetzt um ihn vorgeht. Erneutes Rufen der Richter, man rüttelt ihn. Aber von dem Engländer, der regungslos auf dem Boden liegt, kommt keine Antwort. Corbett wird nunmehr als Sieger erklärt, was von den Zuschauern mit erneuten Beifallsstürmen begrüßt wird.

Unterdessen wird der jämmerlich zugerichtete Mitchell, der die Besinnung verloren hat, in ganz hilflosem Zustande fortgetragen. Es kostete viele Mühe, ihn wieder zu sich zu bringen, und die Heilung der erlittenen Verletzungen (Bruch des Nasenbeines, Schulterverrenkung), nahm längere Zeit in Anspruch.

Kaum war der Kampf beendigt, kaum hatte sich die Arena zu entleeren begonnen, als der Sheriff von Jacksonville in Begleitung einer starken Schaar von Polizisten erschien und die beiden Boxer, Corbett sowohl als den noch immer bewußtlosen Mitchell, wegen Friedensbruches für verhaftet erklärte. Erst nachdem verschiedentliche Gönner der beiden Faustkämpfer für dieselben eine namhafte Kaution erlegt hatten, verstand sich die Behörde dazu, sie in Freiheit zu belassen. Beide mußten sich jedoch dazu verpflichten, am folgenden Tage vor dem Friedensrichter zu erscheinen. Sie erschienen denn auch am 28. Januar vor Gericht und wurden einem kurzen Verhöre unterzogen, worauf die Verhandlung für immer vertagt wurde. Sehr guten Eindruck machte es auf alle Anwesenden, als sich der siegreiche Corbett und der verbundene, übel zugerichtete Mitchell vor dem Richter die Hände schüttelten.

Mit dieser Episode endete „der Kampf des Jahrhunderts", wie man in dem Adoptivvaterlande des Siegers

das Duell zwiſchen den Fäuſten Mitchell's und Corbett's euphemiſtiſch zu bezeichnen pflegte.

James Corbett, der nunmehrige Meiſterboxer der Welt,

Corbett mit ſeinen Schülern und Freunden beim „Training".

iſt ſeiner Abſtammung nach nicht Kalifornier, ſondern Irländer. Er wurde am 6. November 1866 zu Tuam in Irland geboren, iſt 1,85 Meter groß und wiegt im trainirten Zuſtande nahezu 85 Kilogramm. Beſonders kräftig ſind ſeine Schulterpartien und ſein Nacken entwickelt, hin-

gegen ist seine Brust nicht allzu breit. Früher ein Angestellter der Nevada Bank in San Francisco, machte Corbett den etwas weiten Sprung vom „Bankclerk" zum Preisboxer und ist gegenwärtig entschieden einer der gewandtesten Faustkämpfer der Erde. Das Boxen erlernte Corbett im „California Athletic Club", dem er während seiner Bankthätigkeit als Mitglied angehörte. Bis jetzt hat sich der Champion an etwa dreißig Faustkämpfen betheiligt, die er fast sämmtlich zu seinen Gunsten entschied.

Er ist ein Meister in allen körperlichen Uebungen, namentlich auch ein ausgezeichneter Ringer, übt sich jeden Tag anhaltend und systematisch und wird beim „Training" stets von einer Anzahl Schüler und Freunde begleitet. Trotz aller Anstrengungen aber wird auch für ihn einmal der Tag kommen, wo er sich einem Stärkeren und Gewandteren stellen muß, der ihn besiegt und ihm seinen stolzen Titel entreißt.

Einschienige Eisenbahnen.

Technische Streifzüge von **W. Berdrow.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Gewiß haben Manche, als vor drei bis vier Jahren die ersten Entwürfe von einschienigen Eisenbahnen in die Oeffentlichkeit drangen, ebenso ungläubig gelächelt, wie damals, als man vor fünfzehn bis zwanzig Jahren von Zweirädern hörte, auf denen sich der Mensch, ohne eine andere Stütze als die eigene Balancirfähigkeit, mit der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes über die Landstraße zu bebewegen vermöchte. Indessen Thatsachen beweisen.

Man sah die leichten, behenden, lautlosen Gummigefährte in Städten, Parks und auf Landstraßen zuerst mit Staunen an sich vorüberhuschen; jetzt ist man es längst gewöhnt, daß Sportsfreunde, Spazierfahrer, Geschäftsleute, Touristen, Briefträger, Soldaten, ja Damen auf dem Zweirad durch die Straßen sausen, Niemand fällt es auch ein, lange darüber zu grübeln, auf welche Weise die behenden Räder, welche, wenn man sie ohne Reiter aufrecht hinstellt, sofort zu Boden fallen, so zierlich, ohne Schwanken im Gleichgewicht bleiben, sobald sie von den Muskeln ihrer Besitzer in sausender Eile über die Straße getrieben werden. Das alte Gesetz, daß ein Gegenstand, um im festen Gleichgewicht zu bleiben, mindestens drei Stützpunkte haben müsse,

scheint eben für einen Fall durchbrochen. Unsere Augen müssen das Gleichgewicht des Zweiradfahrers anerkennen, und man beruhigt sich dabei. Gibt es doch bereits Zweiräder, auf denen zwei, ja drei und vier Personen gleichzeitig Platz nehmen und die mit ihrer Last thatsächlich kleinen, auf einer Schiene laufenden Eisenbahnzügen ähnlich sehen.

In gleicher Weise soll nun auch die einschienige Eisenbahn selbst zur Wirklichkeit werden, oder vielmehr: sie ist es schon geworden, denn auf der großen, New-York vorgelagerten Insel Long Island rollen bereits die einspurigen Züge der Boynton'schen elektrischen Zweiradbahn hoch über Feld und Wiesen auf leichtem Säulenviadukt dahin. Eine wirkliche Zweiradbahn, schmale, lange, spitzige Wagen, welche nur vorn und hinten je ein, die einzige Schiene umfangendes Rad besitzen und auf einem unglaublich leichten, von einzeln stehenden Eisenpfeilern getragenen Gerüst, hoch über dem festen Boden mit der unerhörten Schnelligkeit von zwanzig deutschen Meilen in der Stunde dahinschießen, — wem würde nicht schwindlig, wenn er sich in einen dieser schmalen Zweiradwagen versetzt denkt? Wird nicht der Wagen bei der nächsten Biegung weit aus dem Geleise fliegen, und, seine Insassen unter sich begrabend, in Trümmern von seiner luftigen Höhe herabsausen? Nein, so schlimm ist es nicht; wenn auch die Erfinder der einspurigen Bahn sich auf dasselbe Gesetz stützen, welches das schnell dahingleitende Velociped im Gleichgewicht erhält — nämlich die große Geschwindigkeit, welche dem beständig veränderten Schwerpunkt gar keine Zeit läßt, nach der oder jener Seite seine Wirkung geltend zu machen — so tollkühn, sich und ihre Passagiere der kleinsten Verletzung dieses Gesetzes als Opfer preiszugeben, sind sie doch nicht.

Die Zweiradbahn läuft allerdings nur auf einer Schiene,

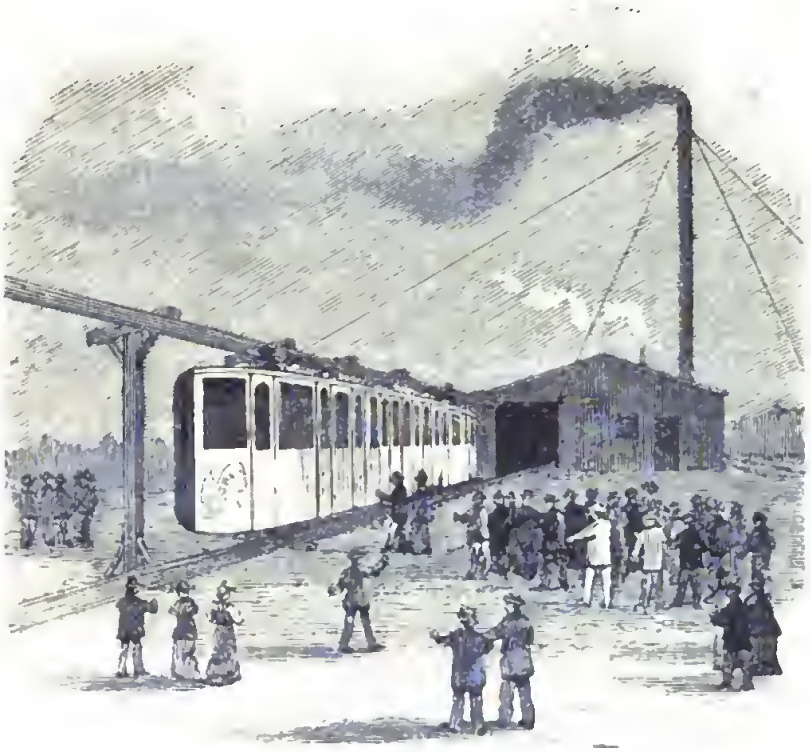
Die Bounton'sche elektrische Zweiradbahn.

aber über den Wagen zieht sich, von derselben Pfeilerreihe getragen, eine zweite Schiene hin, aus welcher die, natürlich elektrisch betriebenen Gefährte ihren Strom erhalten und an welcher sie durch kleine, von der Seite die Stützschiene umfassende Rollen die völlige Sicherung ihres Gleichgewichtes erhalten. Doch geben wir, so kurz es sich thun läßt, eine verständliche Beschreibung dieser neuesten, vielleicht mehr als wir ahnen können zukunftsreichen Hochbahn. Ihr Entstehen verdankt sie dem Bestreben, eine möglichst leichte Konstruktion, welche allein einen wohlfeilen Eisenbahnbau ermöglicht, mit der höchsten Geschwindigkeit zu verbinden. Die hohe Fahrgeschwindigkeit unserer Eilzüge will der modernen Reisehast nicht mehr genügen, und sowohl die Elektriker der verschiedensten Länder, als die Techniker der großen englischen und amerikanischen Bahnen sind längst bemüht, ihren Zügen eine schnellere Fahrt, bis 150 Kilometer in der Stunde, zu verleihen.

Technisch stößt diese Forderung auch kaum noch auf erhebliche Schwierigkeiten, sie verlangt nur starke Maschinen und einen außerordentlich soliden Unterbau, aber gerade an dem letzteren scheitert meistentheils der ganze Plan. Die kolossalen Maschinen und Eilwagen, wie sie die neuen Dampfschnellzüge oder die Projekte elektrischer Eilbahnen erfordern, brauchen einen so massiven, breiten und schweren Bahnkörper, daß seine Ausführung nebst den erforderlichen Bodenankäufen meistentheils die Rentabilität in Frage stellt und dadurch den ganzen Plan vereitelt. Eben diese Klippe aber ist es, welche Boynton und andere Konstrukteure durch die einschienige Eisenbahn zu umgehen suchen.

Der Wagen der elektrischen Hochbahn auf Long Island ist, ganz im Gegensatz zu dem sonstigen kolossalen Bau der amerikanischen Eisenbahnwagen, sehr schmal und niedrig. Kaum 2¼ Meter hoch, nur 1⅓ Meter breit,

ſchneidet er mit ſeinen ſcharf zugeſpitzten Kanten, in die er vorn und hinten ausläuft, leicht durch die Luft und beſitzt bei der ungeheuren Länge von 16 Metern ein Gewicht, welches gegen dasjenige der üblichen Wagen verſchwindend iſt. Mehrere Wagen, je 50 Sitzplätze enthaltend — auf den ſchmalen Bänken ſollen nur je zwei

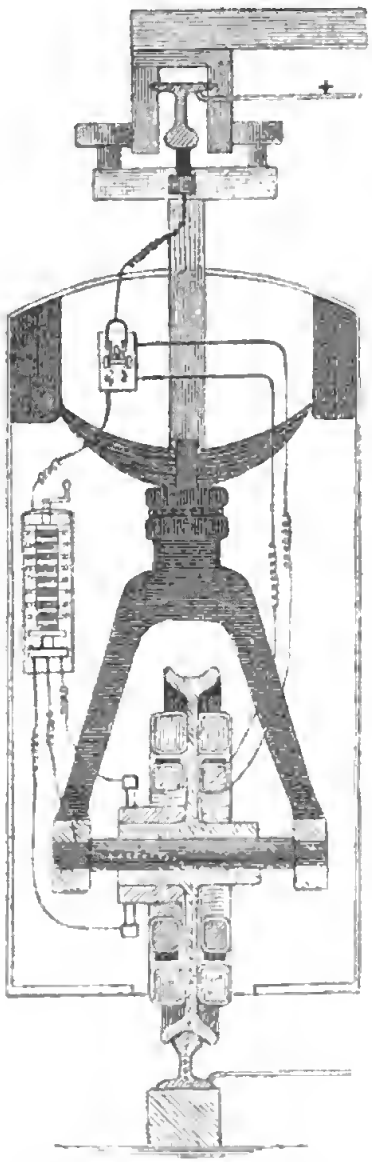


Zweiradzug bei dem Maſchinenhaus.

Perſonen ſitzen — werden von einem Motorwagen geſchoben oder gezogen. Dieſe Triebwagen verſehen den Dienſt von Schnellzugslokomotiven, wiegen aber kaum den zehnten Theil derſelben, nämlich je ſechs Tonnen, und haben einen ſo wunderbar einfachen Mechanismus, daß ſie außer der Maſchinerie ebenfalls noch 24 Sitzplätze enthalten. Ein Zug von einer Maſchine und fünf Wagen, 274 Plätze enthaltend, würde vollbeſetzt etwa 800 Centner wiegen, ein entſprechender amerikaniſcher Schnellzug dagegen 4000 bis

5000 Centner, gewiß ein Unterschied, der bei der Beanspruchung der Geleise mitspricht.

Jeder Triebwagen hat vorn und hinten die Triebräder, zwischen denen sich die Abtheile für die Passagiere befinden; er vermag einen oder mehrere Anhängewagen zu ziehen oder zu stoßen. Letztere haben doppelte Länge, weshalb sie auch die doppelte Personenzahl fassen. Verbunden werden die einzelnen Wagen derart, wie es bei unseren sogenannten Harmonikazügen geschieht, um dem Luftwiderstande zwischen den einzelnen Wagen keine Angriffspunkte zu geben.



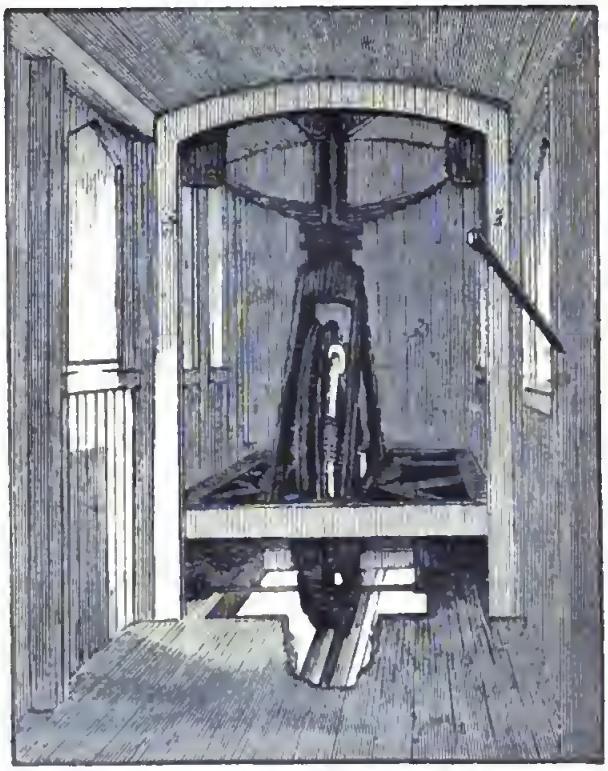
Querschnitt durch das Triebwerk.

In dem Maschinenhause, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Bahn noch auf ebenem Boden bewegt, um dann anzusteigen, ist eine Westinghouse-Dynamomaschine von hundert Pferdekräften unmittelbar mit der Dampfmaschine durch Treibriemen verbunden.

Die Räder, welche den Motorwagen auf einer Schiene bewegen, sind gleichzeitig Elektromotoren. Das Hauptrad lagert — wie aus dem Querschnitt durch das Triebwerk zu sehen — in einer in Federn ruhenden Gabel, die nach oben in eine Säule verlängert ist, welche durch die Wagendecken geht. Hier oben hat die Säule mit Hilfe von vier

Paar Rollen, die gegen zwei Balken beiderseits der oberen Zuführungsschiene anliegen, eine Einrichtung zur Abnahme des Stromes von der Oberschiene und dann auch zur Verhinderung seitlichen Umkippens.

Der Radkranz des Triebrades ist innen nach Art eines Gramme-Ringes mit Draht umwickelt, und diese kreisförmige Armatur umschließt den feststehenden Anker mit den Kollektorbürsten und dem Kollektor.



Ansicht des Triebrades.

Der Querschnitt durch das Triebwerk läßt uns die ganze Anordnung erkennen, von dem Stromeintritt an der Oberschiene bis zu seinem Austritt in die Unterschiene.

Der durch den ganzen Bahnkörper gelegte Querschnitt zeigt den einen Wagen durch den Personenabtheil, den andern durch den Betriebstheil durchschnitten. Das Triebrad ragt nur mit einem kleinen Theile seiner Peripherie durch den Einschnitt im Wagenboden hindurch, so daß auch auf dieses der Luftwiderstand nur unwesentlich wirkt.

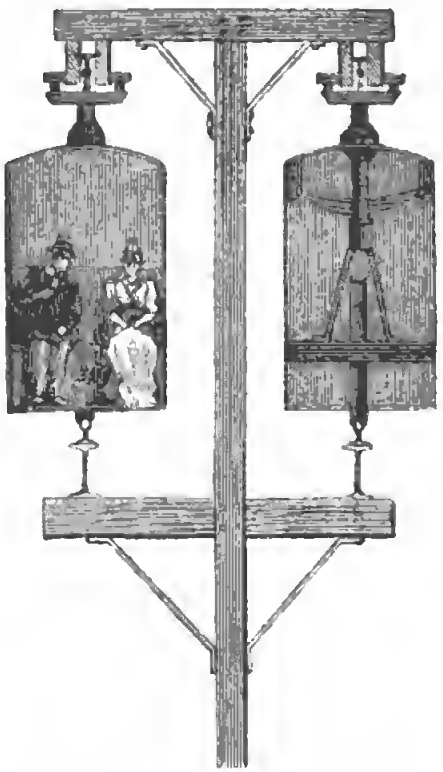
Der Mechanismus der Triebwagen besteht, wie wir gezeigt haben, nur aus den Triebrädern, welche ohne jedes Zwischenglied direkt von der Elektrizität in Umdrehung versetzt werden. Es gibt keine Kurbeln, keine Pleuelstangen,

Zahnräder oder Exzenter, keine Riemen- oder Friktionsſcheiben, ſondern der drahtbewickelte Induktor des Elektromotors, welchen der aus den Schienen tretende Strom in Thätigkeit ſetzt, iſt bereits das Treibrad ſelbſt. So iſt gleichzeitig jede Erſchütterung, wie ſie die ſtoßenden Theile der Dampflokomotive erzeugen, jede Erſchütterung der ganzen Maſchine, die bei den großen, zwiſchen zwei Geleiſen laufenden Eiſenbahnwagen unausbleiblich iſt, vermieden, und der Zweiradwagen rollt ebenſo ruhig auf ſeinem Geleiſe dahin, wenn er mit 150, als wenn er mit 50 Kilometer Geſchwindigkeit läuft. Die ganze Anlage aber iſt, dank den leichten Wagen und dem durch ſie ermöglichten, nur aus einer Säulenreihe mit darübergelegter Schiene und oberer Leitungsſchiene beſtehenden Bahnkörper, ſo einfach und billig, wie es bisher höchſtens bei Pferdebahnen erreicht wurde.

Eine Modifikation dieſes Syſtems iſt Boynton's Zweiradlokomotive, die mit einem einzigen großen Triebrade und mit zwei kleineren Laufrädern auf dem einſchienigen Geleiſe läuft. Ihre Führung geſchieht oben durch zwei Paar kleiner, horizontal liegender Räder längs eines wagerechten Balkens, der in beſtimmten Abſtänden an bogenförmigen Trägern befeſtigt iſt. Der Führerſtand hat zwei Abtheile übereinander: oben für den Lokomotivführer, unten für den Heizer. Auch die von dieſer Lokomotive gezogenen Perſonenwagen ſind mit zwei Etagen gebaut.

Die Boynton'ſche Zweiradbahn iſt übrigens nicht mehr die einzige. Bereits im Jahr 1890 brachte der franzöſiſche Ingenieur Lartigue ſeine „Hängebahn" in Vorſchlag, an welcher er ſeitdem rüſtig weiter gearbeitet hat und welche auf einer kurzen Strecke in Irland, ſowie zwiſchen den kleinen Städten Feurs und Paniſſières in Frankreich in tadelloſem Betriebe iſt. Auch Lartigue will die Elektrizität für ſeine Zwecke dienſtbar machen, wenn-

gleich seine erste Anlage, die erwähnte irische Strecke Listowel—Ballybunnion, noch mit Dampf betrieben wird; sein Hauptaugenmerk ist die Anlage von wohlfeilen Bahnen, bei denen womöglich die Grunderwerbskosten ganz fortfallen, und für welche er, wenn es sich um Eilwagen handelt, einfach die breiten Böschungen oder Gräben an den Bahnkörpern der bereits bestehenden Geleise in Anspruch nehmen will. Der Gedanke ist nicht schlecht und würde in der That einen Bahnunterbau von bisher unerreichter Einfachheit schaffen können, ohne die alten, im Betriebe befindlichen Linien, auf deren Seite sich die neuen Geleise erheben, im Geringsten zu stören. Auch Lartigue's einschienige Bahn rollt auf einer über das Gelände erhobenen schmalen Fahrbahn dahin, aber die Laufschiene liegt hier, noch einfacher als bei der zuerst geschilderten Bahn, auf Gerüstbalken aus Winkeleisen, die in Form eines umgekehrten V (also: Λ) und in Abständen von einem Meter aufgestellt sind. Stahlschwellen, die gleich denen einer gewöhnlichen Eisenbahn in ein Schotterbett versenkt sind, verbinden die beiden schrägen Schenkel der Böcke unten, während der obere Theil der Winkeleisen so umgebogen ist, daß diese sich innig an die Schiene schmiegen und deren Kopf stützen. Ein Schraubenbogen geht durch Winkeleisen und Schienensteg. Ungefähr 30 Centimeter über der Stahlschwelle verbindet ein hori-



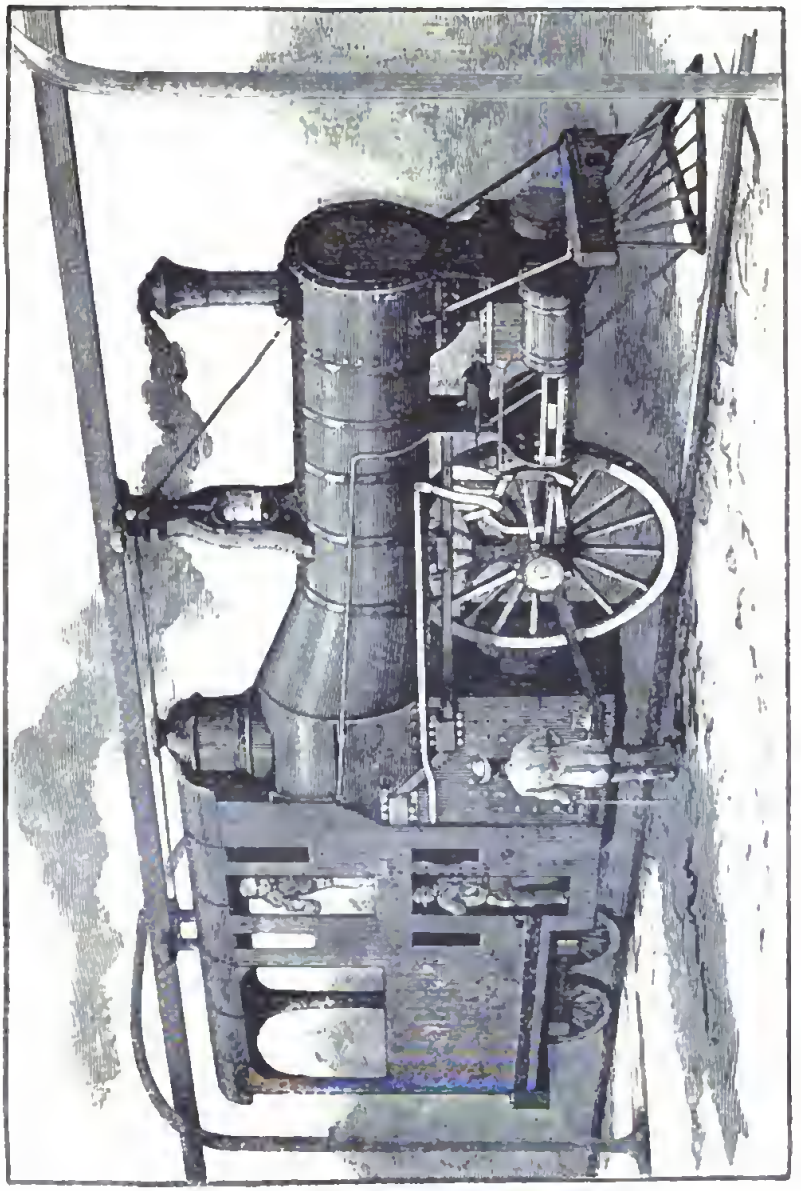
Querschnitt durch den Bahnkörper.

zontales Winkeleisen die beiden schrägen Schenkel des Gestelles und trägt außerdem auf den überragenden Enden die Leitschienen für die horizontalliegenden Leiträder der Wagen. Letztere sind nämlich nicht, wie die Boynton'schen, oben nochmals gestützt, sondern sie hängen saumtaschenartig zu beiden Seiten der Schiene herab. Jene Leiträder haben das seitliche Kippen zu verhüten und den Wagen im Gleichgewichte zu erhalten. Der Antrieb wird durch vorgespannte elektrische Lokomotiven bewirkt oder, wenn es sich um Eilbeförderung in Einzelwagen handelt, in jeden einzelnen Wagen verlegt.

Endlich gibt es auch in Boston bereits eine, den einschienigen wenigstens sehr nahe stehende Bahn, welche vor einiger Zeit nach den Vorschlägen von Meiggs auf Säulen erbaut worden ist und wohl als Muster einer Stadtbahn gelten könnte, wenn man es als das erste Erforderniß einer solchen betrachtet, daß sie, obwohl durch die belebtesten Straßen gehend, dennoch weder den Raum derselben durch die Aufstellung eines Waldes von eisernen Säulen verengt, noch durch ihre Träger, Geleise und Bohlen die Straße in einen feuchten, dunklen und dumpfigen Tunnel verwandelt. Auch die Meiggs'sche Bahn besteht nur aus einer breiten, auf beiden Kanten schienenartig ausgebildeten, auf hohen Säulen gelagerten Stahlplatte, über der in etwa einem Meter Entfernung eine zweite Schiene hinläuft. Auf letzterer reiten die Wagen gleichsam, während sich ihre Räder, je zwei nebeneinander, in geneigter Lage gegen die untere Schiene stützen und sie zwischen sich nehmen. Die cylindrischen, nach amerikanischer Art kolossalen Wagen, die schiefen, nach unten fast zusammenstehenden Räder und unter ihnen das fabelhaft leichte Gerüst geben der Bostoner Stadtbahn ein fast abenteuerliches Aussehen.

Es könnten, wenn wir neben den bereits ausprobirten Systemen der Zweiradbahn auch noch die mannigfachen

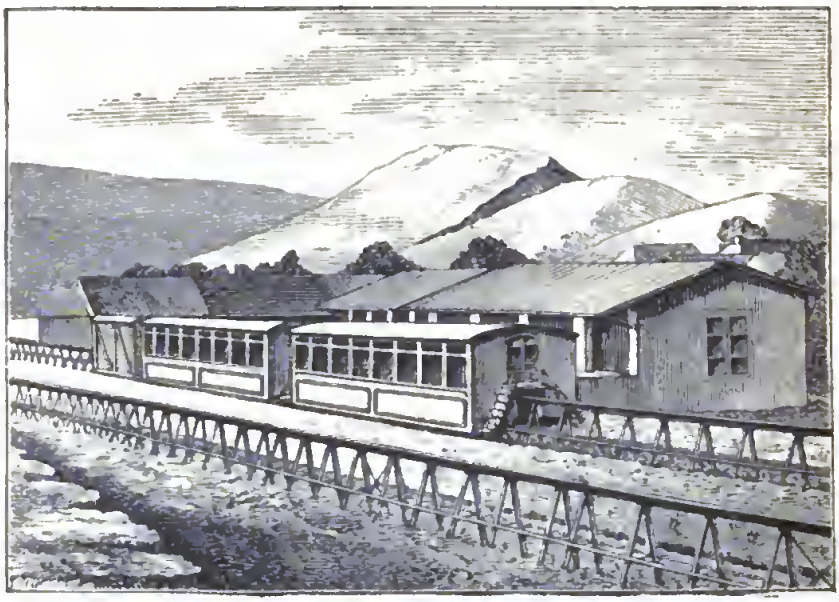
Vorschläge zu ähnlichen Unternehmungen zu Worte kommen lassen wollten, noch recht verschiedenartige Projekte (so z. B. das von J. P. Hanlon in Boston entworfene für elektri-



Boynton's Zweirad-Lokomotive.

schen Betrieb u. a.) mitgetheilt werden, doch beschränken wir uns auf die vorgeführten und setzen lieber noch einige Bemerkungen über den Werth der angeführten Erfindungen hinzu. Da scheint uns denn, im Gegensatz zu vielen anderen Erfindungen der Verkehrstechnik, gerade für die einschienige

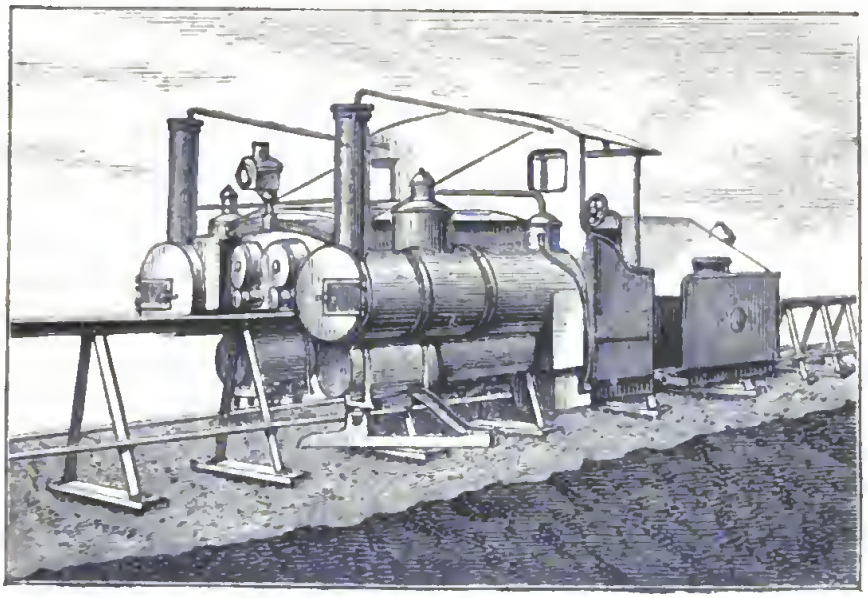
Eisenbahn Amerika kaum der geeignetste Boden zu sein. Mögen die Vortheile dieser neuen Konstruktion auch nach den verschiedensten Richtungen hin zu suchen sein, ihr größter, unbestreitbarer Vorzug ist offenbar der geringe Flächenraum, den ihre Anlage bedarf. In Ländern, wo der Grund und Boden durch eine starke Bevölkerung unerschwinglich vertheuert ist, halten wir die Einspurbahn für ein zukunftsreiches Verkehrsmittel, aber in den Vereinigten Staaten



Wagen von Lartigue's Eisenbahn im Bahnhof.

ist das gerade Gegentheil der Fall. Dort kann es noch heute geschehen, daß neuanzulegende Bahnen nicht nur den zum Bau nothwendigen Bahnkörper, sondern auch noch breite Streifen Nutzlandes rechts und links davon geschenkt bekommen, und unter solchen Verhältnissen dürfte eine zweispurige Normalbahn, zumal bei dem gewaltigen Holz- und Eisenreichthum des Landes, doch mehr für sich haben, als eine eingeleisige Bahn, deren Wagen auf keine benachbarte Strecke übergehen können, sondern stets auf den Kreislauf in ihrem eigenen, beschränkten Gebiete angewiesen bleiben.

Trotzdem wird die Neuerungssucht und die Konkurrenz in Amerika sicherlich mehr Einspurbahnen entstehen lassen, als sonst irgendwo; das Neue, Auffallende, besonders wenn es auch noch obenein wenig kostet, reizt ja den Amerikaner ganz besonders, und ein Land, welches mehr Eisenbahnen besitzt, als die ganze übrige Welt, hat ja schließlich auch noch für einige weitere Unternehmungen, selbst wenn sie verfehlt sein sollten, Platz. Ein Wirkungskreis wird über-



Lokomotive der Lartigue'schen Hängebahn

dies der einschienigen Bahn wohl ganz von selbst bald zufallen, nämlich die Rolle der Säulenbahn in großen Städten, als welche sie, wenn erst ihre Sicherheit durch längere Proben hinreichend festgestellt ist, sich gut verwenden läßt, obwohl neuerdings für diesen Zweck mit Recht in erster Linie die von E. Langen in Köln am Rhein konstruirte „Schwebebahn", die in Chicago so großes Aufsehen erregte, empfohlen wird.

Dagegen würde sich ein ungemein fruchtbarer Boden für die einspurige Bahn gerade in europäischen Staaten, namentlich in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn auf-

thun, wenn man nur hier das Praktiſche ebenſo ſchnell zu würdigen verſtände, wie unſere Vettern in Amerika. Wir zielen hier nicht auf die Errichtung ſenſationeller Eilzugslinien hin, für welche bei uns wohl weniger Bedürfniſſe vorliegen als z. B. in England, ſondern auf das gerade Gegentheil. Es macht ſich in Deutſchland und Oeſterreich eine ſtarke Bewegung für die Frage der Kleinbahnen geltend, d. h. für die ſchmalſpurigen, Dörfer, Güter und kleine Orte verbindenden Eiſenbahnen. Man fängt an zu begreifen, daß die Bahnen bisher allzu ausſchließlich den Zwecken der großen Städte gedient haben, und daß es nunmehr Zeit ſein dürfte, auch dem platten Lande, das ſich verkehrslos, weil ohne die Möglichkeit gewinnbringenden Verkehrs, zwiſchen den Maſchen des Schienennetzes ausdehnt, etwas von den Segnungen des Verkehrs, unter deſſen Zeichen wir ſtehen ſollen, zuzuführen. Dazu bedarf es nicht beſonders ſtarker Lokomotiven, nicht bedeutender Bauten und des Eilzugsverkehrs, ſondern in erſter Linie eines beſcheidenen, billigen Bahnkörpers, der wenig Platz beanſpruchen darf und keine Herſtellungskoſten von Belang erfordert.

Die Schmalſpurbahn von 60 Centimeter Weite iſt oft, und bereits von bedeutenden Technikern und einſichtsvollen Sozialpolitikern, als hinreichend bezeichnet worden, um zu leiſten, was das Land vom Eiſenbahnverkehr fordert; aber ungleich wohlfeiler noch würde daſſelbe eine Zweiradbahn nach dem Syſtem Lartigue leiſten. Keine Schwellen, die vermorſchen und Erſatz beanſpruchen, keine Kiesbettung, die nachgeſtopft werden, keine Schienen, deren Abſtand beſtändig kontrolirt werden muß, nein, einzig eine Reihe eiſerner, in's Erdreich gerammter Pfähle, darauf die einzige aus beſtem Stahl bereits in der Fabrik völlig fertiggeſtellte Schiene, dünne Eiſenleiſten rechts und links zum Halt für die Leitrollen, und, wollte man etwas Voll-

kommenes ſchaffen, eine einfache elektriſche Centrale für je 100 Kilometer der ſo erbauten Sekundärbahn, das iſt die Löſung der deutſchen Kleinbahnfrage, wie ſie einem Techniker vorſchwebt, der unter dem Wuſt der tauſend Erfindungen unſerer Zeit nüchtern das Praktiſche zu ſondern ſich beſtrebt.

Eheorakel.

Ethnographiſche Studie von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Die Menſchheit iſt ſtets begierig, zu erfahren, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, und befragt deshalb ſeit jeher allerlei Orakel, unter denen die ſogenannten Eheorakel eine hervorragende Stelle einnehmen und zumeiſt vom weiblichen Geſchlechte in Anſpruch genommen werden. Zu dem Zwecke natürlich, um vom Schickſale zu erfahren, ob, wann und von wem wohl die betreffende Schöne heimgeführt werden möge.

Es gibt eine ſchwere Menge ſolcher Orakel. Ihr Urſprung ſcheint für's Erſte allerdings dunkel und unerklärlich zu ſein, allein bei näherer Betrachtung muß ſich dem Denkenden wohl die Erkenntniß aufdrängen, daß ſie größtentheils der von Neugierde geſtachelten Einbildungskraft ihr Entſtehen zu verdanken haben.

Oder weiß Jemand eine plauſiblere Erklärung dafür, warum die Mädchen im Bezirke Saalfelden (Tirol) in der Weihnacht zwiſchen elf und zwölf Uhr den Kopf in die Ofenröhre ſtecken und das kochende Waſſer beobachten, um aus den aufſteigenden Blaſen und anderen Anzeichen zu erkennen, ob ſie im nächſten Jahre heirathen werden? Das eben daſelbſt und auch in Heſſen übliche Orakel, rücklings die Stube auszukehren, weil dann der Geliebte in der-

ſelben erſcheinen und in einer Ecke Platz nehmen muß, entſpringt allerdings dem kraſſen Aberglauben, demzufolge irgend Jemand zu einer beſtimmten Zeit von einer beſtimmten Perſon Kraft ihres Willens zum Erſcheinen an einen beſtimmten Orte gezwungen werden kann, aber das Orakel der Gaſteiner und vieler anderen deutſchen Mädchen, wonach Diejenige, welche ſich in der Chriſtnacht in den Schafſtall begibt, und, unter die Heerde greifend, ſofort einen Widder erwiſcht, im kommenden Jahre heirathet, ſtammt unzweifelhaft von einem jener Glücksſpiele ab, wobei die Entſcheidung dem Zufalle überlaſſen bleibt, während ſie bei vielen anderen Orakeln durch die Macht der Einbildungskraft herbeigeführt wird.

Die Schönen von Gaſtein und anderen benachbarten Orten thun ferner auch vier Zwiebeln in Töpfe, ſtellen dieſe in die vier Ecken der Stube und geben ihnen Namen von jungen, ledigen Männern. Die Zwiebeln bleiben dann von Weihnachten bis zum Dreikönigstage ſtehen, und weſſen Zwiebel zuerſt keimt, der wird ſich im nächſten Jahre als Freier melden.

Nicht ſo lange währt die Entſcheidung bei dem in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands üblichen „Spänezählen", ſowie bei dem nur im ſteiriſchen Ennsthale vorkommenden „Hütelheben", denn bei dem erſteren Orakel begibt man ſich blos in den Hof oder Keller, wo die zum Feueranmachen dienenden Späne liegen, greift einen beliebigen Bund heraus, zählt ſodann die Späne, und bringt man eine gerade Anzahl heraus, ſo heirathet man ganz ſicher im nächſten Jahre. In Mähren und Schleſien wird jedoch aus der geraden Anzahl der Späne auf einen ledigen, aus der ungeraden aber auf einen verwittweten Freier geſchloſſen.

Auch das „Hütelheben" läßt an Einfachheit nichts zu wünſchen übrig. Unter einen Hut werden verſchiedene

Dinge, z. B. ein Kamm, ein Brief, ein Ring u. ſ. w. gelegt und ſodann hervorgezogen, ein Verfahren, das man „löſeln" nennt. Kommt der Ring zum Vorſcheine, ſo tritt der Betreffende ſehr bald in den Eheſtand.

Bei dem im ſüdöſtlichen Rußland üblichen Ringorakel hingegen bringt ein Hahn die Entſcheidung. Sind nämlich die Schönen am Sylveſterabende verſammelt, ſo wird ein Gefäß mit Getreide gebracht. Jedes Mädchen nimmt nun eine Hand voll davon und häufelt es über ihren vom Finger gezogenen Ring, ſo daß dieſer vom Getreide ganz bedeckt wird. Iſt die Reihe der ringbergenden Hügel fertig, ſo läßt man einen hungrigen Hahn in's Zimmer, der bald an dieſem, bald an jenem Getreidehügel zu picken oder zu ſcharren beginnt. Dasjenige Mädchen nun, deſſen Ring zuerſt herausgepickt oder geſcharrt wird, heirathet ſicher im nächſten Jahre.

In einigen Gegenden Deutſchlands wieder pflegen die Mädchen in der Neujahrsnacht an den Hühnerſtall zu klopfen. Antwortet hierauf der Hahn, ſo heirathet die Betreffende ebenſo gewiß, wie die Schöne aus dem Fichtelgebirge und aus Schwaben, auf welche ein Gänſerich, den man mit verbundenen Augen in den Kreis der neugierigen Mädchen ſtellte, ſchreiend losfährt. In Ungarn hingegen wird dasjenige Mädchen, um das ſich, ſobald es im Hofe erſcheint, die Gänſe laut ſchnatternd ſchaaren, in Kürze heirathen.

Dieſes Orakel kann alle Tage ſprechen, das Kieſel- und Schuhorakel darf jedoch nur zu beſtimmten Zeiten und zwar letzteres in der Andreas-, erſteres aber in der Chriſt- oder auch in der Neujahrsnacht befragt werden, und zwar in folgender Weiſe: die Mädchen begeben ſich in der Finſterniß an einen Bach, raffen eine Hand voll Kieſel heraus und thun dann daſſelbe, was beim Späneorakel geſchieht.

Beim Schuhorakel aber ſetzt man ſich auf den Boden

des Schlafgemaches und wirft den Schuh über die Schulter. Dabei wird gesprochen:

„Schukel aus, Schukel ein,
Wo werd über's Jahr ich sein?"

und dann nachgesehen, wie der Schuh gefallen ist. Geschah dies mit der Spitze gegen die Thüre, so heirathet man; liegt aber die Ferse nach der Thür zu, so ist's damit nichts im nächsten Jahre.

Dem Schuhorakel nahe verwandt ist das Pantoffelwerfen, das nämlich die niederösterreichischen Mädchen an Weihnachten und am Sylvester befragen. Die Manipulation ist dieselbe, wie beim Schuhorakel, nur sitzt man nicht, sondern steht und spricht nichts beim Werfen. Auch hier besagt die nach außen gekehrte Spitze des Pantoffels baldige Heirath.

Mit wem, das weiß die Werferin freilich nicht, allein will sie's erfahren, so gibt's in Deutschland Orakel genug, welche darauf Antwort geben. Das Bequemste ist, von dem allgemein verbreiteten Bleigießen abgesehen, in der Neujahrsnacht Schlag zwölf Uhr in den Spiegel zu schauen, der künftige Gatte wird darin erscheinen. Hat aber die Schöne gerade keinen Spiegel zur Hand, thut's der Ofen auch, und wäre auch ein solcher nicht da, um einen Blick hineinzuwerfen, so braucht die Schöne blos dreimal um's Haus herum zu gehen, und sie wird den ihr bestimmten Gatten zu Gesichte bekommen. Sollte dies aber wider Erwarten nicht geschehen, nun so trete sie an den Brunnenrand, und das Bild ihres Bräutigams lacht ihr entgegen.

Da es aber nicht jedes Mädchens Sache ist, die beiden letzteren Orakel zu befragen, da ferner die meisten Töchter Eva's dem Aberglauben der Bulgarinnen nicht huldigen dürften, wonach die Rinder in der Christnacht von zukünftigen Dingen sprechen und man sonach nur an der Stall-

thüre zu horchen braucht, um zu erfahren, ob es im nächſten Jahre auch eine Hochzeit im Hauſe geben würde; und da in dem Spiegel, in welchen man Abends blickt, leicht der leibhaftige Satan erſcheinen kann ſo hat Menſchenwitz noch ganz andere Orakel erfunden. Sehr empfehlenswerth, weil leicht ausführbar, iſt das der Thüringer Mädchen. Sie verfertigen nämlich am Sylveſterabende aus drei Fingerhüten voll Waſſer, Mehl und Salz drei kleine Kuchen, eſſen ſie und ſehen dann den Bräutigam im Traume.

Denſelben Zweck erreichen die Schleſierinnen dadurch, daß ſie in der Neujahrsnacht Schlag zwölf Uhr ein Stück von einem Apfel herunterbeißen, den ſie am Sylveſterabende ohne zu handeln gekauft und ihn ſodann unter das Kopfkiſſen gelegt haben. In Calw jedoch muß dieſer Apfel von einer Wittwe erbettelt ſein und vor Mitternacht zur Hälfte gegeſſen werden.

Dieſes Orakel mag gut ſein, amüſant aber iſt das nachfolgende, in Deutſch-Böhmen und Niederſachſen ſehr beliebte Schiffsorakel. Wallnüſſe werden getheilt, und in die ausgehöhlten Schalenhälften kleine Wachslichtchen geklebt. Die Theilnehmer beſtehen ſtets aus ledigen Burſchen und Mädchen. Jeder ſtellt ſeine ſo präparirte, mit einem beſonderen Kennzeichen, am beſten mit ſeinem eigenen Namen verſehene Nußſchale vorſichtig auf das Waſſer in einer runden Schüſſel und zündet das Lichtchen an, ohne aber das Waſſer hierbei in Bewegung zu ſetzen. Diejenigen Perſonen, deren Schiffchen aneinander ſtoßen, gehen eine Ehe ein.

Wie erſichtlich, iſt nichts leichter, als auf dieſe Art einen Blick in die Zukunft zu thun. Freilich muß man in Geſellſchaft ſein, um den „Nappelfang“, wie dieſes Spiel in Sachſen genannt wird, betreiben zu können, bei vielen anderen Orakeln, namentlich denen in der Andreasnacht, iſt es aber am beſten, allein zu ſein.

Die Andreasnacht gilt überhaupt für die günſtigſte

aller Eheorakelnächte. Und zwar aus dem Grunde, weil der heilige Andreas schon vom früheſten Mittelalter an von den Jungfrauen als der mächtigſte Ehefürſprecher, d. h. Förderer aller auf die eheliche Verbindung bezüglichen Wünſche, verehrt wurde und als der unmittelbare Nachfolger des altdeutſchen Ehegottes Fro angeſehen werden kann.

Schon frühzeitig kannten die deutſchen Chriſten das Andreasgebet, das heißt die Bitte lediger Frauensperſonen um einen Mann, und errichteten zu allererſt am Andreasabende ein Häufchen Mehl, das, wenn es bis zum nächſten Morgen beiſammen blieb, baldige Verheirathung hoffen ließ. Mit der Zeit ſind dann viele andere Orakel hinzugekommen. Das ſeltſamſte iſt wohl jenes, welches auf dem Aberglauben baſirt, daß ein Mädchen im Stande iſt, den ihm beſtimmten Mann, wo er auch weilen möge, in ſeine Stube zu citiren, nur müſſe zu dieſem Zwecke der Tiſch fein ſäuberlich, wie zu einem Mahle gedeckt ſein, das Fenſter geöffnet und ſodann folgender Zauberſpruch geſprochen werden:

„O heiliger Andreas, ich bitte Dich,
Du mögeſt laſſen erſcheinen,
Den Herzallerliebſten meinen,
Wie er geht und wie er ſteht,
Wie er mit mir zur Kirche geht."

Der Sage nach ſoll nun dieſe Beſchwörung ehedem thatſächlich die erwünſchte Wirkung gehabt haben, und das Verfahren hier und da ſehr bezeichnender Weiſe „vermannen", d. h. verzaubern genannt worden ſein. Und dies mit Recht, fügt ein gewiſſenhafter Chroniſt hinzu, denn die citirten Herzallerliebſten ſeien wie Träumende oder Nachtwandler herbeigekommen, und Keiner hat am anderen Morgen gewußt, wo er geweſen, nur von furchtbaren, in der vergangenen Nacht ausgeſtandenen Qualen hat er den Freunden erzählt. Und darum hat Einer, dem

ſein Weibchen in einer ſchönen Stunde geſtand, wie es ihn einſt als ledigen Mann zu ſich citirte, der Unklugen ſofort das Meſſer in's Herz geſtoßen und ſodann ſich ſelbſt getödtet. Infolge dieſer und ähnlicher Sagen, ſowie fortgeſetzter Ermahnungen von geiſtlicher Seite, iſt das Landvolk allgemach davon abgekommen, ſolch' ein Orakel zu befragen. Der dazu gehörige Zauberſpruch aber iſt nicht in Vergeſſenheit gerathen, ſondern wird nach wie vor geſprochen, nur mit dem Unterſchiede, daß die Mädchen dabei im Bette liegen und mit der großen Zehe an die Bettſtelle ſtoßen und dazu unbedingt ſagen müſſen:

„Bettſtatt, ich tret' dich,
O heiliger Andreas, ich bitt' Dich,
Laß mir erſcheinen" u. ſ. w.

Auch dürfen ſie vorher nicht gebetet und müſſen ſchweigend einen Hering verzehrt haben, ſowie rücklings in's Bett geſtiegen ſein, wenn ihnen der Herzallerliebſte wirklich im Traume erſcheinen ſoll. Da dieſes Orakel einigermaßen umſtändlich iſt, haben es die Voigtländerinnen ſchon vor Zeiten dahin vereinfacht, daß ſie am Andreasabende, unmittelbar nachdem ſie einen Hering gegeſſen haben, vor die Hausthüre treten und die erſte vorübergehende Mannsperſon für ihren Bräutigam halten.

Im Erzgebirge erſcheint übrigens auch der Hering überflüſſig. Man beſchränkt ſich daſelbſt einfach darauf, entweder am Mittag des 30. November mit einem Löffel Hirſebrei vor die Hausthüre zu treten, ihn Punkt zwölf Uhr zu leeren, oder aber am Abende den Spruch:

„O heiliger Andreas, ich bitt' Dich" u. ſ. w.

zu murmeln und ſodann vor's Haus zu gehen und in beiden Fällen den Erſten, der da des Weges kommt, für den künftigen Gemahl zu halten. Anderwärts wieder gehen die Mädchen in der Dämmerung auf die Straße

und eſſen ſchweigend ein Stück Brod „in drei Biſſen". Nachdem dies geſchehen, ſehen ſie nun in dem ihnen zuerſt begegnenden Manne allerdings nicht ihren künftigen Gatten, wohl aber glauben ſie, er werde deſſelben Standes wie der Begegnete ſein.

Ferner iſt im Erzgebirge, in Thüringen und Schleſien ein Buchſtabenorakel im Schwange. Die Mädchen ſchreiben nämlich das Alphabet mit Kreide irgendwo an und taſten ſodann mit verbundenen Augen darnach, um wenigſtens den Anfangsbuchſtaben des Namens ihres Zukünftigen zu erfahren. Wiſſen ſie den, ſo können ſie dieſes Orakel in der Weiſe auf ſeine Richtigkeit prüfen, daß ſie am Andreasabende einen Apfel unter das Kopfkiſſen legen, ihn bis zum erſten Weihnachtsfeiertage dort belaſſen und ſich ſodann mit demſelben in der Hand vor die Hausthüre ſtellen. Der erſte Mann, den ſie nun ſehen, verräth ihnen die Familie, aus der ihr Bräutigam ſein wird.

Weniger umſtändlich und daher auch weiter verbreitet iſt das Zauberorakel, das in der Weiſe befragt wird, daß neugierige Mädchen den Haupt- oder Erbzaun, der das Gehöfte umgibt, in der Andreasnacht ſchütteln und rütteln und dabei ſprechen:

„Erbzaun, ich ſchüttele dich,
Erbzaun, ich rüttele dich,
Wo mein Liebſter wohnt, da regt es ſich.
Kann er ſich nicht ſelber melden,
Laß du nur ein Hündchen bellen."

Erfolgt nun hierauf, was ja leicht möglich iſt, Hundegebell oder ſonſt ein Geräuſch, ſo liegt dort, woher es kommt, die Wohnung des Liebſten und Zukünftigen. Regt ſich aber nichts, nun ſo bleibt dem wißbegierigen Mädchen nichts anderes übrig, als durch den, vor dem Schlafengehen gemurmelten Spruch:

„Andreasabend iſt heute,
Es ſchlafen alle Leute,
Es ſchlafen alle Menſchenkind,
Die zwiſchen Erd' und Himmel ſind,
Bis auf den einzigen Mann,
Der mir zur Ehe werden kann,"

oder das Verslein:

„Herzlieber Andrees,
Gib mir zu erkennen, wie er heeß (heißt),
Gib mir zum Augenſchein,
Welcher ſoll mein Liebſter ſein,"

den „beſtimmten Mann" zu zwingen, ihr als Traumbild zu erſcheinen.

Uebrigens ſind nicht alle heirathsluſtigen Mädchen darauf verpicht, vom Schickſale gleich den ganzen Mann zur Anſicht zu verlangen. Sie begnügen ſich vielmehr hier und da, vornehmlich in Schleſien und Mähren, damit, über deſſen Körpergeſtalt Aufſchlüſſe zu erlangen. Zu dieſem Behufe begeben ſie ſich in den Hof und ziehen in der Finſterniß aus einem Haufen Stockholz ein Scheit heraus. Und wie dieſes beſchaffen iſt, gerade, krumm oder knorrig, ſo wird ſich auch der Zukünftige zeigen.

Dieſes Orakel heißt das „Tremmelziehen" und erinnert lebhaft an das in den Alpenländern übliche Zaunpfahlzählen, das darin beſteht, daß Burſchen oder Dirnen die Aufgabe geſtellt wird, in finſterer Nacht auszuziehen, um eine gewiſſe Anzahl von Zaunpfählen (30, 40, 60 und mehr) zu zählen, wobei der letzte entweder kurze oder lange, dicke oder dünne Pfahl des oder der Zukünftigen entſpricht.

Dieſes Orakel iſt jedoch nur in der Thomasnacht (20. zum 21. Dezember) gebräuchlich, weil zu dieſer Friſt „die Sonne umkehrt" und Blicke in die Zukunft viel leichter zu thun ſind, als bei der Sommerſonnenwende am Jo-

hannistage, der aber auch ein „Loostag" in Heirathssachen ist und von Burschen und Mädchen zur Befragung all' der hier beschriebenen und noch manch' anderer Orakel benützt wird.

Die Sitte heißt übrigens fast überall „loosen" und wird in dem von Slovenen bewohnten Gailthale Kärntens in der Weise geübt, daß die Jungfrau, welche wissen will, wen sie heirathen wird, ein Ostlas (am Charfreitage gelegtes) Ei bis zum Abdontage (30. Juli) aufbewahrt, dann unter ihr Kopfkissen legt und hierdurch einen Traum erzielt, dessen Hauptperson ihr Bräutigam ist.

Denselben Erfolg können französische und — welch' seltsame Uebereinstimmung — böhmische Mädchen in der Nacht zum 1. März durch ein diesen Wunsch ausdrückendes Gebet erreichen, während die Süditalienerinnen, besonders die Kalabreserinnen, dieselbe Erscheinung dadurch herbeiführen, daß sie ein Lorbeerblatt unter ihr Kopfkissen legen. Wollen sie aber wissen, ob sie der Bräutigam noch in diesem Jahre heimführen werde, so werfen sie das Laub der Myrte oder des Oelbaumes auf glühende Kohlen. Knistert alsdann das Laub und flüstert wie ein Seufzer der Liebe, rollt es sich zusammen und springt prasselnd empor, so steht die Hochzeit in naher Aussicht.

Das Gleiche ist dann der Fall, wenn Kalabreserinnen zum Gebet zum Felsenkirchlein hinaufsteigen und auf der Straße einer Frau, die Brod bäckt, oder einem Bäcker, welcher Brod oder Kuchen soeben frisch aus dem Ofen bringt, begegnen, so ist das ein eheverheißender „Angang". Dasselbe Glück steht bevor, wenn beim Hinabschauen der Jungfrauen vom Felsen waschende Frauen in der Tiefe soeben ein heiteres Lied anstimmen, oder wenn Vorübergehende ihrer Fröhlichkeit in Rede oder Gesang Luft machen. Alles wird dann gut, die Jünglinge, welche den

Traum ihrer Herzen erfüllen, werden ſie baldigſt heimführen und treue Ehemänner ſein.

Sehr proſaiſch gehen dagegen die Milchmädchen Englands zu Werke, da ſie ganz einfach in dem erſten jungen Manne, dem ſie am Tage des heiligen Valentin (14. Februar) vor Sonnenaufgang begegnen, ihren künftigen Gemahl erblicken. Daher kommt es, daß ſich heirathsluſtige Männer an obigem Tage von Mitternacht an in der Nähe der Häuſer oder Straßen aufhalten, wo ihre Flammen wohnen oder vorbeikommen müſſen.

Nicht alle Tage ſind der Orakelſtellung gleich günſtig, allein es darf wohl kühn behauptet werden, daß trotzdem in Heirathsſachen tagtäglich Fragen an das Schickſal geſtellt werden. Und zwar ſowohl in einer der hier angeführten oder ſonſt bekannten, als auch in tauſend anderen Arten, welche jedoch zumeiſt unbekannt bleiben, weil ihre Erfinderinnen Bedenken tragen, ſie öffentlich bekannt zu geben.

Eines der einfachſten Orakel für Mädchen, die viele Verehrer haben, iſt, die Namen derſelben in der Chriſtnacht auf kleine Zettel zu ſchreiben, unter das Kopfkiſſen zu legen und in dem am anderen Morgen zuerſt ergriffenen Zettel den Namen des Bräutigams zu erblicken, oder aber jene Zettel in Thonkügelchen zu kneten, dieſe in's Waſſer zu werfen und von dem Zettelchen, welches zuerſt frei wird, den Namen des zukünftigen Gemahls abzuleſen.

Jene Mädchen aber, die blos wiſſen wollen, in wie viel Jahren ſie in den Hafen der Ehe einlaufen werden, mögen es den Wienerinnen gleich thun, die ſich ein Haar ausreißen, an daſſelbe einen goldenen Ring befeſtigen und denſelben langſam in ein leeres Glas verſenken, ſo daß er, in Schwingungen gerathend und gleichſam den Klöppel einer Glocke bildend, gegen die Glaswand anſchlägt. Jeder Schlag bedeutet ein Jahr des Ledigbleibens. Da die

Schwingungen sehr schwach sind und bald aufhören, so kommt bei diesem Orakel in der Regel keine allzulange Wartezeit heraus.

Und nun noch ein sehr hübsches Orakel, das die Mädchen im Fürstenthume Waldeck immer dann befragen, wenn sie an einem Hochzeitsfeste theilnehmen. Sie flechten ein dem Brautkranze ähnliches Kränzlein und lassen dasselbe von einer der Ihren, deren Augen verbunden worden sind, nach den im Kreise stehenden Wißbegierigen werfen. Diejenige, die davon getroffen wird, ist als die nächste Braut zu betrachten.

Dieses Orakel kann von weiblichen Hochzeitsgästen überall getrost nachgeahmt werden, denn schaden kann es durchaus nicht. Im Gegentheile, es kann nur eine angenehme Hoffnung erregen und verdient daher bekannt und betrieben zu werden, so weit die deutsche Zunge klingt und deutsche Herzen der Versuchung nicht widerstehen können, ein wenig in die Zukunft zu blicken.

Mannigfaltiges.

Wie Napoleon nach Elba kam. — Als der bekannte Diplomat Pozzo di Borgo im Jahre 1813 aus Frankfurt, dem Hauptquartier der Alliirten, nach England geſandt wurde, um den Prinzregenten einzuladen, einen ſeiner Miniſter auf den Kontinent zu ſenden, damit er an den Berathungen theilnehme, welche infolge des ſiegreichen Vordringens und des beſchloſſenen Einmarſches in Frankreich gepflogen werden ſollten, machte er die Ueberfahrt auf der Fregatte „Minerva". Dieſes Schiff war dem geiſtreichen und thätigen Staatsmann ſehr wohl bekannt, denn es gehörte ſechzehn Jahre früher zu dem Geſchwader, mit welchem der berühmte Admiral Horace Nelſon, ehe er die franzöſiſche Flotte bei Abukir total ſchlug, an den Küſten von Korſika kreuzte und die Mitglieder der Regierung aufnahm, welche die Inſel verlaſſen mußten, als die Truppen der franzöſiſchen Republik ſiegreich ihre Fahnen dort aufgepflanzt hatten. Der damals noch junge Pozzo befand ſich unter den flüchtenden Räthen und machte bald Bekanntſchaft mit den höheren Offizieren der Flotte, auch an Bord der „Minerva". Als er nun nach Jahren wieder auf dieſes Schiff kam, fand er noch einen Commodore, den er damals auf der Inſel Elba kennen gelernt hatte. Bei der Tafel in der Kajüte des Commodore fragte einer der anweſenden Offiziere den Grafen Pozzo: „Aber was werden denn die verbündeten Monarchen mit Napoleon anfangen, wenn er gänzlich beſiegt in ihre Hände fallen ſollte?"

„Darüber," antwortete der General, „iſt bis jetzt noch nichts Näheres beſtimmt. Ich glaube aber, man wird als Bürgſchaft für die Ruhe Europas von ihm verlangen, daß er abdankt; dann

wird man ihm wahrſcheinlich irgend einen ſicheren und anſtändigen Ort zum Aufenthalt anweiſen ihn und ſtreng überwachen, damit er nicht etwa den Boden Frankreichs wieder betritt, um das Land, ja vielleicht ganz Europa, in Feuer und Flammen zu ſetzen."

„Dann," ſagte der Commodore, „würde man ihm keinen ſchicklicheren Ort als die Inſel Elba anweiſen können. Sie bietet durch ihr angenehmes Klima ein ebenſo freundliches, als durch ihre geographiſche Lage leicht zu überwachendes Exil dar."

„Goddam," rief ein dicker mit Appetit ſpeiſender Marinekommiſſar aus, indem er auf einige Augenblicke Meſſer und Gabel ruhen ließ, „ich möchte wohl ein auf dieſe Weiſe penſionirter Kaiſer und lieber im Ruheſtande König auf der Inſel Elba, als Regent eines noch ſo großen Reiches ſein. Dieſes kleine Land bietet Alles dar, was der Menſch nur verlangen kann, und auf dem ganzen Wege nach der Levante ſpeist man nirgends ſo vortrefflich, als an der Wirthstafel des Gaſthofes ‚Croce d'oro' in Porto Ferrajo."

Dieſer Erklärung folgte ein ſchallendes Gelächter der Tiſchgeſellſchaft. Graf Pozzo aber zeichnete einige Worte in ſeine Schreibtafel ein.

Vier Wochen ſpäter erzählte er an der Tafel des Kaiſers Alexander von dem Tiſchgeſpräch auf der „Minerva".

„Der Gedanke iſt gut," meinte der Kaiſer, „aber noch ſind wir nicht ſo weit."

Darauf erwiederte Pozzo di Borgo: „Sire, ich für mein Theil würde, wenn ich gefragt werden ſollte, keineswegs für Elba ſtimmen."

„Und warum nicht?" fragte verwundert der Kaiſer.

„Weil mir der Charakter Napoleon's nur zu gut bekannt iſt. Er würde ſchon nach einigen Wochen von Elba aus mit ſeinen Anhängern in Frankreich wieder in naher Verbindung ſtehen, und ehe noch ein Jahr vergangen ſein würde, ginge er wieder im Sturmſchritt auf Paris los."

„Niemand ſieht die Zukunft immer ſo ſchwarz, als Pozzo," ſagte Alexander. —

Drei Monate ſpäter, als man nach der Einnahme von Paris mit dem in Fontainebleau verweilenden Kaiſer unterhandelte, ſagte

der Fürſt Metternich: „Gut, Napoleon ſoll abdanken, aber wohin mit ihm? Noch iſt er der Schwiegerſohn des Kaiſers von Oeſterreich, er muß die Exiſtenz eines regierenden Fürſten haben."

„Dafür iſt geſorgt," antwortete der Kaiſer von Rußland, „ich ſchlage vor, daß wir ihn zum ſouveränen Herrn der Inſel Elba machen. Sie iſt bereits zu dieſem Zweck an anderer Stelle in Erwähnung gebracht. Wir haben übrigens hier einen Mann," fuhr er, ſeine Blicke auf den Grafen Pozzo werfend, fort, „der im Kanale von Piombino ſo genau Beſcheid weiß, wie in der Meerenge von Bonifacio."

Der Graf aber ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte: „Ich muß feſt bei der Anſicht bleiben, die ich, dieſen Gegenſtand betreffend, Eurer Majeſtät bereits auseinander geſetzt habe. Elba iſt ein herrliches Beſitzthum. Für jeden anderen beſiegten und entwaffneten Feind wäre es ein vortreffliches Exil und Aſyl, nur nicht für Napoleon. Der darf Frankreich nicht ſo nahe bleiben, ſonſt geht der ganze Tanz im nächſten Jahre von Neuem los. Sire, ich beſchwöre Sie noch einmal, geben Sie dieſe Idee auf, die ich durch eine Erzählung in Ihrer von Großmuth erfüllten Seele geweckt habe. Bedenken Sie, mit welchem unruhigen, unternehmenden und verwegenen Gegner Sie es zu thun haben. Setzen Sie die Ruhe Europas durch eine ſolche Beſtimmung nicht von Neuem auf's Spiel, ſie könnte viel Blut und Frankreich ſelbſt weitere Opfer koſten."

„Noch einmal muß ich Ihnen darauf erwiedern," ſagte der Kaiſer Alexander lebhaft, „Sie malen die Zukunft mit zu dunklen Farben. Ihr perſönlicher Haß verleitet Sie zu einer Ungerechtigkeit. Man muß auch die gefallene Größe noch ehren."

„Wohlan," rief der General aus, „es bleibt mir ja nichts anderes übrig, ich beuge mich vor dem Befehl Eurer Majeſtät. Aber denken Sie an mich: binnen Jahresfriſt weht die Trikolore von Neuem auf den Tuilerien." —

Als am 1. März 1814 der vom Lord Bourghers, damals Geſandter in Florenz, abgeſchickte Kurier in Wien mit der Nachricht ankam, daß Napoleon die Inſel Elba verlaſſen habe und wahrſcheinlich in Frankreich an's Land ſteigen würde, ſagte der Kaiſer Alexander zum Kaiſer von Oeſterreich und zum König von

Preußen: „Pozzo di Borgo hatte also doch Recht. Wir hätten der Predigt, die er mir hielt, folgen sollen. Er besitzt neben einem sehr festen Charakter einen die Zukunft durchdringenden Blick, eine vollkommen richtige Würdigung der Dinge, die allein den Erfolg der Maßregeln sichert. Mit solchen Staatsmännern ist die Vorsehung nicht verschwenderisch." —

Nach den „hundert Tagen" mußte Napoleon bekanntlich die

Insel St. Helena, im fernsten Weltmeer gelegen, als Aufenthaltsort beziehen, wo er auch starb. v. M.

Zu Lande und zu Wasser. — Man hat in neuester Zeit, nachdem der Fahrradsport eine so gewaltige Ausdehnung angenommen, auch bereits verschiedene Wasservelocipede konstruirt, d. h. kleine Boote mit Rudern, zu deren Bewegung eine mittelst Pedalen in Umdrehung versetzte Schraube dient. Das Neueste und Originellste auf diesem Gebiete aber dürfte wohl ein Land- und Wasserdreirad sein, das ein amerikanischer Erfinder in

Chicago, Nameus Thore J. Olsen, hergestellt hat. Unsere umstehende Abbildung zeigt diesen Apparat, mit dem man ganz nach Belieben auf dem Lande oder auf dem Wasser spazieren fahren kann. Er besteht aus zwei kahnartigen leichten Fahrzeugen, die am Hintertheil miteinander vereinigt und die mit dem Gestell des Dreirades in geeigneter Weise verbunden sind. Die beiden Haupträder sind an den Speichen mit kleinen Ruderschaufeln versehen. Der Betrieb der Maschine erfolgt in der gewöhnlichen Weise, doch leidet sie für die Landfahrt unverkennbar an einer gewissen Schwerfälligkeit. Auch bieten alsdann die Schaufeln an den Rädern zu viel Luftwiderstand, wodurch das rasche Fahren behindert wird. Immerhin aber ist dies Dreirad als Erfindung sinnreich und originell, auch wird es manchen Liebhabern ein Vergnügen gewähren, auf ihren Spazierfahrten durch Seen und Wasserläufe nicht behindert zu sein und nach Belieben auch eine Wasserparthie unternehmen zu können. — Die Illustration entlehnen wir zur Probe dem soeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart herausgegebenen und durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehenden, reich illustrirten 15. Jahrgange des Prachtwerkes „Das Neue Universum" (Preis in Prachtband M. 6.75). Dies bereits in zahlreichen Familien eingeführte, in erster Linie der reiferen Jugend zugedachte Buch bietet nebst interessanten Erzählungen allgemein-verständliche und fesselnd gehaltene Berichte über die neuesten Fortschritte auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens. Die äußerst reichhaltige Rubrik „Häusliche Werkstatt" und die zahlreichen Aufgaben „Zum Kopfzerbrechen" machen das Werk noch anziehender, das namentlich zu Festgeschenken sich in vorzüglicher Weise eignet.

Wracks und Flaschenposten. — Zu den den Laien wenig bekannten, von den Seeleuten aber ängstlich gefürchteten Gefahren des Oceans gehören auch die herrenlosen, weil von ihrer Besatzung verlassenen Wracks, jene Ueberreste der gewaltigen Seeschiffe, die entweder Schiffbruch litten oder durch eine andere Ursache, wie die Entstehung eines Brandes, aufgegeben werden mußten. Die Wracks schwimmen meist so, daß sie nur wenig oder gar nicht aus dem Wasser hervorragen, nur in seltenen Fällen ist der Kiel nach oben gekehrt. Daher sind gewöhnlich

die Wracks bei nebeligem Wetter oder in der Nacht nicht zu erkennen, und die Folge davon ist häufig ein Zusammenstoß der Seeschiffe mit ihnen. Die Wracks sind um Vieles gefährlicher als die Eisberge, auf die das Sinken des Thermometers, das durch die von den Eisbergen bewirkte Abkühlung der Luft herbeigeführt wird, schon aus beträchtlicher Entfernung hinweist. Bei 49 Zusammenstößen auf dem Atlantischen Ocean mit Wracks gingen 9 Schiffe unter, während 17 so schwer beschädigt wurden, daß sie nur mit Mühe einen Hafen erreichen konnten.

Diese Umstände haben dem Hydrographic Office, dem hydrographischen Amt von Nordamerika, Veranlassung gegeben, von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß der herumschwimmenden Wracks zu veröffentlichen, um dadurch die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf dieselben hinzulenken. Die Zahl der Wracks nimmt von Jahr zu Jahr zu; im verflossenen Jahre wurden dem erwähnten nordamerikanischen Amt 1584 Wracks gemeldet. Durchschnittlich machen die Wracks das Meer zwei Monate lang unsicher, dann versinken sie, der vierte Teil jedoch treibt sechs Monate umher und einige irren sogar drei und vier Jahre herum. Berüchtigt ist ein Wrack, das noch eine Mahagoniholzladung im Werthe von 80,000 Mark birgt, siebenundzwanzigmal gesehen wurde und nach einer Berechnung 5000 Seemeilen zurückgelegt haben soll. Zuweilen sendet die amerikanische Regierung Torpedoboote zur Zerstörung der Wracks aus, bei dem Mahagoniholzwrack ist aber die Verwendung von Torpedos nicht möglich, weil in diesem Fall durch die Sprengung das Meer mit schwimmenden Hölzern bedeckt werden würde, die ebenfalls gefährlich wären, da sie den Bruch einer Dampferschraube, gegen die sie anstießen, herbeiführen könnten.

Zuweilen treiben aber auch völlig unbeschädigte und von ihrer Mannschaft verlassene Schiffe auf dem Meere umher. Im August 1893 traf man beispielsweise die österreichische Bark „Vila" auf der Höhe von Hatteras an. Es fand sich, daß sie mit Knochen beladen war, aber keine einzige Menschenseele an Bord hatte, obgleich nicht die geringste Beschädigung zu bemerken war. Diese merkwürdige Erscheinung wurde erst durch einen ähnlichen Fall aufgeklärt. Bald nach der Auffindung der „Vila" ging nämlich

ein Schiff mit gleicher Ladung von Montevideo nach Philadelphia ab, und als es in letzterem Hafen landete, betheuerte die Mannschaft, daß sie nie wieder mit einer Knochenladung fahren würde. Unterwegs seien Skorpione, die verschiedensten Insekten und giftiges Gewürm massenhaft aus den Knochen zum Vorschein gekommen, so daß man sich vor dem Ungeziefer nicht hätte retten können. Die Knochen waren auf den Steppen gesammelt worden und wahrscheinlich hatten in sie die Skorpione und das andere Gethier ihre Eier hineingelegt, aus denen dann in der tropischen Hitze die junge Brut ausschwärmte. Vermuthlich war es der österreichischen Bark „Vila" ähnlich ergangen.

Es darf als sicher angenommen werden, daß die Unglücksfälle durch einen Zusammenstoß mit Wracks noch zahlreicher sind, als es zur Kenntniß gelangt, und daß ein guter Theil derjenigen Schiffe, welche spurlos verschwinden, den Wracks zum Opfer fällt. Das vorher erwähnte Verzeichniß, welches das hydrographische Amt in Washington als „die Pilotenkarte des nordatlantischen Oceans" herausgibt, wird an die Schiffe alle Monate vertheilt, und es sind in ihm die Richtungen verzeichnet, die die schwimmenden Wracks nehmen.

Aber gerade durch diese Ortsveränderungen der Wracks, die mit den Strömungen des Meeres schwimmen, wird der praktische Werth dieser Karten sehr herabgesetzt. Dagegen hat das hydrographische Amt aus den Wegen, welche die Wracks mit den Meeresströmungen einschlagen, die Anregung geschöpft, auf wissenschaftliche Weise, nämlich durch Aussetzung von Flaschenposten, die Bahnen der Meeresströmungen zu erforschen. Die Aussetzung von Flaschenposten, d. h. das Auswerfen von Flaschen, die mit einem Zettel versehen sind, der Nachrichten trägt, wird bekanntlich von den Seeleuten seit Alters her geübt, wenn sie bei einem Schiffbruch der Welt ein letztes Lebenszeichen geben wollen. Man hat sie aber auch bereits zur Feststellung des Meeresströmungen benutzt. Jedoch hafteten bisher dem Verfahren verschiedene Mängel an, wie denn viele Flaschen zerschellten; oder sie wurden an den Küsten, wo sie landeten, nicht aufgefunden, oder sanken auch unter, indem sich kleine Seethiere an ihnen festsetzten, so daß die Flaschen durch die Vergrößerung des Gewichts untertauchten. Das hydro-

graphiſche Amt in Waſhington läßt nun jetzt eine beſondere Art von Flaſchen herſtellen, die durch Geſtalt und Farbe weithin erkennbar ſind und die Buchſtaben H. O. — Hydrographic Office — ſowie eine Nummer tragen. Die Flaſchen ſind ſo gearbeitet und mit Ballaſt gefüllt, daß ſie im Waſſer aufrecht ſchwimmen, und ihre Nummern ziemlich weit geſehen werden können. Sobald eine ſolche Flaſche einem Schiffe ſichtbar wird, braucht der Kapitän nur näher heranzufahren und ihre Nummer feſtzuſtellen, während er die Flaſche ruhig weiter treiben läßt. Wird nun Ort und Zeit der Begegnung notirt und nach Waſhington mitgetheilt, ſo kann aus ſolchen Berichten, wenn ſie genügend zahlreich ſind, die Richtung und Geſchwindigkeit der Meeresſtrömungen mit ziemlicher Sicherheit feſtgeſtellt werden. In Kurzem wird eine große Anzahl ſolcher Flaſchen an die amerikaniſche Hafenplätze anlaufenden Handelsſchiffe mit der Anweiſung vertheilt werden, an welchem Punkte ſie über Bord zu werfen ſind. Bei der großen Wichtigkeit, die die genaue Ermittelung der Meeresſtrömungen für die Seeſchifffahrt und die Wiſſenſchaft beſitzt, iſt die in Amerika jetzt eingeſchlagene Methode mit Freuden zu begrüßen und zu hoffen, daß ſie reiche Ergebniſſe zeitigt. Th. S.

Verfehlte Wahl. — Unter den Zeichen der Anerkennung, welche Fanny Elsler, die berühmteſte aller Tänzerinnen, bewahrte, befand ſich auch ein goldener Kranz und zwei Pantoffeln, deren Geſchichte nicht unintereſſant iſt. Als Fanny Elsler im Jahre 1849 in Turin auftrat und die ganze Stadt entzückte, wollten ihre Bewunderer ihr einen beſonderen Beweis ihrer Verehrung geben und ſchoſſen 3000 Thaler zuſammen, welche ein Juwelier für einen goldenen Kranz verlangt hatte, den man der reizenden Tänzerin überreichen wollte. Schon war er zur Uebergabe bereit, als es den Spendern einfiel, ob nicht dem König eine ſolche Demonſtration mißfallen könnte, und man beſchloß, Seine Majeſtät zu befragen.

„Sie bedürfen meiner Einwilligung zu dem nicht, was Sie thun wollen," antwortete Viktor Emanuel, „geben Sie den Kranz der Tänzerin, wenn es Ihnen Freude macht, aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie in der Wahl des Andenkens, für das Sie ſich entſchieden haben, nicht glücklich geweſen zu ſein

ſcheinen, denn ich glaubte bisher, Kränze ſeien für den Kopf, nicht aber für die Füße beſtimmt. Geſtatten Sie mir daher, hier nachzuhelfen."

Und er ließ zwei reich mit Diamanten beſetzte Pantöffelchen anfertigen, die der Tänzerin zugleich mit dem Kranze überreicht werden mußten. E. K.

Feuerwehrpferde. — Wenn man ein alarmirtes Feuerwehrfuhrwerk zur Brandſtätte raſen ſieht, ſo wird Jeder bemerken können, wie die Pferde ihre ganze Kraft anſpannen, um vorwärts zu kommen, und vielfach geſchieht dies, wie z. B. in New-York, ohne daß der Roſſelenker ſie anzutreiben braucht. Die in der eben genannten Rieſenſtadt eigens für den Feuerwehrdienſt abgerichteten Pferde legen oft eine ganz erſtaunliche Intelligenz an den Tag, die ſich ſchon beim Anſchirren, das bekanntlich in Windeseile geſchehen muß, bemerkbar macht. Sobald das Signal zum Anſchirren und Abrücken gegeben iſt, zerren viele der Thiere, die rechts und links von den Deichſeln feſtgemacht ſtehen, mächtig an ihren Halftern, um loszukommen und in das Sielenzeug zu gelangen. Sind ſie losgekoppelt, ſo treten ſie eiligſt an ihre Kummete und ſuchen ſchon von ſelbſt den Kopf hinein zu ſchieben. In jeder Weiſe ſuchen ſie die Handleiſtungen des Menſchen beim Anſchirren zu erleichtern und zu beſchleunigen, als ob ſie wüßten, daß von der Schnelligkeit unendlich viel abhängen kann.

Daß das Pferd und deſſen Leiſtungsfähigkeit im Zurücklegen von Entfernungen gerade bei der Feuerwehr eine äußerſt wichtige Rolle ſpielen muß, iſt klar, denn jede gewonnene Minute kann über die Rettung von Leben und Eigenthum entſcheiden. Die Dreſſur der Feuerwehrremonten erſcheint daher in New-York — an anderen Orten wird es ähnlich ſein — an maßgebender Stelle ebenſo wichtig, wie die Einübung der Mannſchaften zu ihren mannigfachen Verrichtungen. Ungefähr 800 Pferde befinden ſich im Dienſte der New-Yorker Feuerwehr, und jedes Jahr heißt es etwa 50 Neulinge für den Gebrauch abzurichten. Für dieſe Remonten beſteht eine beſondere Schule, deren Leiter ein Thierarzt iſt. Dieſer hat zu beurtheilen, ob ein Thier ſich zum Feuerwehrdienſt eignet oder nicht, denn nicht alle eingeſtellten rohen Pferde erweiſen ſich als brauchbar für denſelben. Schon nach einigen

Wochen läßt sich ersehen, ob ein Thier den Anforderungen genügt oder nicht, und ist letzteres der Fall, so wird es sofort abgeschafft.

Auch die Pferdecharaktere sind verschieden, wie die der Menschen, und die Anlagen mancher Thiere stehen dem kraß gegenüber, was von ihnen verlangt wird. Die Unterkunft an den Wagen sagt nicht jedem Pferde zu, andere können sich mit der Abrichtung nicht befreunden, während einzelnen die Horn- und sonstigen Signale eine wahre Todesangst einflößen, die sie nimmermehr abzulegen vermögen. Einzelne Thiere werden infolge dessen so störrisch, daß alle angewandten Mittel sich als fruchtlos erweisen; ihrer entledigt man sich alsdann baldigst. O. v. B.

Ein luftscheuer Staatsmann war der berühmte Minister der großen Kaiserin Maria Theresia, Fürst Kaunitz. Wie es heißt, datirte seine ganz außerordentliche Scheu vor jedem frischen Luftzug, ja vor freier Luft überhaupt, schon aus seiner frühen Jugend her, infolge der ängstlichen Verzärtelung seiner Mutter, die viel Unglück mit ihren Kindern gehabt, und deshalb stets für das Leben des schwächlichen Knaben fürchtete. Anstatt abgehärtet zu werden, wurde er also mit übertriebenster Sorge behütet, und vor jedem Lüftchen bewahrt. Nur so ist allerdings die geradezu unglaubliche Abneigung des mächtigen Staatsmanns, den man seiner Zeit sehr bezeichnend den „Kutscher von Europa" nannte, gegen das eigentliche Lebenselement des Menschen, die Luft, zu erklären. Kein Fenster durfte offen sein in dem Raume, wo er sich befand, sogar bei Hofe mußte man dieser Gewohnheit Rechnung tragen. Sobald es hieß: „Fürst Kaunitz kommt!" schlossen sich alle Fenster, und wenn's die Kaiserin oder die Prinzen mit eigenen Händen thun mußten. Zu Fuß ging der wunderliche Staatsminister höchst selten die paar Schritte von seiner Wohnung nach der Hofburg, nur an besonders drückend heißen Tagen wagte er diesen „Exceß", hielt aber dabei ängstlich ein seidenes Tuch sich vor den Mund; ebenso geschah es nur im schwülen Hochsommer, daß er die „Kühnheit" hatte, ein Weilchen im Lehnsessel in seinem kleinen Garten auf der Bastei zu sitzen, oder gar einen Spazierritt im Freien zu „riskiren", das heißt in seinem Garten in Mariahilf, den hohe Bosketts vor jedem zudringlichen Luftzug schützten. Für gewöhnlich verschaffte er sich Bewegung dadurch,

daß er jeden Tag eine Stunde in der Reitſchule umhertrabte, immer nur eine Viertelſtunde auf demſelben Pferde. Auch die Kleidung dieſes luftſcheueſten aller Staatsmänner war dementſprechend eingerichtet, indem Fürſt Kaunitz ſtets wie in einem Futteral umherwandelte: Sommer und Winter ſechs Bekleidungen, größtentheils aus Wolle, übereinandertragend, um ſich ja nicht zu erkälten. Kl. N.

Die Koſt der alten Deutſchen. — Die Koſt unſerer Vorfahren war in den älteſten, wenig gekannten Zeiten, rund vor zweitauſend Jahren, überaus einfach und kunſtlos, ſelbſt ärmlich, auch beim reichen und vornehmen Manne. Noch zu Tacitus' Zeiten, am Ende des erſten Jahrhunderts nach Chriſtus, wußten die Deutſchen nichts von den Geheimniſſen der Küche. Ohne Leckereien und ohne Gewürze ſtillten ſie nichts als den Hunger. Die Beute der Jagd und des Fiſchfangs wurde in rohem oder halbrohem Zuſtande genoſſen, und was die Viehzucht und der ſpärliche Ackerbau an Nahrungsſtoff lieferten, bot wenig Auswahl. Aus Hafer, Gerſte und Einkorn beſtand das Brod und der Brei. Neben ſaurer Milch und Käſe war Hafermus der Hauptbeſtandtheil der Nahrung des Volkes. Butter galt mehr als eine Speiſe der Reichen. Gemüſe und edles Obſt fehlten ſämmtlich in Deutſchland, nur wilde Baumfrüchte waren zu finden. Hülſenfrüchte gediehen, wie Bohnen, Erbſen, Linſen, auch etliche Rübenſorten. Rettige wurden mit beſonderer Sorgfalt gezogen, und mancher erreichte die Größe eines Kindskopfs. Das Fleiſch von wild lebenden und zahmen Pferden, von gemäſtetem Heerdenvieh und Geflügel aß man wohl zumeiſt nur bei Opferſchmäuſen und feſtlichen Gaſtmählern. Da wurde es geſotten und ſammt der Brühe und dem darauf ſchwimmenden Fett genoſſen. Ein uraltes Lied aus grauer, ganz heidniſcher Vorzeit ſchildert das feſtliche Mahl im Hauſe eines reichen, edlen, und in der Hütte eines unfreien Mannes. Dort nahm die Mutter:

„. . . geblümtes Gebild
Von ſchimmernden Linnen, ſie deckte den Tiſch.
Linde Laibe legte ſie dann
Von weißem Weizen gewandt auf das Linnen,

Setzte silberne Schüsseln auf
Mit blassem Speck und gesottenen Vögeln."

Hier brachte die bewirthende Hausfrau dem Gaste:

„. . . einen rauhen Laib
Schwer und klebricht, der Kleien voll.
Suppe in der Schüssel ward aufgesetzt,
Ein gesottenes Kalb war das beste Gericht."

Der allgemeinsten Beliebtheit erfreute sich jedoch für gewöhnlich das Schweinefleisch. Man züchtete Schweine in großer Menge und labte sich an der fetten Kost, vornehmlich an Speck, der roh und gekocht genossen wurde. Das Pökeln und Räuchern verstanden die Deutschen so gut, daß römische Feinschmecker gerne Rauchfleisch aus Deutschland bezogen. Belgischer und westfälischer Schinken galten in den Zeiten des römischen Kaisers Diokletian, 300 Jahre nach Christus, als große Delikatesse. Freilich, je reger im Laufe der Zeiten die Deutschen mit den Römern verkehrten, desto mehr schwand auch diese alte Einfachheit des Lebens. Römische Kaufleute, die in den Grenzstädten ihre Stapelplätze hatten, brachten Schmucksachen, allerlei nützliches Hausgeräth, aber auch neue, bisher ungekannte Genußmittel, vor Allem Gewürze, zu den verschiedenen deutschen Völkerschaften. Auch lernten viele deutsche Männer, die im römischen Heere dienten, die Annehmlichkeiten römischer Lebensweise in nächster Nähe kennen. Früher als vieles Andere nahm man von den Römern die Art und Weise der feineren Speisebereitung an.

Besonders die Franken waren es, die sich am ehesten mit allen Geheimnissen der römischen Kochkunst vertraut machten. Schon zur Zeit der Merovinger gab es unter ihnen Feinschmecker, an welchen selbst M. Apicius, der berühmteste Feinschmecker und Schlemmer unter den Römern, seine Freude gehabt hätte. Gourmands von heute würden diesen leckeren Altvordern noch das Wohlbehagen ihres Gaumens nachfühlen, wenn sie wüßten, welche ausgesuchte Bissen auf damaligen Festtafeln zum Vorschein kamen: ein höchst delikat bereiteter Prachtfisch, der in Deltunke schwamm und das einstimmige Lob aller Geladenen erntete; Pfirsiche von ausgelesener Güte zum Nachtisch, Milch-

crême in den zierlichſten Formen, Prünellen und andere Imbiſſe verſchiedener Art. Nach Einführung des Weines durch die Römer fehlte es neben Meth, Bier und Moſt ſelbſtverſtändlich nicht an einem guten Tropfen des edlen Gewächſes. Ein ſtarker, ungemiſchter Falerner, von Kampaniens Sonne gereift, war eine ſehr beliebte Marke; noch mehr galten die edlen und ſchweren Sorten, die Paläſtina erzeugte, die vielbegehrten Weine aus Gaza. Die wenigen einheimiſchen oder aus Gallien eingeführten Weine waren zu jener frühen Zeit noch wenig beliebt; man trank ſie, da ſie zu leicht waren, auch nicht blank, ſondern miſchte ſie mit Wermuth und Honig oder machte ſie überhaupt durch allerlei Würzen und Zuthaten kräftiger. D—l.

Zwei Ringer. — Lord Darmouth, ein leidenſchaftlicher Ringer, hörte ſo viel von der Körperſtärke eines Schmieds in dem zwiſchen Glasgow und Edinburg gelegenen Orte Milcader, daß er ſich davon perſönlich zu überzeugen beſchloß. Eines Tages erſchien er hoch zu Roſſe vor der Werkſtatt des Athleten, ſtieg ab, führte ſein Pferd durch die offene Thür des das Haus umgebenden Zaunes und ſagte zu dem eifrig beſchäftigten Cyklopen: „Freund, ich komme von London, um zu erfahren, wer von uns Beiden der Stärkſte iſt.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, legte der Schotte ſein Werkzeug aus der Hand, faßte den Lord um den Leib und warf ihn, ohne ſich anzuſtrengen, über den Zaun auf die Landſtraße.

Nachdem der alſo an die Luft Geſetzte wieder etwas zu ſich gekommen, hinkte er wieder an den Zaun heran.

„Was wollt Ihr noch?“ fragte lachend der Herkules.

„Nichts Beſonderes,“ verſetzte der Lord, „werft mir nur auch mein Pferd noch herüber, damit ich nach Hauſe reiten kann.“

E. K.

Warum bläut man Papier, Wäſche und Zucker? — Im Jahre 1746 ereignete es ſich in der Papierfabrik des Mr. Buttenſhaw in Oxford, daß deſſen Frau, welche mit dem Waſchen ſeiner Leinwand beſchäftigt war, zufällig einen Sack gepulverten Blau's in's Zeug fallen ließ, das beinahe fertig gemahlen war. Das Blau vermiſchte ſich raſch mit dem Papierſtoff; ſie fürchtete, großes Unheil angerichtet zu haben, und vermied jede Erwähnung

des Zufalls. Als sie jedoch auf ihres Gatten Frage, was denn dem Stoffe die schöne Färbung gegeben habe, entnahm, daß das Unglück nicht sehr groß sein könne, faßte sie sich ein Herz und offenbarte das Geheimniß. Sie wurde später glänzend belohnt. Mr. Buttensham war mit dem Aufschlag von 4 Schilling per Bündel, die er in London für sein verbessertes Fabrikat erhielt, sehr zufrieden und machte seiner Ehehälfte ein kostbares Scharlachkleid zum Geschenk.

Was war hier vorgegangen? Welche Zauberkraft wohnt dem unscheinbaren Waschblau inne? Die Sache ist einfach und dem Laien doch wenig geläufig. Mr. Buttensham hatte in seiner Fabrik stets weißes Papier hergestellt. Wissenschaftlich gesprochen, erscheint uns ein Körper im Tageslichte weiß, wenn er alle Farben des weißen Lichts in denselben Verhältnissen, in welchen sie im Spektrum der Sonne vorkommen, zurückzuwerfen vermag. Das Weiß ist um so blendender, je mehr Licht es zurückwirft. In demselben Maße aber, als es weniger Lichtstrahlen aller Gattungen zurückwirft, verliert die weiße Farbe an Intensität; der Körper erscheint grau, dann dunkel und endlich schwarz, wenn alle auffallenden Strahlen absorbirt und keine zurückgeworfen werden. Die Gegenstände, welche wir weiß nennen, wie z. B. Schnee und Milch, haben thatsächlich eine bläuliche Farbe. Selbst Eis ist nach Bunsen bläulich gefärbt. Das Blau spielt demnach für unser Auge eine hervorragende Rolle. Schon Parrot hat 1791 behauptet, daß ein bläulicher, also nur schwach blau gefärbter Lampencylinder in Verbindung mit der orangengelben Lampenflamme ein angenehmes weißes Licht gebe. Das Gelbliche der Wäsche wird durch Bläuen kompensirt; hält man in dem Blau das richtige Maß ein, so wird bei den reingewaschenen Geweben ein schönes Weiß erzielt. So ist auch das Weiß selbst des aus gebleichtem Stoff gefertigten Papiers matt, mit einem Stich in's Gelbe, und man sucht seit jener zufälligen Entdeckung durch einen geringen Zusatz von blauer Farbe, vorzugsweise Berlinerblau (Mineralblau), künstliches Ultramarin und Anilinblau den Eindruck des Weiß hervorzurufen, wie den Glanz zu erhöhen. Dasselbe findet statt beim Zucker. In den Fabriken erhält der gelbliche Zucker einzig und allein mit Hilfe von Ultra-

marin eine blendende Weiße. Zum Bläuen von je 100 Zuckerbroten à 12½ Kilogramm Gewicht werden etwa 5 Gramm Ultramarin verwendet. Dr. A. B.

Zuerſt das Geſchäft. — Einer der ſogenannten „Auferſtehungsmänner" in London, welche Leichen zu ſtehlen pflegten, um ſie den Aerzten zu verkaufen, hatte einſt dem Anatomen Hunter einen weiblichen Leichnam zu einem beſtimmten Tage verſprochen. Hunter erwartete ihn mit Ungeduld, aber er kam nicht; dagegen die Frau des Leichenlieferanten, die ihm jedoch, ſtatt einer weiblichen, eine männliche Leiche brachte.

„Aber Ihr bringt mir ja eine männliche Leiche; ich beſtellte eine weibliche," ſagte er ihr.

„Lieber Herr," verſetzte die Frau, „das hat ſeine Urſachen. Mein Mann wollte die verſprochene weibliche Leiche holen, da ertappten ihn aber die Friedhofswächter und erſchoſſen ihn. Ich bringe Ihnen nun meinen Mann dafür und hoffe, daß Sie die arme Witwe ferner mit Ihrem Zuſpruch dafür beehren werden, weil ſie Ihnen wenigſtens Erſatz verſchaffte." —dn—

Jugend hat keine Tugend. — Das iſt ſchon immer ſo geweſen und wird wohl auch ſo bleiben. Eine hübſche Illuſtration dazu liefert der Prinz von Joinville, der Sohn Louis Philipp's, in ſeinen kürzlich erſchienenen Erinnerungen. Sein Erzieher, der Profeſſor Trognon, war zu Beginn ſeiner Laufbahn Lehrer am Gymnaſium zu Langres. Als er hier eines Tages ſeine Klaſſe betrat, hatten die Schüler einen jungen Eſel hinter das Katheder geſetzt, ſo daß der Kopf und die Vorderbeine deſſelben über das Pult hinwegragten, gerade als ob er der Profeſſor ſei. Trognon war mit Recht einigermaßen erſtaunt über dieſe merkwürdige Vertretung, aber er verlor keinen Augenblick die Faſſung. Er hatte ſogar Witz genug, den jungen Unholden eine ganz vortreffliche Lektion zu ertheilen, denn er verließ die Klaſſe mit den Worten: „Da habt ihr ja einen Lehrer, der ganz eurer würdig iſt; den behaltet nur." A. S.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine interessante und spannende Erzählung für die reifere Jugend ist:

Der Schatz im Silbersee.

Von

Karl May.

Mit 16 ganzseitigen Tondruckbildern nach Originalen von E. Thiel.

Elegant gebunden Preis 7 Mark.

Die vorliegende Erzählung hat in mannigfacher Hinsicht eine sichere Anwartschaft auf das ungeteilte Interesse unsrer Knabenwelt. Die markante Eigenart der handelnden Personen, der farbenreiche Schauplatz der Begebenheiten, die spannende Verstrickung der Handlung, alles vereinigt sich, um den Leser des Buches vom ersten bis zum letzten Blatte zu fesseln. Wie bei allen Mayschen Jugendromanen ist mit größter pädagogischer Strenge die Vorliebe der Jugend zu gesunder Realistik dazu benutzt worden, um ihr die Grundzüge sittenstrenger Selbstzucht ins Herz zu prägen, keineswegs möchte das Buch als bloßes Unterhaltungsmittel gewöhnlichen Schlages angesehen werden.

Die Ausstattung ist nach jeder Hinsicht eine sorgfältige gewesen und wenige Publikationen dürften sich in gleich festlichem Gewande auf dem Weihnachtstisch präsentieren.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Universal-Bibliothek für die Jugend

enthält die besten Jugendschriften in neuen Ausgaben mit hübschen Bildern zu enorm billigen Preisen.

Von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig.

(So kostet z. B. ein vollständiger Robinson Crusoë nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 60 Pfennig; Musäus, Volksmärchen, ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pfennig, in Leinwandband mit Goldstempel nur 1 Mark 20 Pfennig.)

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur: u. a. den Campeschen „Robinson", „Coopers Lederstrumpfgeschichten", den Ferryschen „Waldläufer" und Marryats berühmten „Steuermann Ready" oder „Der Schiffbruch des Pacific", sowie dessen „Jacob Ehrlich" und „Peter Simpel". Ferner Coopers „Roter Freibeuter", Birds Erzählung „Der Waldteufel", Marryats „Japhet, der seinen Vater sucht" und „Onkel Toms Hütte", Murrays „Prairievogel", „Gullivers Reisen" von Swift und des Cervantes „Geschichten von Don Quichotte". Weiter Beckers „Erzählungen aus der alten Welt", „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums" von Gustav Schwab, Friedrich Jacobs „Feierabende in Mainau" und J. P. Hebels „Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes". Neben Andersens Märchen finden sich die „Volksmärchen der Deutschen" von Musäus und die Hauffschen vertreten. Auch Christoph von Schmids „Rosa von Tannenburg", „Die Ostereier", „Heinrich von Eichenfels" u. a. fanden Aufnahme.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo keine solche sich befinden, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.

3 9015 01908 0186

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

* Als beliebte Festgeschenke *

empfehlen wir:

Der Jugendgarten.
Eine Festgabe für Knaben und Mädchen.
Gegründet von **Ottilie Wildermuth.**
Band XIX.
Mit 8 farbigen u. 20 Tondruckbildern.
Eleg. gebunden 6 M. 75 Pfg.
Band I—VIII sind vergriffen.

Maienzeit.
Album der Mädchenwelt.
Band IV.
Eleg. gebunden 6 M. 75 Pfg.
Früher ersch. Bd. I-III à 6 M. 75 Pfg.

Das Kränzchen.
Illustriertes Mädchen-Jahrbuch.
Band VI.
Eleg. gebunden 9 Mark.
Früher erschienen Bd. I—V à 9 Mark.

Ottilie Wildermuths Werke.
Herausgegeben von
Adelheid Wildermuth.
Illustriert von Fritz Bergen.
Zu beziehen in
10 eleg. gebund. Bänden à 4 Mark.
10 broschierten Bänden à 3 Mark.
75 Lieferungen à 40 Pfennig.

Das neue Universum.
Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.
Band XV.
Mit zahlreichen Tondruckbildern und Illustrationen.
Elegant gebunden 6 M. 75 Pfg.
Band I, IV, V vergriffen.

Karl May.
Interessante und spannende Erzählungen für die reifere Jugend.

Die Sklavenkarawane.

Der blau-rote Methusalem.

Der Sohn des Bärenjägers.

Mit je 16 Tondruckbildern.
Eleg. gebunden 7 Mark.

Der gute Kamerad.
Illustriertes Knaben-Jahrbuch.
Band VIII.
Elegant gebunden 9 Mark.
Band II—VII geb. à 9 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchh

Filmed by Pre